Gall. rev. 1030 w / 3

gall. rev. 1030 w (3 B. Hög: N. 51

# Geſchichte
der
# Cabinette Europas
während
des Conſulats und des Kaiſerthums
**1800 — 1815**
nach
den Actenſtücken im Archive der auswärtigen
Angelegenheiten zu Paris.

Von
**Armand Lefebvre,**
ehemaligem Beamten im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten.

Aus dem Franzöſiſchen
von
**Dr. A. Diezmann.**

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK FREISING

**Dritter Band.**
Von dem Ende des Feldzugs in Preußen (1806) bis zu den Ereigniſſen in Bayonne (Mai 1808).

Leipzig,
Theodor Thomas.
1847.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Inhalt.

Seite

Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Aufſtand in Preußiſch-Polen. — Drohende Haltung Oeſterreichs. — Angelegenheiten der Türkei. — Sendung Sebaſtiani's nach Conſtantinopel. — Feldzug in Polen. — Schlachten bei Pultusk, Eylau und Oſtrolenka. — Einſtellung der großen Operationen . . . . . . . . . . . 1

Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Napoleon im Schloſſe Finkenſtein. — Schlimme Lage der franzöſiſchen Armee. — Oeſterreich. — Die Türkei. — Der Admiral Duckworth erzwingt die Fahrt durch die Dardanellen. — Sebaſtiani und Ruffin. — Napoleon trägt dem Könige von Preußen den Frieden und ſein Bündniß an. — Abſchlägige Antwort des Königs. — Die Uebereinkunft von Bartenſtein. — Oeſterreich als bewaffneter Vermittler. — Wiederaufnahme der großen Operationen. Schlacht von Friedland . . . . . . . . . . . 36

Vierundzwanzigſtes Kapitel. Der Kaiſer Alexander trägt auf einen Waffenſtillſtand an. — Zuſammenkunft der beiden Kaiſer. — Revolution in Conſtantinopel. — Abſetzung Selims. — Erhebung Muſtaphas. — Alexander. — Napoleon. — Friedrich Wilhelm. — Die Königin von Preußen. — Friedens- und Bundesvertrag von Tilſit. — Betrachtungen . . . . . . . . . 80

Seite

Fünfundzwanzigſtes Kapitel. Rückkehr Napoleons nach Frankreich. — Herr von Champagny erſetzt Talleyrand im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. — Haltung Englands. — Beſchießung von Kopenhagen. — Bruch zwiſchen Rußland und England. — Geheimrathsbefehl vom 18. und 26. November 1806. — Decret von Mailand vom 17. December 1806. — Der General Savary in Petersburg. — Frankreich trägt der Türkei ſeine Vermittelung an. — Uebereinkunft von Soloboſa . . . . . . . . . . . . . 114

Sechsundzwanzigſtes Kapitel. Anwendung der Decrete von Berlin und Mailand auf alle Häfen des Feſtlandes. — Eindruck der Verträge von Tilſit in Wien. — Uebereinkunft vom 16. October 1807 in Fontainebleau. — Oeſterreich tritt dem Continentalſyſteme bei. — Holland und die Schmuggelei daſelbſt. — Vlieſſingen wird mit Frankreich vereiniget. — Italien. — Livorno ein Hauptplatz der engliſchen Schmuggelei. — Toscana mit Frankreich vereiniget . . . . . . . 162

Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Rückkehr des Papſtes nach Rom. — Kirchliche Angelegenheiten. — Feindliche Stimmung des heil. Collegiums gegen Frankreich. — Napoleon läßt Ancona beſetzen. — Briefe Napoleons und des Papſtes. — Rückberufung des Cardinals Feſch, Alquier als Geſandter in Rom. — Weigerung des Papſtes, dem Continentalſyſtem beizutreten. — Das Ultimatum Frankreichs angenommen von dem Papſte. — Beſetzung der Provinzen Urbino, Ancona und Macerata, Beſetzung Roms. — Zurückberufung Alquiers, Eduard Lefebvre als Geſchäftsträger. — Bruch zwiſchen dem heil. Stuhle und Frankreich . . . . . 188

Achtundzwanzigſtes Kapitel. Portugal. — Spanien. — Achſelträgerei des Friedensfürſten 1806. — Proclamation vom 5. October. — Sendung eines ſpaniſchen Contingents an die Elbe. — Anwendung der Decrete von Berlin und Mailand auf die Häfen Spaniens und

Seite

Portugals. — Der Prinz-Regent von Portugal. — Der Hof von Madrid im Jahre 1807. — Karl IV. — Die Königin. — Der Friedensfürſt. — Vertrag von Fontainebleau vom 27. October 1807. — Einfall der Franzoſen in Portugal. — Der Prinz-Regent ſchifft ſich nach Braſilien ein. — Junot in Liſſabon . . . . . 268

Neunundzwanzigſtes Kapitel. Schweden. — Guſtav IV. bleibt England treu. — Geheime Freude in Rußland. — Einfall der Ruſſen in Finnland. — Türkiſche Angelegenheiten. — Rußland weigert ſich, die Moldau und Walachei zu räumen, wie Frankreich Preußen nicht räumen will. — Napoleons Abſichten auf Schleſien. — Caulaincourt als Geſandter in Petersburg. — Zurückberufung Sebaſtiani's aus Conſtantinopel. — Unzufriedenheit Rußlands. — Schlimme Lage Napoleons Rußland und der Türkei gegenüber . . . 322

Dreißigſtes Kapitel. Uneinigkeit im Schooße der königlichen Familie von Spanien. — Der Prinz von Aſturien wendet ſich um Schutz an Napoleon. — Er bittet ihn um eine Gemahlin. — Beauharnais. — Fräulein Taſcher de la Pagerie. — Verhaftung des Prinzen von Aſturien. — Hinderniſſe, welche die Anwendung des Continentalſyſtems in Spanien findet. — Napoleon vernichtet den Vertrag von Fontainebleau. — Beſetzung der nördlichen Feſtungen Spaniens. — Beſchluß des Kaiſers, die Ebroprovinzen mit Frankreich zu vereinigen. — Der Friedensfürſt will den König und die Königin nach Mexiko führen. — Aufſtand in Aranjuez. — Sturz des Günſtlings. — Abdankung des Königs Karls IV. . . . . . . . . . . . . . . . 371

Einunddreißigſtes Kapitel. Die alten Souveraine rufen den Schutz des Großherzogs von Berg an. — Murat in Madrid. — Verlegenheit Napoleons. — Er beſchließt, die Bourbons in Spanien zu ſtürzen. — Sein Brief an den König von Holland. — Sendung Savary's nach Madrid. — Ferdinand verläßt Madrid und

Seite

reiſet Napoleon entgegen. — Schreiben an Napoleon. — Der Kaiſer in Bayonne. — Er antwortet Ferdinand. — Deſſen Ankunft in Bayonne. — Unterhandlungen. — Der Friedensfürſt und die alten Souveraine in Bayonne. — Heftige Auftritte zwiſchen ihnen und Ferdinand. — Aufſtand des Volkes in Madrid am 2. Mai. — Abtretung der ſpaniſchen Krone an Napoleon. Intriguen Murats in Madrid. — Der König Joſeph von Neapel nimmt die Krone Spaniens an. — Die alten Souveraine reiſen nach Compiègne und Ferdinand nach Valençay. — Demüthigung Ferdinands. — Seine Briefe an den Kaiſer und an Joſeph . . . . . . 420

# Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Aufſtand im preußiſchen Polen. — Abſendung einer polniſchen Deputation an den Kaiſer Napoleon. — Worte deſſelben. — Sein Verhältniß zu Oeſterreich. — Er trägt ihm von Neuem ſein Bündniß an. — Weigerung Oeſterreichs. — Furchtbare Rüſtungen dieſer Macht. — Napoleon wird beſorgt darüber. — Er verlangt Erklärungen. — Zurückberufung des Herrn von La Rochefoucault und Erſetzung deſſelben durch den General Andreoſſy. — Anrede dieſes Generals an den Kaiſer von Oeſterreich. — Aufregung der Gemüther in Galizien. — Beſorgniſſe des Wiener Hofes. — Brief des Kaiſers an den General Andreoſſy. — Er ſchlägt vor Galizien gegen Schleſien umzutauſchen. — Weigerung Oeſterreichs. — Schlimme Fehler Rußlands. — Unzeitiger Ehrgeiz dieſer Macht. — Lage der Türkei zu Ende des Jahres 1806. — Sendung des Generals Sebaſtiani nach Conſtantinopel. — Er verlangt die Abſetzung der Fürſten Ypſilanti und Moruzzi. — Heftige Kriſis. — Angſt der Pforte. — Ruſſiſche und engliſche Intriguen. — Unentſchloſſenheit Selims. — Einfall der Ruſſen in die Moldau und Walachei. — Numeriſche Schwäche der ruſſiſchen Armee in Polen. — Feldzug in Polen. — Schlacht von Pultusk. — Rückzug der Ruſſen an die Narew. — Die beiden Heere beziehen die Winterquartiere. — Capitulation der ſchleſiſchen Feſtungen. — Plötzlicher Angriff durch Benningſen. — Gefahren ſeiner Lage. — Sein Rückzug nach Preußiſch-Eylau. — Schlacht von Eylau. — Schlacht von Oſtrolenka. — Nothwendige Einſtellung der großen Operationen.

Die Vernichtung des preußiſchen Heeres und die Annäherung der Franzoſen hatten in den Preußen zugefallenen

polniſchen Provinzen allgemeinen Jubel und Begeiſterung erregt. Als die franzöſiſchen Colonnen in dem Herzogthum Poſen anlangten, ſtand die Bevölkerung in Maſſe auf und griff zu den Waffen. Die Edelleute verließen ihre Schlöſſer und machten ihre Bauern zu Soldaten. Einer der berühmteſten Waffengefährten Koszinsko's, der General Dombrowski, übernahm die Organiſation des Aufſtandes, bildete die einzelnen Schaaren zu Bataillonen, entwaffnete die in den Forts zerſtreuten preußiſchen Detaſchements und bemächtigte ſich der Städte Kaliſch, Siderads, Kempen und Widelnua. Die Geiſtlichkeit weihete dieſe große nationale Bewegung durch ihre Gebete. Ueberall wurden ſelbſt die geringſten Spuren der preußiſchen Verwaltung entfernt und man ſetzte eine Nationalregierung ein. Endlich wurde eine Deputation ernannt und an den Kaiſer Napoleon geſendet, der ſich damals in Berlin befand, um ihn zu erſuchen, ſeinen Geiſt und ſeine Kraft zur Wiederherſtellung Polens zu verwenden.

Die Zukunft war aber noch zu unklar, den Wechſelfällen des Krieges zu ſehr untergeordnet, als daß er hätte wagen können, ernſtlich in ein ſo großartiges Unternehmen ſich einzulaſſen. Doch ſtellte er daſſelbe mit unter die Combinationen, die er vielleicht annehmen könnte. Alles hing von den Ereigniſſen, von den Stimmungen der Verbündeten, von dem Entſchluſſe, den Oeſterreich faſſen würde und beſonders von dem Grade der Energie ab, welche die Polen bei der Zerbrechung des ihnen auferlegten Joches zeigen würden. Er handelte gegen die Abgeordneten des Herzogthums Poſen mit völliger Aufrichtigkeit. Sein Intereſſe, ſie für ſeine Sache zu begeiſtern, entriß ihm keine trügeriſchen Verſprechungen. Er nahm ſie zuvorkommend auf und ertheilte ihnen auch ſeinen Rath, aber

es entſchlüpfte ihm kein Wort, das ſie als beſtimmte Verpflichtung, ihre Nationalität wieder herzuſtellen, mit Recht hätten auslegen können.

„Frankreich,“ ſagte er zu ihnen, „hat die verſchiedenen „Theilungen Polens nie anerkannt. Gleichwohl kann ich „Ihre Unabhängigkeit dann erſt ausſprechen, wenn Sie „entſchloſſen ſind, Ihre Rechte als Nation mit den Waffen „in der Hand durch alle Opfer, ſelbſt das des Lebens, zu „vertheidigen. Man hat Ihnen den Vorwurf gemacht, Sie „hätten in Ihren fortwährenden innern Streitigkeiten die „wahren Intereſſen und das Wohl Ihres Vaterlandes aus „den Augen verloren. Laſſen Sie ſich das Unglück zur „Lehre dienen, vereinigen Sie ſich und beweiſen Sie der „Welt, daß ein Geiſt und Sinn in der ganzen polniſchen „Nation lebt.“ Er fügte ferner jene Worte von ergreifender Gewalt hinzu: „zur Wiederherſtellung von Polen „gehört Blut, wieder Blut und nochmals Blut“, und dadurch gab er zu verſtehen, daß, wie man dreimal das große Opfer habe treffen müſſen, um es hinzuſchlachten, auch drei ſämmtlich glückliche Kriege dazu gehörten, ihm das Leben wieder zu geben.

Der Einzug des Kaiſers in die Stadt Poſen war eine prachtvolle Huldigung. Das Volk drängte ſich in Menge ihm auf dem Wege entgegen, empfing ihn unter tauſendfachem Rufe und begrüßte in ihm gern den Befreier. Radzimoski becomplimentirte ihn im Namen des Senats und wiederholte in beredten Worten die Bitte, er möge Polen wieder aufrichten. Napoleon gab ihm die edle und männliche Antwort:

„Das Unglück Polens iſt die Folge ſeiner innern Un„einigkeiten geweſen. Was durch die Gewalt zerſtört wor-

„den iſt, kann nur durch die Gewalt wieder hergeſtellt „werden. Ich werde mit lebhafter Theilnahme den Thron „Polens ſich erheben und ſeine Unabhängigkeit die ſeiner „Nachbarn ſichern ſehen, welche durch den maßloſen Ehrgeiz „Rußlands bedrohet iſt. Aber Worte und unfruchtbare „Wünſche reichen dazu nicht aus. Wenn die Geiſtlichen, „die Adeligen und Bürger gemeinſchaftliche Sache machen, „wenn ſie den feſten Vorſatz faſſen, zu ſiegen oder zu „ſterben, ſo werden ſie ſiegen und können immer auf mei„nen Schutz rechnen.“

Napoleon hatte Hilfstruppen in den polniſchen Inſurgenten aus dem Herzogthum Poſen gefunden, aber dieſer Aufſtand, welcher ſeine Stärke gegen Rußland ausmachte, drohte ihm einen neuen Feind zu ſchaffen.

Der Kaiſer ſtrebte ſeit ſechs Jahren mit dem größten Eifer nach einem Continentalbündniſſe, welches für immer die Coalitionen vernichte, den Continent beherrſche und England zum Frieden zwinge. Dieſes große Bündniß hatte er zuerſt mit Rußland, dann mit Preußen zu ſchließen verſucht. Preußen gehörte ihm jetzt durch das Recht des Stärkern, aber er achtete es zu gering, als daß er es zur Grundlage ſeiner Föderativmacht hätte machen mögen. Er konnte es höchſtens als untergeordnetes Werkzeug ſeiner Politik benutzen. So blieben ihm nur Rußland und Oeſterreich übrig, an die er ſich zu wenden vermochte. Wenn Frankreich und Rußland ſich zu einem innigen Bündniſſe vereinigten, mußten die Folgen deſſelben unberechenbar ſein; das Ausſehen der ganzen Welt konnte umgeſtaltet werden. Welche Monarchie auf dem Feſtlande könnte einem ſo furchtbaren Bunde gegenüber unabhängig und frei bleiben? Schon die Befürchtung einer ſolchen Möglichkeit mußte

hinreichen, in Wien ernſtes Nachdenken hervorzurufen. Napoleon hatte ſich, wie erwähnt, bemüht, den Argwohn jenes Hofes zu beſänftigen und ihn durch den freundſchaftlichen Character ſeiner Demonſtrationen von allen feindſeligen Gedanken abzubringen. Er bot ihm das Bündniß, welches er ihm vor dem Beginn des Krieges angetragen hatte, nach der Schlacht von Jena nochmals an. Am 19. October beauftragte er ſeinen Geſandten, dem Grafen von Stadion zu ſagen, Oeſterreich dürfte es zu bereuen haben, wenn es dieſe Gelegenheit vorübergehen laſſe, eine innige Verbindung mit Frankreich zu ſchließen und es würde ihm, wenn er in Wien zurückgewieſen werden ſollte, nichts übrig bleiben, als ſich mit Preußen oder Rußland zu vereinigen. Oeſterreich war aus den letzten Kämpfen ſchwer verwundet, gedemüthigt und bedeutend geſchwächt hervorgegangen und um das Widerſtreben zu ſchwächen, um es an ſich zu ziehen, eröffnete Napoleon dem Ehrgeize Wiens neue und große Ausſichten. Er zeigte ihm in Preußen eine Beute, in welche ſich die beiden Kaiſerreiche theilen könnten, in der Türkei einen Staat, den zu ſchützen ſie gleiches Intereſſe hätten und in Rußland einen gemeinſamen Feind, den ſie in ſeinen Grenzen zurückhalten müßten.

Der Haß, den man in Wien gegen Frankreich hegte, die Achtung vor dem Herkommen, die Ehrloſigkeit eines Abfalles zur Zeit eines ſolchen Unglückes wie jenes von Jena und endlich der Einfluß der engliſchen Partei hielten jenen Hof auf dem Wege, auf dem er ſeit ſechszehn Jahren ging, und ſo ſchlug er zum zweiten Male das Bündniß mit Napoleon aus. In derſelben Zeit, als dieſer Oeſterreich an ſich zu ziehen ſuchte, beſchwor es Friedrich Wilhelm, ſeiner Noth ſich zu erbarmen und ihm zu Hilfe zu eilen. Der Kaiſer Alexander und das engliſche Miniſterium ver-

einigten ihre Bitten mit denen des unglücklichen Königs. Sie ſtellten dem Kaiſer Franz vor, daß es von Wichtigkeit für das Heil aller Kronen und die Exiſtenz ſeines eigenen Hauſes ſei, Preußen nicht ganz untergehen zu laſſen. Es war dies eine faſt wörtliche Wiederholung deſſen, was im Jahre vorher vor der Schlacht von Auſterlitz geſchehen. Nur hatten Preußen und Oeſterreich die Rollen gewechſelt.

Das Unglück von Jena hatte in Wien einen tiefen ſchmerzlichen Eindruck gemacht. Bei der Schilderung dieſer Kataſtrophe beſänftigte ſich mit einem Male aller Haß und Groll des kaiſerlichen Hofes gegen ſeinen ehemaligen Nebenbuhler und er fühlte nur Mitleiden für ein ſo großes Unglück. Freilich hatte er den Muth nicht, den Beſiegten zu Hilfe zu eilen; aber er gab ihnen doch Verſprechungen, die er durch Rüſtungen unterſtützte. Oeſterreich hatte bereits bei den erſten Anzeichen eines Bruches zwiſchen Frankreich und Preußen Beobachtungscorps an den Grenzen von Böhmen und Mähren zuſammengezogen. Dieſe Streitkräfte mehrten ſich von Tage zu Tage und waren zu einer furchtbaren Armee geworden, welche bereit war, der franzöſiſchen in den Rücken zu fallen und ſie von dem Rheine abzuſchneiden. Die Ruſſen ihrer Seits rückten gegen die Weichſel; ein neuer Feldzug ſollte beginnen, und wer konnte die Wechſelfälle deſſelben vorausſehen? In dem kalten Polen, in welchem die Franzoſen noch nie gekämpft hatten, behielt ihnen das Schickſal vielleicht einen der großen Unfälle vor, über welchem funfzehn Jahre des Sieges und Ruhmes vergeſſen werden konnten. Oeſterreich entſchloß ſich, für alle möglichen Fälle bereit zu ſein. Es beſchränkte ſich nicht darauf, in Mähren und Böhmen alle verfügbaren Truppen aufzuhäufen; es hob auch in allen

Provinzen viele Mannſchaften und Pferde aus. Es brachte ſeine Schwadronen auf den vollſtändigen Kriegsfuß und vermehrte die Zahl ſeiner Feldbatterien bedeutend.

Napoleon, der mit Recht über eine Haltung beſorgt war, die keineswegs, wie er ſagte, eine unparteiiſche Neutralität, ſondern eine offenbare Drohung gegen ſeine Macht war, beklagte ſich lebhaft. Er forderte Oeſterreich in gebieteriſchen beſtimmten Ausdrücken auf, ſeinen Militäretat herabzuſetzen und ſeine Heere von den Grenzen in das Innere zurückzuziehen. Dieſe Forderung verſetzte den Wiener Hof in die ängſtlichſte Beſorgniß. Weigerte er ſich, ſo ſtand ihm der Krieg bevor; unterwarf er ſich, ſo handelte er gegen geheime Verpflichtungen und nöthigte vielleicht Friedrich Wilhelm und den Kaiſer Alexander, ſich Frankreich gänzlich in die Arme zu werfen. Er verſuchte deshalb zuerſt durch demüthige Sprache der Gefahr eines vorzeitigen Bruches und der Schande einer abgenöthigten Entwaffnung zu entgehen. Er betheuerte ſeine Redlichkeit, längnete keck einen Mann mehr ausgehoben zu haben und ſchwur, nie weiter davon entfernt geweſen zu ſein, mit Frankreich Krieg führen zu wollen. In der Wirklichkeit aber wurde durchaus nichts geändert. Die Hauptarmeecorps lagerten fortwährend an den Grenzen Böhmens und Galiziens und ſtatt die Rüſtungen einzuſtellen, betrieb man ſie vielmehr mit verdoppeltem Eifer.

Ein ſolcher Zuſtand konnte nicht von Dauer ſein. Napoleon wollte wiſſen, ehe er weiter in den polniſchen Ebenen vorrückte, woran er in Bezug auf die wirklichen Pläne Oeſterreichs ſei. Wenn er daſſelbe zu der Zahl ſeiner Feinde zu rechnen hatte, ſo war es jedenfalls beſſer, es jetzt zu bekämpfen zu haben, als wenn er ſich 300 Stunden von dem Rheine befände. Er nahm ſich deshalb vor, um

jeden Preis das Geheimniß zu ergründen, mit dem ſich dieſe Macht umgab. Er rief Herrn von La Rochefoucault von Wien zurück und ſandte ſtatt deſſelben den General Andreoſſy, deſſen militäriſcher Blick in der Stellung der Corps und dem Gange der Rüſtungen Oeſterreichs geheime Abſichten errathen konnte.

Als der neue Geſandte dem Kaiſer Franz ſein Beglaubigungsſchreiben überreichte, ließ er die herkömmliche offizielle Sprache bei Seite, ging gerade auf das Ziel los und ſagte zu dem Kaiſer: „Der Kaiſer Napoleon fürchtet weder ſeine öffentlichen noch ſeine geheimen Feinde. Er beurtheilt die Geſinnungen nach den Thatſachen und iſt zu klug, um die letzteren nicht zu durchſchauen. In dieſer Hinſicht, Sire, würde er unendlich bedauern annehmen zu müſſen, daß die bedeutenden Rüſtungen, welche Ew. Majeſtät ſeit dem Beginne der Feindſeligkeiten ausgeführt haben, je nach den Wechſelfällen des Krieges gegen ihn gerichtet wären. Ew. Majeſtät ſcheinen an den Flanken der franzöſiſchen Armee alle Ihre verfügbaren Truppen nebſt unermeßlichen Magazinen vereiniget zu haben. Während Sie wegen aller Punkte des Umfanges Ihres weiten Reiches ruhig ſein können, ſcheint Ew. Majeſtät ein einziger zu beſchäftigen, und dies iſt gerade der, wo die franzöſiſche Armee, Anfangs im Kampfe mit der preußiſchen, die wie durch einen Sturmwind zerſtreut worden iſt, wahrſcheinlich bald mit den Truppen Rußlands zum Kampfe kommt.“

Eine ſolche Sprache war ungewöhnlich; es war als ſpräche Omar im Namen des Propheten. In gewöhnlichen Zeiten würden ſo ſtolze Worte faſt eine Beleidigung geweſen ſein. Unter den beſtehenden Verhältniſſen war es eine kluge Gewandtheit, Oeſterreich die Maske abzureißen. Der Kaiſer Franz, der überraſcht und verlegen war, ant-

wortete, „er habe keine andern Abſichten, als eine gewiſ-
„ſenhafte Neutralität zu behaupten, er habe dem Kaiſer
„Napoleon verſprochen, nicht mehr unter den Feinden deſ-
„ſelben zu erſcheinen, und er werde ſein Wort halten."

Es war dem Wiener Hofe nicht möglich, ſeine Achſelträgerrolle länger zu behaupten; es mußte ein Entſchluß gefaßt werden; man mußte ſich für die Auflöſung der Beobachtungscorps oder für den Krieg entſcheiden. Oeſterreich wollte ſeine Kräfte lieber für beſſere Zeiten aufſparen. Es rief deshalb ſeine Armeecorps von der böhmiſchen und mähriſchen Grenze zurück, betrieb aber nichtsdeſtoweniger, obgleich mehr im Geheimen, ſeine Vorbereitungen. Seine Neutralität war nur Furcht. Es wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit, um ſich zu erklären. Sobald die franzöſiſchen Waffen eine tüchtige Schlappe erhielten, rückte es unfehlbar gegen dieſelben.

So ſtanden die Verhältniſſe mit Oeſterreich, als die Ankunft Davouſt's in Poſen und Warſchau und die Proclamationen des Generals Dombrowski den Aufſtand jener Länder veranlaßten. Der Ruf nach Unabhängigkeit, der ſich in dem preußiſchen Polen erhob, fand ein Echo in beiden Galizien. Alle Herzen regten ſich; in den Schlöſſern der Edelleute wie unter dem niedern Dach der Hütten ſegnete man den Namen Napoleons und öffentlich ſprach man Wünſche für den Sieg ſeiner Waffen aus. Schon waren die Ungeſtümſten zum Aufſtande bereit, aber dieſer edele Aufſchwung wurde durch die zahlreichen Truppen niedergehalten, mit denen Oeſterreich die beiden Provinzen überſchwemmt hatte. In Wien war man nichtsdeſtoweniger in der äußerſten Beſorgniß. Was weder das Unglück Preußens, noch die Bitten des Königs ſowie die des Kaiſers

Alexander und Englands vermocht hatten, konnte die Furcht, Galizien zu verlieren, bewirken. Napoleon ſah ein, daß er Gefahr laufe, Oeſterreich in das Lager der Verbündeten übergehen zu ſehen, wenn er kein Mittel fände, die Beſorgniſſe deſſelben zu beruhigen. Er ſchickte deshalb dem General Andreoſſy neue Inſtructionen und ſchrieb ihm am 1. December zu dieſem Zwecke ſelbſt.

„Der König von Preußen hat erklärt, daß er den Waf„fenſtillſtand nicht ratifiziren könne, weil ſein Land voll „von Ruſſen ſei. Ganz Polen ſteht auf; Geiſtliche, Ade„lige, Bauern, Alles iſt Soldat. Es ſteht nicht in meiner „Macht, dieſen Nationalausbruch zu verhindern. Der an „beiden Ufern der Weichſel gelegene Theil Polens hat bereits „60,000 Mann auf den Beinen. Ich hätte dieſen Eifer „gern durch eine Unterbrechung der Feindſeligkeiten be„ſchränken mögen, aber der König von Preußen wollte es „nicht. Das Schickſal wird das Uebrige thun.

„Der Aufſtand im preußiſchen Polen iſt eine natürliche „Folge der Anweſenheit der Franzoſen, — müſſen Sie in „Wien ſagen. Uebrigens habe ich die Theilung „Polens nie anerkannt; aber als getreuer Beobachter „der Verträge werde ich mich durchaus nicht in das öſter„reichiſche Polen miſchen, wenn ich auch den Aufſtand der „preußiſchen Polen begünſtige.

„Wenn Oeſterreich Schwierigkeiten findet, „Galizien unter dieſen Vorgängen zu behaup„ten oder will einen Theil Schleſiens als Ent„ſchädigung annehmen, ſo können Sie erklären, „daß Sie bereit wären, vorläufige Beſprechun„gen über dieſen Gegenſtand zu beginnen. Mein „Verhalten kann nicht friedfertiger ſein. Will

„Oeſterreich Galizien behalten, ſo miſche ich mich nicht „ein. Will es im Geheim oder öffentlich unterhandeln? „Ich bin bereit zu thun was es wünſcht.“

Unter andern Umſtänden hätte Oeſterreich vielleicht die Hand zur Wiederherſtellung Polens geboten, denn die Nähe Rußlands drückt und beunruhiget es, und es würde ſich glücklich geſchätzt haben, dieſe ehemalige Schranke zwiſchen ihm und ſeinem furchtbaren Nachbar wieder aufzurichten. Im Jahre 1806 aber war Frankreich der erſte Gegenſtand ſeines Haſſes und ſeiner Beſorgniß, und gegen Frankreich ſuchte es überall Hilfe. Auf dem Continente konnte es nur Rußland in einem neuen Kampfe gegen Frankreich unterſtützen; das durch franzöſiſche Waffen wiederhergeſtellte Polen mußte nothwendig die Ueberlegenheit Frankreichs von dem Norden nach dem Süden ausdehnen, ſo daß ihm das ganze Feſtland unterthan geweſen ſein würde. Im Süden durch das Königreich Italien, im Weſten durch die Schweiz und den Rheinbund, im Norden durch Polen und im Oſten durch die Türkei, die ſo gewiſſermaßen Sclavin des franzöſiſchen Syſtems geworden wäre, gedrückt, hätte Oeſterreich ſich gar nicht mehr frei bewegen können und würde in dem Gürtel von Feinden, die es auf allen Seiten umgaben, erſtickt worden ſein. Es konnte deshalb unmöglich ſeine Zuſtimmung zu einer Combination geben, welche eine wenn auch nur partielle Wiederherſtellung Polens bezweckte. Es verwarf die Anträge Frankreichs in Bezug auf einen Eintauſch Schleſiens gegen Galizien und erklärte, das moraliſche Gefühl geſtatte ihm nicht, eine Provinz anzunehmen, deren Beſitz ihm nicht freiwillig von Preußen verbürgt würde.

Der Kaiſer erkannte die volle Bedeutung dieſer Wei-

gerung. Er befahl dem General Andreoſſy *), den Grafen Stadion wo möglich zu überzeugen, daß die Waffenergreifung der Bewohner von Poſen nur ein Kriegsmittel gegen Rußland ſei und daß man in Wien keinen politiſchen Gedanken damit verbinden dürfe. Er ging von dieſem Augenblicke an auch noch vorſichtiger in ſeinen Reden an die polniſchen Behörden zu Werke und trieb die Rückſichtnahme auf Oeſterreich ſoweit, daß er bei der in Warſchau gebildeten proviſoriſchen Regierung nur aus dieſer Provinz ſtammende Polen zulaſſen wollte.

Die Schlacht von Jena hatte die militäriſche Lage und die Rolle Rußlands vollſtändig geändert. Es war nicht mehr ein Beiſtand, ſondern die Hauptpartei in dem Kampfe gegen Frankreich geworden. Seine Gefahren wie ſeine Pflichten hatten ſich vergrößert und auf ihm allein ſollte nun die ganze Laſt des Krieges ruhen. Seine geſammten Streitkräfte würden nicht zu viel geweſen ſein, ſich mit den ſiegreichen franzöſiſchen Colonnen zu meſſen. Aber ſtatt dieſelben mit 160,000 Mann zu bekämpfen, ſtellte es ihnen im Anfange des polniſchen Feldzuges nur 90,000 gegenüber. Es iſt von Wichtigkeit genau zu ermitteln, durch welche ſeltſame Verkettung von Ereigniſſen und Fehlern Rußland ſich freiwillig ſo geſchwächt hatte.

Die Pforte war ſeit der Beendigung der ägyptiſchen Expedition völlig außerhalb der Bewegungen der europäiſchen Politik geblieben und in dieſer Abſonderung und Unthätigkeit erſtlich durch die eigene Schwäche, zweitens durch den Willen Rußlands und Englands gehalten worden, welche ſie täglich beherrſchten, das erſtere durch die Furcht,

*) Brief des Kaiſers an den General Andreoſſy vom 27. Jan. (Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.)

welche ſie vor ihm hegte, und das zweite durch die Dienſte, welches es ihr zu leiſten im Stande war. Rußland wußte, daß die Mitwirkung eines ſolchen Bundesgenoſſen gegen Frankreich mehr eine Verlegenheit als eine Hilfe geweſen ſein würde. England ſeiner Seits würde gefürchtet haben, die Türkei zuſammenbrechen zu ſehen, wenn es dieſelbe in Bewegung bringe. Dieſe beiden großen Mächte hatten damals ihre Rivalität im Oriente ruhen laſſen, um ſich nur mit der Vereinigung ihrer Bemühungen im Occidente gegen den Kaiſer Napoleon zu beſchäftigen. Frankreich ſelbſt hatte bis 1805 vergebens verſucht, im Schooße des Divans die Sympathien zu wecken, welche ihn ſonſt an ſeine Intereſſen knüpfte. Der General Brune, der nach Conſtantinopel geſchickt worden war, um da unſern Einfluß wieder zu heben und den der Ruſſen und Engländer zu bekämpfen, war bei allen ſeinen Verſuchen geſcheitert. Unſer Einfluß auf die Pforte ſchien für immer vernichtet zu ſein. Die Eroberung Aegyptens hatte uns dieſelbe entfremdet und ſeit wir uns von dort hatten vertreiben laſſen, verachtete ſie uns. Wir hatten in ihren Augen allen Glanz verloren, den der Freundſchaft wie den der Stärke. Der Feldzug von 1805 änderte dieſen Zuſtand der Dinge. Die Kanonen von Auſterlitz fanden ein Echo an den Ufern des Bosporus; der Divan, der Sultan Selim zitterten vor Staunen und Bewunderung. Die franzöſiſche Partei, die ſeit langer Zeit muthlos geſchwiegen hatte, erhob von Neuem ihr Haupt, verſtärkte ſich durch alle die, welche im Oriente den Willen Gottes in den Wechſelfällen des Glückes ſehen und fing an, dem Einfluſſe der Ruſſen und Engländer die Wage zu halten. Der Impuls war gegeben und Alles vorbereitet; einige mit Geſchick geleitete Intriguen, Gold, das von einer gewandten Hand vertheilt

wurde und beſonders Kühnheit mußten hinreichen, unſer Uebergewicht in Conſtantinopel völlig wieder herzuſtellen.

Während der Unterhandlungen, die dem Kriege mit Preußen vorhergegangen waren, hatte Napoleon an den Sultan Selim einen außerordentlichen Geſandten geſchickt, welcher ihm das Bündniß und die Unterſtützung Frankreichs antragen ſollte. Dieſe Sendung hatte einen ganz ſpeziellen Character. Es kam nicht darauf an, im Geheimen zu unterhandeln und im Dunkel geheimnißvolle Intriguen anzuknüpfen und den engliſch-ruſſiſchen Einfluß unbemerkt zu untergraben; im Gegentheil, man mußte geräuſchvoll unterhandeln, betäuben, drohen, gewaltſam die Bande zerreißen, welche die Türkei mit unſern Feinden vereinigte und im offenen Kampfe ſich der Leitung des Divans bemächtigen.

Napoleon iſt in der Wahl ſeiner Geſandten nicht immer glücklich geweſen. Nur zu oft ſuchte er ſie mit Unrecht in ſeinen Generalſtäben. Die Hofbildung iſt eine ganz andere als die, welche im Lager erworben wird, und die Rohheit der Soldaten findet ſich ſelten mit dem geſchmeidigen Scharfſinne der Diplomaten verbunden. Diesmal aber that der Kaiſer einen glücklichen Griff. Der Mann, den er an Selim ſchickte, war einer ſeiner jüngſten Generale, gleich ihm von corſiſcher Geburt und hatte ihm ſchon bei mehreren Gelegenheiten, namentlich am 18. Brumaire, Beweiſe von großer Ergebenheit gegeben. Der General Sebaſtiani beſaß eine ſchöne Geſtalt und einen lebhaften entſchloſſenen Geiſt. Seine diplomatiſche Bildung freilich war weder ſehr feſt, noch ſehr umfaſſend, er erſetzte indeß das, was ihm fehlte, durch große Gewandtheit und einen bemerkenswerthen Geſchäftstact. Uebrigens kannte er den Orient, wo er bereits unter dem Conſulat

eine glänzende Miſſion gehabt hatte. Er war ſchlau und eifrig wie die Männer ſeines Vaterlandes, und in ſeiner Geſchmeidigkeit um ſo gewandter, als er ſie unter einem anmaßenden Aeußern verſteckte, in der Wahl der Mittel, ſein Glück zu machen, eben ſo kühn als geſchickt, liebte die Pracht, welche den Orientalen gefällt und hatte ſonach die guten, wie gewiſſermaßen die ſchlechten Eigenſchaften, welche die ganz beſondere Sendung erforderte, mit der er beauftragt wurde. Er verließ Paris in den letzten Tagen des Juni 1806 und begab ſich direct nach Conſtantinopel. Seine Inſtructionen ſchrieben ihm vor, zuerſt die Mittel der Ueberredung und, wenn ſie fruchtlos blieben, die der Drohung anzuwenden, um die Türkei wieder in den Kreis unſeres Einfluſſes zu bringen. Wenn der Krieg im Norden ſich von Neuem entzündete, ſollte er ſchnell einen Bruch zwiſchen der Pforte und Rußland herbeiführen und die erſtere aufreizen, die Gelegenheit zu benutzen, um ſich auf Beſſarabien und die Krimm zu ſtürzen und die ſo werthvollen Provinzen wieder zu erlangen.

Die Fürſten Ypſilanti und Moruzzi ſtanden in Conſtantinopel an der Spitze der ruſſiſchen Partei. Sie waren Statthalter in der Moldau und Wallachei und der Einfluß Rußlands hatte ſie zu dieſen hohen Aemtern erhoben. Ihr Anſehen bei der Pforte und ihre Reichthümer waren unermeßlich. Sie verfügten über faſt alle Stimmen im Divan und waren nach dem Sultan die angeſehenſten Perſonen im Reiche. Die Inſtructionen, welche der General Sebaſtiani erhalten hatte, ſchrieben ihm vor, Alles aufzubieten, um das Anſehen dieſer Männer zu untergraben und an ihrer Stelle als Statthalter in der Moldau und Wallachei die Fürſten Suzzo und Callimachi ernennen zu laſſen, welche den franzöſiſchen Intereſſen ergeben waren. Aber der Ver-

trag von Jaſſy verſagte der Pforte ganz beſtimmt das Recht, in eine ſolche Forderung zu willigen. Nach der ausdrückliche Beſtimmung jenes Vertrags war die Dauer der Gewalt der Hospodaren auf ſieben Jahre geſetzt und unter die Garantie Rußlands geſtellt. Ypſilanti und Moruzzi verwalteten die beiden Provinzen erſt ſeit drei Jahren. Von der Pforte zu verlangen, ſie möge die Abſetzung derſelben ausſprechen und für ſie Anhänger Frankreichs ernennen, hieß ſie auffordern, mit Rußland zu brechen.

Der General Sebaſtiani war eben in Conſtantinopel angekommen, als er Nachricht von dem am 20. Juli durch Oubril in Paris abgeſchloſſenen Frieden erhielt, aber er glaubte, dies Ereigniß dürfe ihn von der Ausführung der Befehle ſeines Hofes nicht abhalten. Der Frieden war allerdings unterzeichnet, aber noch nicht ratifizirt. Es blieb noch immer Zeit, wenn der Kaiſer Alexander das Werk ſeines Unterhändlers ſanctionirte, von den Forderungen abzulaſſen, die ſich dann mit den friedlichen Verhältniſſen zwiſchen ſeiner Regierung und Rußland nicht mehr vertragen würden. Der franzöſiſche Geſandte erſuchte demnach die Pforte, dem Kaiſer ſeinem Herrn einen glänzenden Beweis von Freundſchaft zu geben, indem ſie ihm Ypſilanti und Moruzzi opfere. Er ſagte, dieſe Fürſten hätten die Intereſſen des Sultans unwürdig verrathen, ihre unbeſchränkte Macht benutzt, um die Ehre, die Würde und ſelbſt die Exiſtenz des Reiches an Rußland zu verkaufen und ſo durch ihre Verbrechen das Recht verloren, die Garantien des Vertrags von Jaſſy anzurufen.

Der Divan erſtaunte und erſchrak über dieſe unerwartete Forderung. Selbſt Die, welche Frankreich am geneigteſten waren, nannten ſie unzeitig. Die andern, die faſt alle durch ruſſiſches Gold gewonnen waren, antworteten,

man müſſe ſie ſofort als eine offenbare Verletzung des Vertrags von Jaſſy beſeitigen. Dieſe Anſicht wurde von der Mehrheit angenommen und dem General Sebaſtiani gemeldet. Der junge Geſandte verlor den Muth nicht. Er wendete ſich nicht mehr an den Divan, ſondern an Selim ſelbſt. Er ſchilderte ihm Ypſilanti und Moruzzi als Verräther, welche die Türkei zum unvermeidlichen Verderben führten, und Frankreich als ſeine natürliche Stütze, als den feſteſten Verbündeten. Dadurch brachte er den Sultan in Beſorgniß und Unruhe und entriß ihm den Hattiſcherif, welcher die beiden Hospodaren abſetzte und an ihre Stelle Suzzo und Callimachi ernannte.

Es war zu Ende des Auguſts 1806. Bald erfuhr der General Sebaſtiani, daß der Kaiſer Alexander Herrn von Oubril desavouirt und den Vertrag vom 20. Juli verworfen habe. So mußte ſich der Krieg im Norden von Neuem entzünden und Alles ließ ahnen, daß nicht blos Deutſchland, ſondern Polen der Schauplatz ſein würde. Es war der Augenblick gekommen, entſcheidende Streiche am Bosporus zu führen; es kam nur darauf an, die Türken aus ihrer hundertjährigen Lethargie zu wecken und ſie gegen Beſſarabien zu treiben. Der General Sebaſtiani begab ſich zu dem Reis-Effendi und verſicherte mit dem ſtolzen gravitätiſchen Weſen, das ein characteriſtiſcher Zug bei ihm war, der Hof von St. Petersburg habe den Vertrag vom 20. Juli nur verworfen, weil er die Unabhängigkeit der ſieben Inſeln garantirte und Raguſa wieder unter den Schutz der Pforte ſtellte. Er ſtellte Frankreich als das Opfer ſeiner Fürſorge für die Sicherheit und Unabhängigkeit des ottomaniſchen Reiches dar. „Sollen ihm nur alle „Arbeiten, alle Gefahren zufallen, während das Reich, für „deſſen Wohl es ſeine Ruhe und ſein Blut opfert, auch

„noch ferner in feiger und verderblicher Unthätigkeit hin„ſchlummert? Iſt nicht für die Türkei die Gelegenheit ge„kommen, die Waffen wieder zu ergreifen, die Thatkraft „ihrer Völker aufzufordern, ſich auf Rußland zu ſtürzen „und mit einem Male alle erduldeten Beleidigungen zu rä„chen, indem ſie ihm gleichzeitig die Krimm und Beſſara„bien wieder entreißt?“ Nach den Aufreizungen und Drohungen erklärte endlich der Geſandte den ottomaniſchen Miniſtern, daß die Stunde für ſie gekommen ſei zu wählen. „Der Kaiſer Napoleon,“ ſagte er zu ihnen, „hat eine „Armee nach Dalmatien geſendet, um die Pforte zu ſchützen. „Aber wenn ſie ſich mit Rußland oder England verbündet, „ſteht ſein Entſchluß feſt; er wird dann ſeinen Truppen „eine andere Beſtimmung geben und die Türkei feindlich „behandeln.“ Darauf verlangte der General, daß man jedem ruſſiſchen Kriegsſchiffe, wie jedem Schiffe derſelben Nation, das mit Kriegsmunition beladen ſei, die Einfahrt in den Bosporus unterſage. Wenn man die Einfahrt noch länger geſtatte, werde ſofort eine franzöſiſche Flotte die Dardanellen angreifen.

Betäubt und unterjocht durch den gebieteriſchen Ton des Vertreters Napoleons, immer bereit, dem am heftigſten Drohenden nachzugeben und überdies von der Hoffnung getrieben, ihre verlorenen Provinzen wieder zu erlangen, gab die Pforte die Sache Rußlands auf und bewilligte alle Forderungen des franzöſiſchen Geſandten.

Die Lage war ernſt. Man ſtand vor einer entſcheidenden Kriſis und die Pforte entzog ſich dem Einfluſſe Englands und Rußlands. Die Geſandten dieſer beiden Mächte theilten einander ihre Beſorgniſſe mit und kamen überein, Alles zu verſuchen, Bitten, Verſprechungen, Drohungen, ſelbſt Gewalt, um die Pforte wieder unter ihr

Joch zu bringen. Der ruſſiſche Miniſter Italinski verließ ſeinen Palaſt, begab ſich auf das engliſche Schiff Canopus und ließ dem Reis-Effendi anzeigen, daß er, wenn die Fürſten Ypſilanti und Moruzzi nicht augenblicklich wieder in die Fürſtenthümer Moldau und Wallachei eingeſetzt würden, nach Sebaſtopol ſegele und alle friedlichen Verbindungen zwiſchen Rußland und der Pforte abgebrochen werden würden. Der engliſche Geſandte führte eine nicht minder drohende Sprache. Da er ſelbſt, Arbuthnot, durch das Fieber in ſeinem Sommerpalaſte zurückgehalten wurde, ſo beauftragte er einen ſeiner Secretäre, William Wellesley-Pole, an ſeiner Stelle dem Divan ſeine Forderungen vorzulegen oder vielmehr aufzunöthigen. Der junge Engländer kam in Conſtantinopel in Galopp an, begab ſich in den Divan mit der Reitpeitſche in der Hand und forderte mit gebieteriſcher Miene die Verſammlung auf, ſofort alle ihre letzten Maßregeln zu widerrufen. Im Weigerungsfalle würde eine engliſche Flotte die Fahrt durch die Dardanellen erzwingen und die Hauptſtadt in Brand ſtecken.

Italinski und Arbuthnot hatten die Wirkung ihres doppelten Schrittes nur zu wohl berechnet. Er erfüllte den Divan und das Serail mit Entſetzen. Das Werk des Geſandten Frankreichs wurde noch einmal geſtürzt; man vergaß ſeine Verſprechungen wie ſeine Drohungen; man ſah nur noch die drohende Gefahr eines Bruches mit zwei furchtbaren Mächten, welche das ottomaniſche Reich vernichten konnten, wenn die eine ihre Armeen, die andere ihre Flotten losließ. Selim wagte es nicht, ſo vielen Gefahren entgegen zu treten; er ſetzte Ypſilanti und Moruzzi in die Fürſtenthümer wieder ein, widerrief den Hattiſcherif, welcher den ruſſiſchen und engliſchen Kriegsſchiffen die Einfahrt in den Bosporus und die Dardanellen unterſagte,

und ſetzte dieſer Schwäche die Krone auf, indem er ins Geheim unſerm Geſandten verſprach, ſobald als die Umſtände es erlauben würden, eine unauflösliche Verbindung mit dem Kaiſer Napoleon einzugehen.

Der Hof von St. Petersburg hatte unterdeß die Abſetzung ſeiner Schützlinge, der Hospodaren, erfahren und über den Bruch der Verträge geſchrieen. Begierig benutzte er dieſen Vorwand, um die Türkei anzugreifen, vereinigte 80,000 Mann unter den Befehlen des Generals Michelſon und trug ihm auf, unmittelbar die Moldau und Wallachei zu beſetzen. Bald darauf erfuhr er indeß, daß die Pforte ihr Unrecht gegen ihn wieder gut gemacht, die Fürſten Ypſilanti und Moruzzi in ihre Regierung wieder eingeſetzt und den ruſſiſchen und engliſchen Schiffen den Bosporus und die Dardanellen von Neuem geöffnet habe. Wenn die Türkei eine Macht geweſen wäre, die in dieſer Zeit für etwas hätte gerechnet werden können, ſo würde Rußland ihre Unterwerfung mit inniger Freude angenommen, ihr einen Tag der Verirrung und der Beleidigung verziehen und ſich für vollkommen befriedigt erklärt haben. Aber es kannte die Schwäche dieſes Reiches und war entſchloſſen, dieſelbe zu benutzen, um es anzugreifen und ihm neue Provinzen zu entreißen. Vergebens hatte der Divan allen Forderungen Italinski's nachgegeben und um die Verzeihung dieſes Geſandten gebeten; Rußland wollte gar keine Reue, die ihm das Recht ſich zu rächen entzog; es erklärte ſich fortwährend für beleidigt und widerrief die Befehle nicht, welche der General Michelſon erhalten hatte. Allerdings würde es einen doppelten Krieg zu führen haben, an der Weichſel und an der Donau. Aber in der unbedachten Hitze des Ehrgeizes wollte es den Ausgang des erſten Zuſammenſtoßes zwiſchen den Franzoſen und Preußen nicht

abwarten, um loszubrechen. Die Erinnerung an die Kataſtrophe von Ulm hielt es nicht auf; es ging in die Schlinge, die ihm Frankreich gelegt hatte, fiel in die beiden Provinzen ein und verwendete dazu 80,000 Mann, die, mit der Armee in Polen vereiniget, ihm eine unbeſtreitbare Ueberlegenheit über die Franzoſen gegeben haben würden. Nach dem Unglücke von Jena ſah es freilich die ganze Größe ſeines Fehlers ein und wollte ihn wieder gut machen; es zog von ſeiner Armee an der Donau zwei Diviſionen zurück und beorderte ſie an die Narew, aber ſie konnten unmöglich vor dem Monat Februar mit dem General Eſſen ſich vereinigen. Es that alſo nichts Vollſtänſtändiges und Fertiges. Es trennte ſeine Armee in der Moldau, lähmte dadurch die Operationen des Generals Michelſon und begann den Feldzug in Polen mit ſolcher numeriſcher Schwäche, daß es an der Weichſel ſich nicht halten konnte. England war über den Einfall der Ruſſen in die Moldau und Wallachei nicht weniger betrübt, wagte es aber nicht ſich zu beklagen. Es brauchte den Arm Rußlands, um Napoleon niederzuſtrecken, und mußte deshalb Gewaltthätigkeiten dulden, welche es zu jeder andern Zeit nicht geduldet haben würde.

Für Frankreich, das die unermeßlichen Gefahren über die Türkei herauf beſchworen hatte, war es eine heilige Pflicht, überall Unterſtützung für dieſelbe zu ſuchen. Es wendete die Blicke auf Wien und bemühete ſich, im dortigen Cabinet die Fürſorge für ein Reich zu wecken, deſſen Exiſtenz die Sicherheit Siebenbürgens und Ungarns verbürgt. Es vertraute ihm die eigenen Beſorgniſſe an. „Es „fürchte,“ ſagte es, „die Ruſſen möchten, nachdem ſie die „Moldau und Walachei erobert, über den Balkan gehen „und ſich Conſtantinopels bemächtigen. Wäre dies nicht

„ein ernſtlicher Grund zur Beunruhigung für ganz Europa?
„Und wäre nicht die Zeit gekommen, daß Frankreich und
„Oeſterreich ſich vereinigten, um die Exiſtenz der Türkei,
„wenn ſie noch möglich, zu verbürgen und wenn ſie nicht
„mehr möglich, über ihre Trümmer zu verfügen?“ Vergeblich; der Wiener Hof beklagte bitter die gefährliche Lage, in welche wir die Türken gebracht hätten, erklärte aber, daß er ſich keinesweges dem Bruche mit Rußland ausſetzen würde, um jenen Staat zu retten.

Die große Armee, welche an die Weichſel rückte, um uns zu bekämpfen, war in zwei Hauptcorps unter den Generalen Benningſen und Burhowden getheilt, mit denen ſich 16,000 Preußen unter dem General Leſtocq vereinigten. Dieſe drei Corps waren 106,000 Mann ſtark und ihr Oberbefehlshaber war der General Kamenski, ein achtundachtzigjähriger Greis, welcher ſich in den Kriegen Katharina's ausgezeichnet hatte, jetzt aber durch das Alter gebrochen und unfähig war, das Gewicht eines ſolchen Commandos zu tragen.

Am 15. November kam der General Benningſen mit ſeinem 55,000 Mann ſtarken Armeecorps an der Weichſel an, nahm ſeine Stellung in Warſchau und ließ die Brücke von Praga befeſtigen. Bald aber erſchien die Spitze unſerer Colonnen am linken Ufer des Fluſſes. In den Tagen des 30. November, 1. und 2. December erzwangen Murat, Davouſt und Lannes den Uebergang über den Fluß. Das Land befand ſich in Aufruhr und überall bildeten ſich die Polen zu Parteigängerſchaaren. Benningſen, der zu ſchwach war, um der aufgeſtandenen Bevölkerung die Spitze zu bieten, zog ſich auf das heranrückende Corps Burhowdens zurück und überließ uns die beiden Ufer der Weichſel. Der Marſchall Ney bemächtigte ſich Thorns und eröffnete den

Marſch mit den Corps Bernadotte's und Beſſières'. Augereau und Soult, welche das Centrum bildeten, gingen der erſtere bei Zakroczym, der zweite bei Plock über den Fluß. Die Armee beherrſchte die beiden Ufer und rückte an den Niemen vor.

Der Kaiſer verließ Poſen am 16. December und ehe er ſich aus dieſer Stadt entfernte, verrichtete er eine höchſt wichtige Handlung. Er ſchloß (am 11. December) mit dem Kurfürſten von Sachſen, der bisher zu ſeinen Feinden gehört hatte, ein enges Bündniß. Dieſer Fürſt trat dem Rheinbunde bei und verpflichtete ſich ein Contingent von 10,000 Mann für den Dienſt Frankreichs zu ſtellen. Nach einer beſondern Beſtimmung kam man überein, daß dieſes Contingent während des gegenwärtigen Krieges nur 6000 Mann betragen ſolle. Napoleon, der freigebig gegen ſeinen neuen Verbündeten war, vertauſchte den Kurfürſtenhut deſſelben mit einer Königskrone, ja er verſprach, wenn das Glück ſeine Waffen begünſtige, ihm nach dem Frieden die ganzen polniſchen Provinzen abzutreten, welche Preußen entriſſen werden könnten.

Von Poſen begab ſich Napoleon nach Warſchau, wo er am 18. ankam, dann rückte er lebhaft gegen die Ruſſen vor, welche den Raum zwiſchen der Ukra, dem Bug und der Narew beſetzt hielten. Das Corps von Benningſen, das uns am nächſten war, lagerte um Naſielsk und Pultusk; das von Burhowden befand ſich etwas weiter zurück, zwiſchen Gombin und Makow. Beider Rückzugslinie ging über Rozan nach Oſtrolenka zu. Das preußiſche Corps des Generals Leſtocq, der an der Drewenz ſtand, bildete den äußerſten rechten Flügel des feindlichen Heeres.

Der Kaiſer beſchloß durch ein Manöver ſeines linken Flügels die Ruſſen von ihrer Rückzugslinie abzuſchneiden

und ſie nach der öſterreichiſchen Grenze zu drängen. Während Lannes ſie in der Front angriff, ſollten ſich Augereau und Soult durch einen ſchnellen Marſch an die rechte Flanke begeben und ſie auf der Straße von Rozan zu umgehen ſuchen. Unſere Manöver ſchüchterten den alten Kamenski ein, welcher die ganze Armee nach Lomza und Oſtrolenka zurückziehen ließ. Um ſeine rückgängige Bewegung zu beſchleunigen, gab er in ſeiner Angſt den Befehl, alle Kanonen im Stiche zu laſſen, aber Benningſen und Burhowden lehnten ſich gegen einen ſolchen Befehl auf und leiſteten ihm keinen Gehorſam.

Der Marſchall Lannes traf Benningſen in Naſielsk, nöthigte ihn zum Rückzuge und griff ihn am 26. December auf den Höhen von Pultusk an. Die Ruſſen hatten für ſich eine vortheilhaftere Stellung, mehr Mannſchaft und mehr Geſchütz. Lannes machte unerhörte Anſtrengungen, um Pultusk zu nehmen, aber es gelang ihm nicht. Die Wege befanden ſich in einem fürchterlichen Zuſtande. Die Narew war übergetreten und die Ebene an ihren Ufern in einen ſumpfigen Moraſt verwandelt, in welchen Menſchen und Pferde einſanken. Das Zuſammentreffen war fürchterlich und auf beiden Seiten kämpfte man mit Ausdauer und Muth. Die Ruſſen ſetzten unſerm Ungeſtüme eine bewundernswürdige Feſtigkeit entgegen. Endlich wichen ſie aber doch, räumten in der Nacht vom 26. zum 27. die Stadt Pultusk und zogen ſich in guter Ordnung auf Oſtrolenka zurück.

Die Schlacht von Pultusk war nur eine Epiſode des von Napoleon entworfenen großen Manövers. Die Hauptſchläge ſollten nicht das Corps Benningſens, ſondern das Burhowdens treffen. Mürat, Davouſt und Augereau griffen das letztere Armeecorps in Gombin an. Leider konnten

ihre Colonnen in dem ungeheuern Sumpfe, in welchem ſie ſich befanden, nicht mit der gehörigen Schnelligkeit manövriren. Das rettete die ruſſiſche Armee. Welche Bewegung der Marſchall Soult auch machte, um dem Feind durch Schnelligkeit in Makow zuvorzukommen und ihm jeden Ausgang zu verſperren, er konnte nicht zu rechter Zeit ankommen. Buxhowden, der am 26. in Gombin kräftig angegriffen wurde, hielt ſich den ganzen Tag gut und konnte in der Nacht ungehindert ſeinen Rückzug bewerkſtelligen. Auf unſerm linken Flügel hatte der Marſchall Ney den General Leſtocq aus Soldau vertrieben, ihn von der ruſſiſchen Armee abgeſchnitten und nach Oſtpreußen zurückgeworfen.

Die Jahreszeit war entſetzlich. Auf den überall tief zerriſſenen Wegen konnten die Magazine und Geſchütze nicht rtgeſchafft werden. In Folge der Anſtrengungen und der uchtigkeit litt die Armee viel. Die an der obern Narew rückgedrängten Ruſſen konnten eben ſo wenig manövriren Napoleon entſchloß ſich in der Ueberzeugung, daß ſie einiger Zeit mehr Entſcheidendes zu verſuchen wagen würden, ſeine Winterquartiere zu beziehen und eine günſtigere Witterung abzuwarten, ehe er die großen Operationen wieder beginne. Demzufolge begab er ſich ſelbſt nach Warſchau zurück, ſtellte ſeinen linken Flügel zwiſchen den Beiflüſſen des Bug und der Weichſel, ſein Centrum zwiſchen Mlawa und Neidenburg auf und ſtützte ſeinen linken Flügel auf das friſche Haff, ſo daß er die ganze untere Weichſel deckte und Danzig wie Graudenz in Schach hielt. Die Ruſſen ihrer Seits nahmen ihre Cantonnements bei Lomza.

Der Kaiſer benutzte dieſe kurze Ruhe, um ſeine Armee zu verſtärken. Sie hatte ſich wie ein Bergſtrom vom Rhein

nach der Weichſel geſtürzt, in ihrem ungeſtümen Laufe alle Dämme und Hinderniſſe niedergeworfen, welche der Feind ihr entgegengeſtellt und ließ ein unermeßliches verwüſtetes Land hinter ſich. Hier muß man die wunderbare Verwendung anſtaunen, welche der Kaiſer von ſeinem großen Geiſte machte. Das Organiſationsgenie war bei ihm, wie man oft geſagt hat, eben ſo groß wie das Schlachtengenie; ſeine Klugheit kam ſeiner Kühnheit gleich und nichts entging ſeiner Wachſamkeit und Vorausſicht. Friſche Corps, aus Neuausgehobenen beſtehend, füllten die Lücken aus, welche die Kämpfe und forcirten Märſche in den Reihen der großen Armee hervorgebracht hatten. Andere Reſervecorps, die echolonsweiſe von dem Rheine bis zur Weichſel aufgeſtellt waren, bildeten eine ununterbrochene Kette, welche die feindlichen Völker in Unterwürfigkeit hielt. Unſer Geſchütz war dem der Ruſſen in den letzten Kämpfen nicht gewachſen geweſen und der Kaiſer ließ neue Batterien kommen. Er baute die Werke von Thorn und Praga wieder auf, deckte die Städte Modlin und Sieradz an der Weichſel mit Verſchanzungen und organiſirte ein neues Armeecorps, das zehnte, welches er unter die Befehle des Generals Lefebvre ſtellte. Es ſollte Danzig und Kolberg belagern.

Die Sicherheit unſerer Communicationslinien und der zweideutige Character unſerer Verhältniſſe mit Oeſterreich machten es für uns unumgänglich nöthig, die ſchleſiſchen Feſtungen zu nehmen. Der General Vandamme, welcher beauftragt worden war ſie zu unterwerfen, hatte ſich bereits am 2. December Glogau's bemächtigt und dann Breslau belagert. Dieſe von vortrefflichen Feſtungswerken, von einer 6000 Mann ſtarken Garniſon und 300 Geſchützen vertheidigte und mit Lebensmitteln wohl verſehene große

Stadt konnte lange widerſtehen. Sie wurde in ihrem Widerſtande durch den Fürſten von Anhalt-Pleß unterſtützt, welcher an der Spitze der in Regimenter geordneten Bauern von Oberſchleſien durch plötzliche und wiederholte Angriffe die Belagerungsarbeiten ſtörte. In einem Gefechte bei Strehlen aber wurde ſeine Schaar niedergemacht und verlor ihre ſämmtlichen Kanonen. Die von Vandamme hart bedrängte Feſtung, die keine Hoffnung auf Erſatz mehr hatte und mit einem Sturm bedroht war, ergab ſich am 8. Januar. Bald nachher fielen nach einander Brieg, Schweidnitz und Koſel. So blieben nur noch Neiße und Glatz zu unterwerfen, die beiden ſtärkſten Plätze in Oberſchleſien, die beide von bedeutenden Garniſonen vertheidigt wurden. Sie ſetzten unſern Angriffen einen tapfern und hartnäckigen Widerſtand entgegen und ergaben ſich erſt zu Ende des Feldzugs, Neiße am 1. Juni und Glatz am 14., nachdem ihre Lebensmittelvorräthe völlig erſchöpft waren.

Der Kaiſer hatte darauf gerechnet, daß die Ruſſen, durch die ungünſtige Jahreszeit in ihren Cantonnirungen zurückgehalten, ihn in ſeinen Winterquartieren nicht ſtören würden, aber er ſah ſich bald eines Andern belehrt. Um ſeiner Armee Lebensmittel zu verſchaffen, hatte er ſich genöthigt geſehen, ſeinen linken Flügel unter Bernadotte bis Elbingen gehen zu laſſen. Das in Mlawa liegende Armeecorps Neys verband den linken Flügel mit dem Centrum der Armee, Ney verließ aber ſeine Stellung und zog bis Heilsberg, entweder weil ihn die Nothwendigkeit, ſeinen Truppen Lebensmittel zu verſchaffen, zwang, eine andere Gegend zu ſuchen, oder weil er ſich mit Bernadotte beredet hatte Königsberg zu bedrohen.

Dieſes excentriſche Manöver zerriß die Kette unſerer

Armeecorps und erregte die Aufmerkſamkeit der Ruſſen. Der alte Kamenski hatte das Commando niedergelegt und war durch Benningſen erſetzt worden, denſelben, welcher bei dem tragiſchen Tode Pauls I. eine ſo grauſame Rolle geſpielt hatte. Dieſer General erkannte in dem falſchen Manöver des Marſchalls Ney die Möglichkeit ihn zu vernichten und hoffte durch die Wälder und Seen, welche ſeine Linien deckten, uns ſeinen Marſch geheim zu halten. Er hob in der Stille alle ſeine Lager auf und ließ an der Narew nur eine einzige ſeiner Diviſionen zurück, die des Generals Eſſen; dann rückte er mit 80,000 Mann vor und fiel unerwartet über die Corps Ney's und Bernadotte's her. Er hatte die Abſicht, ſie von der großen Armee abzuſchneiden, an das Meer zu drängen und zu vernichten. Nachdem dieſer große Schlag gelungen, wollte er über die Weichſel gehen, Danzig, Graudenz und Kolberg entſetzen, den Krieg nach Weſtpreußen ſpielen und uns ſo zwingen, ihm die ganze Weichſellinie zu überlaſſen. Statt ſich aber in den durch das excentriſche Manöver Ney's freigelaſſenen Raum zu werfen, ſtieß er gerade auf dieſen Marſchall, der alsbald umkehrte und die einen Augenblick zerriſſene Kette unſerer Linie wieder anknüpfte. Bernadotte ſeiner Seits, der am 25. in Mohrungen überrumpelt worden war, zog ſich in aller Eile in der Richtung von Thorn nach Straßburg zurück. Dieſe rückgängige Bewegung machte Benningſen kühn, der ſich durch das Feuer der Verfolgung fortreißen ließ, Bernadotte lebhaft gegen Thorn drängte und das Gros der franzöſiſchen Armee hinter ſich ließ. So ging er genau in dieſelbe Schlinge, in welche Ney und Bernadotte beinahe gefallen wären.

Napoleon erkannte ſofort die ganze Bedeutung des von ſeinem Gegner begangenen Fehlers und entſchloß ſich den

linken Flügel der Ruſſen zu umgehen, ſie von Königsberg abzuſchneiden, an das Meer zu drängen und zu zwingen, ſich zu ergeben oder zu ſterben. Inſtructionen, welche dem Marſchall Bernadotte geſandt wurden, weiheten ihn in das Geheimniß der großen Bewegung ein. Der Marſchall empfing den Befehl, den Feind durch ſcheinbare Flucht zu täuſchen und ihn an die Unterweichſel zu locken. Sobald dieſe Bewegung des Feindes erkennbar wurde, verließ die franzöſiſche Armee am 1. Februar ihre Cantonnirungen und rückte gegen die linke Flanke der Ruſſen, welche ihr Hauptquartier bereits in Mohrungen und ihren Vortrab in Oſterode hatten. Wenn ſie Bernadotte noch einen Tag lang an der Unterweichſel verfolgt hätten, würden ſie, von unſern Colonnen eingeſchloſſen, von dem Niemen abgeſchnitten und an das Meer gedrängt, ſicherlich das Schickſal der Preußen bei Jena gehabt haben. Der Offizier aber, welcher die Befehle dem General Bernadotte überbringen ſollte, hatte das doppelte Unglück, gefangen genommen zu werden, ohne Zeit zu haben, ſeine Depeſchen zu vernichten. Sie wurden alsbald dem General Benningſen geſandt, der aus denſelben erſah, daß er in ſein Verderben ging, indem er ſo ungeſtüm gegen die Unterweichſel vordrängte. Er kehrte alsbald um und zog ſich auf Jontowo zurück. Napoleon fühlte den tiefſten Schmerz, als er ſeine Beute ſich entgehen ſah, gab indeß die Hoffnung noch nicht auf, die Ruſſen auf der Straße von Königsberg umgehen zu können. In dieſer Abſicht drängte er ſeine Colonnen vorwärts; vergebens, er konnte nur noch den Nachtrab des Feindes an der Brücke von Bergfried und dann nach einander bei Wolfsdorf, Hof und Landsberg erreichen. Am 9. Februar kam die ruſſiſche Armee wohlbehalten in Preußiſch-Eylau an und hatte bei dieſem eiligen Rückzuge nur eines ihrer

Corps gefährdet, das des preußiſchen Generals Leſtocq, welcher zu ſpät von der Frontveränderung Benningſens benachrichtiget worden war und von dem Marſchall Ney überfallen wurde. Er entging ihm nur mit genauer Noth und indem er ein Drittel ſeiner Soldaten opferte.

Benningſen war ſo lebhaft verfolgt worden, daß er, um nicht an der linken Flanke überholt, von dem Pregel abgeſchnitten und unter die Mauern Königsbergs zurückgedrängt zu werden, ſich umkehren und uns eine Schlacht anbieten mußte. Demzufolge ſtellte er in Preußiſch-Eylau und den umliegenden Dörfern die Diviſionen Markow und Barclay de Tolly auf, während er ſelbſt mit dem Gros ſeiner Colonnen etwas weiter zurück auf der Straße von Königsberg ſich feſtſetzte.

Murat und Soult eröffneten den Marſch der franzöſiſchen Armee. Am 7. Februar griffen ſie lebhaft die Stellungen an, welche die beiden ruſſiſchen Diviſionen vor Eylau eingenommen hatten und nahmen ſie nach einem großen Blutbade. Der in die Stadt zurückgedrängte Feind hielt ſich da bis um zehn Uhr Abends. Als ſie uns dieſelbe überließen, war ſie nur noch ein Trümmer- und Leichenhaufen. Napoleon verlegte ſein Hauptquartier dahin und ließ in der Ueberzeugung, daß der Feind in vollem Rückzuge auf Königsberg ſei, ſeine ermüdeten Colonnen einige Stunden ausruhen. Am andern Morgen früh aber mit Tagesanbruche zeigte ihm ein Hagel von Kugeln und Bomben, der auf die Stadt Eylau fiel, daß die Ruſſen nahe bei ihm waren und daß er unter dem Feuer ihrer Batterien geſchlafen habe.*) Es ließ ſich nicht daran zwei-

*) Napoléon devant le tribunal de César et d'Alexandre, par le général Jomini. Tom. II. p. 358.

feln, Benningſen war entſchloſſen, uns eine große und entſcheidende Schlacht zu liefern.

Die beiden Armeen waren ziemlich von gleicher Stärke; jede zählte 75 bis 80,000 Mann, aber die Ruſſen hatten eine größere Anzahl Geſchütze und in der Zeit, als ſie den Kampf begannen, war die franzöſiſche Armee auf ihren beiden Flügeln nicht gedeckt. Der rechte unter den Befehlen Davouſt's hatte ſich nach Domnau, der linke unter Ney gegen Kreuzburg gewendet. Der Marſchall Bernadotte erhielt erſt am 4. Februar die Nachricht, daß der Kaiſer gegen Benningſen rücke. Am 6. war er erſt in Oſterode, ſo daß er am 6. unmöglich an der großen Schlacht Theil nehmen konnte. Bis ein Uhr Nachmittags war die franzöſiſche Armee auf die Corps des Centrums, die Cavaleriereſerve nnd die Garde beſchränkt, welche zuſammen kaum 50,000 Mann ausmachten. Napoleon beeilte ſich ſeine beiden Flügel an ſich zu ziehen, aber Davouſt konnte erſt um die Mitte des Tages in die Linie einrücken und der Marſchall Ney kam erſt Abends auf dem Schlachtfelde an. Benningſen dagegen verfügte ſchon am Morgen über ſeine geſammten Truppen mit Ausnahme des Corps von Leſtocq, der übrigens auch ziemlich zu rechter Zeit ankam, um bedeutenden Antheil an der Schlacht zu nehmen.

Die ruſſiſche Armee lehnte ihren rechten Flügel auf Schobitten und den linken auf Klein-Saußgarten; 150 Zwölfpfünder und 250 Mörſer vertheidigten ihre furchtbaren Poſitionen. Bagration führte die Avantgarde, Sacken das Centrum und Doctorow die Reſerve.

Das Soult'ſche Corps wurde zuerſt angegriffen. Es beſtand aus kaum 18,000 Mann und hatte 70,000 Ruſſen gegen ſich. Man war in halber Kanonenſchußweite von einander entfernt und alle Schüſſe trafen. Tauſende von

Tapfern fielen auf unſrer Seite. Soult befand ſich in ernſter Gefahr, aber Augereau kam ihm zu Hilfe und beide drangen ungeſtüm auf das Centrum der Ruſſen ein. Der Schnee fiel in ſolcher Menge, daß die Luft dadurch verdunkelt wurde und der Nordwind trieb ihn unſern Soldaten in die Augen. Die Diviſionen Augereau's verloren ihren Richtungspunkt und geriethen zwiſchen die Cavalerie- und Infanteriereſerve der Ruſſen. Mit außerordentlicher Kraft von vorn und an der Seite angegriffen, von vierzig Kanonen in größter Nähe niedergeſchmettert, wurden ſie zerriſſen, faſt vernichtet. Napoleon fühlte bei dieſer traurigen Nachricht unbeſchreiblichen Schmerz; er ſah den Sieg weichen und mit ihm die Herrſchaft über das Feſtland. Er machte alſo eine ungeheure Anſtregung und trieb ſeine ganze Cavaleriereſerve gegen den Feind. Murat und Beſſières rückten an der Spitze von 70 Schwadronen vor, ſtürzten ſich mit unglaublicher Wuth auf das Centrum der Ruſſen, warfen die erſte und zweite Linie und gelangten bis zur dritten. Die Feder vermag das gräßliche und zugleich großartige Schauſpiel dieſes gewaltigen Zuſammenſtoßes nicht zu ſchildern. Das Geſchrei der Angreifenden miſchte ſich mit dem Hurrah der Ruſſen, mit dem Wehklagen der Sterbenden und dem Donner der Geſchütze. Die ruſſiſchen Linien, welche anfangs vor dem ungeſtümen Anprall Murats und Beſſières zurückgewichen waren, bildeten ſich von Neuem und als unſere Schwadronen umkehrten, trafen ſie auf eine furchtbare Mauer, die ſie noch ein Mal niederwerfen mußten. Der Heldenmuth war in beiden Heeren gleich groß und das Blutbad fürchterlich. Auf der Seite des Feindes fielen ganze Reihen Infanterie, um nie wieder aufzuſtehen und franzöſiſche Schwadronen verſchwanden bis auf den letzten Mann. Der General Hautpoult,

welcher die große Colonne der Cüraſſiere befehligte, war eines der Opfer dieſes verderblichen Tages.

Es war ſchon Mittag vorüber und noch erſchien weder das Corps Davouſts noch das des Marſchalls Ney. Der Kaiſer befand ſich in der heftigſten Unruhe. Endlich wurde die Ankunft Davouſts ſignaliſirt; er rückte ſofort in die Linie ein, ſtürzte auf den linken Flügel der Ruſſen und Alles wich vor ihm zurück. Die Diviſionen Oſtermann, Kamenski und Bagavouth wurden mit Gewalt auf das Dorf Kutſchitten zurückgeworfen und obwohl ſie unerhörte Anſtrengungen machten, dieſe Stellung zu behaupten, wurde ſie ihnen doch genommen. Auf dieſer Seite war der Feind gänzlich geworfen, als der preußiſche General Leſtocq ſeinerſeits ankam, dem linken Flügel der Ruſſen zu Hilfe eilte, ihn wieder feſthielt, mit ihm die Poſition von Kutſchitten von Neuem nahm und Davouſt nöthigte ſich auf Anklapen zurückzuziehen. Der Tag neigte ſich zu Ende, ſchon breitete die Nacht ihren Schleier aus und die Ruſſen ſtanden unbeweglich in ihren geſchwächten Reihen, als der Marſchall Ney erſchien. Die Anweſenheit eines friſchen Corps unter einem ſolchen Führer änderte die Lage der beiden Heere gänzlich. Benningſen wagte es nicht, den Kampf zu verlängern und überließ uns das Schlachtfeld, das mehr ein Blut- als Siegesfeld war. Das war die ſchreckliche Schlacht von Eylau, eine der mörderiſcheſten und doch am wenigſten entſcheidenden der neuern Kriege. Sie koſtete jeder der beiden Armeen ungefähr 30,000 Todte und Verwundete.

Die Ruſſen erwarteten von den Franzoſen verfolgt zu werden, aber die beiden Heere, die gleich gelitten hatten, waren nicht im Stande die Operationen fortzuſetzen. Napoleon zog alle ſeine Corps zurück und ließ ſie hinter der Paſſarge und Alle wieder Winterquartiere beziehen. Er

ſelbſt begab ſich zuerſt nach Oſterode, dann in das Schloß Finkenſtein. Benningſen erfuhr dieſe rückgängige Bewegung erſt am 19. Februar, täuſchte ſich über die Abſichten Napoleons, bildete ſich ein, die franzöſiſche Armee ſei außer Stande, ſich im Felde zu halten, und ſchickte ſich an, wieder über die Weichſel zu gehen; er zog uns alſo nach. Da ſtellte ſich der Kaiſer, als wolle er ſelbſt an ſeiner ganzen Linie die Offenſive wieder ergreifen und dieſes Manöver zeigte Benningſen, daß er ſich über die Lage und die Abſichten ſeines Gegners getäuſcht habe; er hielt deshalb in ſeiner Bewegung ein, bezog nach Napoleons Beiſpiele ſeine Winterquartiere wieder und ſtellte ſeine Corps zwiſchen der Alle, dem Pregel und dem friſchen Haff auf.

Während die beiden erſchöpften und geſchwächten Armeen die Kämpfe einſtellten, griff der ruſſiſche General Eſſen, welcher zur Beobachtung an der Narew zurückgelaſſen worden und durch eine von der Moldau-Armee detachirte Diviſion verſtärkt worden war, am 15. Februar das franzöſiſche Corps an, welches die obere Weichſel zu decken hatte. Der General Savary befehligte daſſelbe in Abweſenheit des Marſchall Lannes, der krank war. Dieſes Armeecorps befand ſich in ſehr gefährlicher Lage; es war nur 12,000 Mann ſtark, während Eſſen 22,000 hatte. Aber ein glücklicher unvorhergeſehener Umſtand ſtellte das Gleichgewicht wieder her. Der General Oudinot marſchirte mit 9000 Grenadieren auf Willenberg, um ſich der großen Armee anzuſchließen, als er Kenntniß von der offenſiven Bewegung des Generals Eſſen erhielt. Er eilte ſogleich Savary zu Hilfe. Die beiden Generale, die in Uebereinſtimmung manövrirten, trugen bei Oſtrolenka einen vollſtändigen Sieg über die Ruſſen davon und dieſer war von großer ſtrategiſcher Wichtigkeit. Wenn Savary ge-

ſchlagen worden wäre, würde die ganze franzöſiſche Armee in die rückgängige Bewegung ihres linken Flügels hineingezogen worden ſein. Die Schlacht von Oſtrolenka befeſtigte ſie auf ihrer ganzen Linie. Die beiden Enden ſtützten ſich das eine am friſchen Haff auf die Oſtſee und das andere auf die Narew; das Centrum war durch die Alle und Paſſarge gedeckt. Da Maſſena aus Italien angekommen war, übertrug ihm Napoleon das Commando des Armeecorps, welches die Diviſionen des Generals Eſſen an der Narew zurückzuhalten hatte.

## Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Napoleon im Schloſſe Finkenſtein. — Abſchluß eines Waffenſtillſtandes zwiſchen den Franzoſen und Schweden. — Belagerung und Einnahme von Danzig. — Kritiſche Lage der franzöſiſchen Armee. — Beunruhigende Haltung Oeſterreichs. — Die Angelegenheiten der Türkei. — Beſtrebungen Napoleons dieſes Reich neu zugeſtalten. — Englands Stellung in Conſtantinopel. — Der Admiral Duckworth, der General Sebaſtiani und Herr Ruffin. — Rüſtungen in Conſtantinopel. — Berechneter Rückzug Duckworths. — Er begiebt ſich nach Alexandrien. — Schlappe der Engländer vor Roſette. — Sie räumen Alexandrien. — Verlegenheiten Napoleons. — Er trägt Preußen den Frieden und ſein Bündniß an. — Schreiben Napoleons an den König. — Friedrich Wilhelm ſchlägt den Frieden und das Bündniß aus. — Er ſchließt ſeine Verbindung mit England und Rußland enger. — Uebereinkunft von Bartenſtein. — Napoleon trägt Oeſterreich zum dritten Male ſein Bündniß an. — Wiederholte ablehnende Antwort dieſer Krone. — Sie ſchickt ſich an als bewaffnete Vermittlerin einzuſchreiten. — Von ihr den kriegführenden Mächten vorgeſchlagene Unterhandlungsgrundlagen. — Antworten Frankreichs, Englands, Rußlands und Preußens. — Wiederaufnahme der großen Operationen. — Stärke der beiden Armeen. — Kühner Plan Napoleons. — Schlacht bei Friedland. — Unglück der Ruſſen. — Sie ziehen ſich hinter den Niemen zurück. — Einnahme von Königsberg.

Der Kaiſer benutzte die nothwendige Unterbrechung der großen Operationen, um ſeinen geſchwächten Corps Ruhe

zu gönnen, den Fall Danzigs und der Feſtungen Pommerns zu betreiben, ſeine Stellungen an der Weichſel und Oder zu ſichern und ſich in den Stand zu ſetzen, bei dem Wiederbeginne der Feindſeligkeiten entſcheidende Schläge gegen die Ruſſen zu führen. Nie wurden Augenblicke durch größere Arbeiten ausgefüllt als die, welche er in dem Schloſſe Finkenſtein verbrachte.

Der Marſchall Mortier hatte den Befehl, das ſchwediſche Pommern zu beſetzen und Stralſund zu belagern, wo eine Garniſon von 15,000 Mann unter dem ſchwediſchen General Eſſen unſere Verbindungen mit den Elb- und Rheinprovinzen bedrohete. Die Schweden, die in die Feſtung hineingedrängt waren, wurden da bald eng eingeſchloſſen und die eine kurze Zeit gefährdete Oderlinie war wieder frei. Napoleon beklagte den Krieg, in welchen Guſtav IV. ſein Land geſtürzt hatte und wartete auf die Gelegenheit einer Annäherung. „Kommt es uns zu, Schwe-„den Schaden zu thun?“ ſchrieb er an den Marſchall Mortier. „Thun Sie ihm ſo wenig als es Ihnen mög-„lich iſt. Schlagen Sie den Gouverneur eine Einſtellung „der Feindſeligkeiten vor und machen Sie einen Krieg min-„der verderblich, den ich für verbrecheriſch halte, weil er „unpolitiſch iſt.“

Es war uns unmöglich alle Feſtungen einzuſchließen, die ſich noch hielten. So hatten wir Kolberg noch nicht regelmäßig belagern können. Die nicht ſehr zahlreiche aber aufopfernde Garniſon dieſes Platzes machte häufig Ausfälle und überfiel unſere Convois. Der Kaiſer, dem mehr daran lag, dieſer Feſte ſich zu bemächtigen als Stralſunds, das er zu ſchonen wünſchte, befahl Mortier, nur eine Diviſion, die des Generals Grandjean, vor der letztern Stadt zu laſſen und mit ſeinen übrigen Corps vor Kolberg zu rücken.

Der General Eſſen aber machte, als er Nachricht von dem Aufbruche des Marſchall Mortier erhielt, einen Ausfall an der Spitze ſeiner 15,000 Mann, überfiel die Diviſion Grandjean und warf ſie zurück auf Anklam, dann auf Stettin, wo ſie am 7. April in großer Unordnung ankam. Auf dieſe Nachricht vertagte Mortier die Belagerung von Kolberg, kehrte um, nahm die Diviſion Grandjean auf, griff die Schweden bei dem Dorfe Baling an und ſchlug ſie. Er hätte ſeinen Sieg benutzen, die Schweden bis nach Stralſund treiben und den Platz nehmen können. Er ließ ſich aber durch den Wunſch, die Schweden zu ſchonen, beſtimmen und ging zu bereitwillig in den Antrag auf einen Waffenſtillſtand ein, den ihm der General Eſſen machte. Am 18. April 1807 unterzeichnete er einen Vertrag, nach welchem die Feindſeligkeiten erſt dann wieder beginnen ſollten, nachdem die Führer der beiden Armeen einander zehn Tage vorher davon Nachricht gegeben hätten. So lange der Waffenſtillſtand dauerte, ſollten weder in Stralſund, noch auf der Inſel Rügen, noch an irgend einem Punkte von Schwediſch-Pommern Truppen gelandet werden.

Der Kaiſer tadelte Mortier ſtreng, daß er ſeine Vortheile nicht beſſer benutzt habe, weigerte ſich, den Vertrag vom 18. April zu ratifiziren und befahl dem Marſchall ſofort die Feindſeligkeiten von Neuem zu beginnen, wenn der General Eſſen nicht einwillige, die Zeit von zehn Tagen, welche der Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten vorausgehen ſollte, auf einen Monat auszudehnen. Der General Eſſen berichtete an den König. Derſelbe war gerade gegen die Engländer aufgebracht, welche ihm ſchon längſt die Zuſendung einer Armee angekündigt hatten. Tage und Monate vergingen aber, ohne daß die verſprochene Armee ankam. Auf der andern Seite klagte ganz Schweden ſei-

nen König an, er habe es in einen unklugen Krieg mit ſeinem älteſten Verbündeten geſtürzt. Alles dies wirkte auf Guſtav IV., der ſeinem Zorne gegen England, wie der lauten Stimme der öffentlichen Meinung nachgab und den Waffenſtillſtand nach den Beſtimmungen Napoleons annahm.

Der Marſchall Mortier konnte nun einen Theil ſeiner Streitkräfte auf die Belagerung von Kolberg wenden. Der übrige Theil ſollte ſich mit dem Beobachtungscorps vereinigen, welches in dieſem Augenblicke an der Elbe und Weſer organiſirt wurde und die berühmte engliſche Armee bekämpfen ſollte, die mit ſo vielem Lärm von den Miniſtern und der Preſſe in London angekündiget war und von den verbündeten Mächten ſo ungeduldig und vergeblich erwartet wurde. Sie ſollte, ſagte man, aus 20,000 Engländern und Hannoveranern, 15,000 Ruſſen und allen verſprengten preußiſchen Soldaten beſtehen, die man wieder würde ſammeln können. England gab bei dieſer Gelegenheit wieder einen neuen Beweis von ſeiner Gleichgültigkeit bei dem Unglücke des Feſtlandes. Es ertheilte ſeinen Verbündeten pomphafte Verſprechungen, die es nicht hielt, und ſchlug rieſenhafte Pläne vor, deren Nichtausführbarkeit es recht wohl kannte und als die Nachfolger des Lords Granville und Howick endlich ernſtlich daran dachten, Truppen in die Oſtſee zu ſchicken, war es nicht mehr Zeit. Napoleon hatte alle ſeine Maßregeln getroffen, um ſie zurückzuweiſen; 50,000 Mann unter dem Marſchall Brune warteten feſten Fußes auf die Ankunft der Engländer. Dieſe Armee ſollte gleichzeitig die Küſten der Nord- und Oſtſee, Curhaven, Hamburg, Lübeck und Stralſund beobachten. 15,000 Spanier unter dem Marquis von La Romana, welche Karl IV. dem Kaiſer als Pfand ſeiner Treue geſchickt hatte, gehörten dazu.

Unter allen Feſtungen, die zur Zeit noch nicht capitulirt hatten, als die Armeen die Winterquartiere bezogen, lag uns am meiſten an dem Beſitz von Danzig. Es hatte treffliche Feſtungswerke, eine Beſatzung von 20,000 Mann und ſtand durch das Fort Weichſelmünde mit dem Meere in Verbindung. So lange es ſich hielt, war die Weichſellinie bedroht und wir konnten nicht ohne Gefahr bis an den Niemen hinaufgehen. Der Befehlshaber der Feſtungen war einer der erſten Kriegsmänner Preußens, der Feldmarſchall Kalkreuth, der ſich mit einigen tauſend Mann, welche dem Unglück von Jena und Prenzlau entgangen waren, hineingeworfen hatte. Seine Characterſtärke, ſein Talent, ſeine Anhänglichkeit an König und Vaterland ſtanden ſeiner hohen Aufgabe gleich. Wir mußten erwarten, daß die Wegnahme eines ſolchen Platzes unter einem ſolchen Befehlshaber eine ſchwere Arbeit ſein würde. Es gehörte faſt eine Armee dazu, ſie auszuführen. Der Kaiſer bot das ganze zehnte Armeecorps auf, das aus zwei polniſchen Diviſionen unter dem General Dombrowski, dem badenſchen und ſächſiſchen Contingent und einer italieniſchen Diviſion beſtand. Dieſe Streitkräfte reichten indeß noch nicht aus und er ließ ſie durch die Grenadiere Oudinots, ſo wie durch einen Theil des Corps Mortier unterſtützen. Die Ausführung des großen Unternehmens übertrug er dem Marſchall Lefebvre.

Am 1. April wurde der Platz von der Landſeite eingeſchloſſen. Nach fünfwöchentlichen Anſtrengungen und Kämpfen, am 6. Mai, gelang es Lefebvre ſich der Inſel Holm zu bemächtigen, welche Danzig von dem Fort Weichſelmünde trennt und er ſchnitt ſo die Verbindung des Ortes mit dem Meere ab. Die Feſtung, die kräftig bedrängt wurde und nun auf ſich ſelbſt angewieſen war, mußte un-

vermeidlich unterliegen. Gleichwohl entſchloſſen ſich die Verbündeten, eine große Anſtrengung zu machen, um ſie zu befreien. Der junge General Kamenski verließ den Hafen Pillau mit 10,000 Mann und landete bei dem Fort Weichſelmünde, während 4000 Preußen unter dem General Bülow am Meere her vorrückten. Benningſen ſelbſt ſtellte ſich, um die Aufmerkſamkeit und die Truppen des Kaiſers auf ſich zu ziehen, als bräche er auf und rücke gegen uns. Napoleon ließ ſich aber durch dieſes Manöver nicht täuſchen; er blieb unbeweglich in ſeinen Stellungen und entzog der Belagerungsarmee auch nicht ein Bataillon. Kamenski und Bülow griffen unſere Linien mit größerer Tapferkeit als Klugheit an, wurden geſchlagen, zurückgetrieben und genöthiget, der erſtere ſich wieder einzuſchiffen, der zweite am Meere ſich zurückzuziehen. Die zerſchoſſene und ausgehungerte Feſtung war auf's Aeußerſte gebracht. Am 23. Mai machte der Marſchall Lefebvre alle Anſtalten zur Erſtürmung und ließ am 24. früh die Beſatzung auffordern, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Kalkreuth antwortete, er ſei geneigt mit dem Marſchall über die Bedingungen einer ehrenvollen Capitulation zu unterhandeln, würde ſich aber lieber unter den Trümmern begraben, als die ihm vorgelegten annehmen. Es gehörte weder zu den Pflichten noch zu den Inſtructionen des Marſchalls Lefebvre, den preußiſchen General auf's Aeußerſte zu treiben und er milderte die Bedingungen. Nach einer am 24. Mai unterzeichneten Uebereinkunft ſollte ſich die Beſatzung mit den Waffen, dem Gepäck und den Fahnen auf Pillau zurückziehen, ſich aber verpflichten, binnen einem Jahre nicht gegen Frankreich zu dienen. Weichſelmünde, deſſen Wichtigkeit nur von Danzig abhing, ergab ſich an dem Tage, an welchem Kalkreuth capitulirte. Die Einnahme von Danzig

war ein bedeutendes Ereigniß, ſie befeſtigte unſere Stellungen an der Weichſel, ſicherte unſere Verbindungslinien mit der Oder, der Elbe und dem Rhein und geſtattete eine freie Bewegung in dem Raume zwiſchen der Weichſel und dem Niemen.

Wenn man unſere Lage nur nach der augenfälligen Seite beurtheilte, war ſie nie ſicherer und glänzender geweſen. Die ganze preußiſche Monarchie war erobert und ihr ganzes Heer vernichtet; Polen ſtand auf den Ruf Napoleons gleichſam aus ſeinem Grabe auf; Lithauen zitterte und wartete nur auf die Ankunft unſerer Adler, um ſich ebenfalls zu erheben; Schweden war gelähmt; die Türkei gegen Rußland bewaffnet; Oeſterreich durch die Furcht in der Neutralität feſtgehalten, — dieſes Bild ſtellten unſere Bülletins jeden Tag den Augen des geblendeten Europa vor. Aber die Wirklichkeit entſprach dieſem glänzenden Scheine keineswegs. Der Tag von Eylau hatte einen großen Theil des Wunderglanzes erbleichen ſehen. Die Armee ging aus dieſer ſchrecklichen Schlacht nicht nur ſehr geſchwächt, ſondern auch traurig und entmuthiget hervor. Seit funfzehn Jahren führte ſie in Italien und Deutſchland, reichen, fruchtbaren Ländern mit prächtigen Städten, Krieg. Polen dagegen gewährte ihr nur einen rauhen, undankbaren, ſumpfigen Boden, wo der Siegesruhm durchaus nicht über den Mangel an allem Wohlergehen tröſten konnte. Der Soldat hatte ſeine Heiterkeit, ſeine Sorgloſigkeit und auch etwas von dem feſten Vertrauen verloren, das ihm der Kaiſer einflößte. Er ſehnte ſich nach dem Ende eines Krieges, deſſen Zweck er nicht deutlich erkannte. Die Offiziere dachten in dieſer Art wie die Soldaten. Die Feſtigkeit, welche die Ruſſen bei Pultusk, bei Golim und beſonders bei Eylau bewieſen hatten, brachte ſelbſt die Unerſchrockenſten zum Nachdenken. Alle ſagten,

daß ſie endlich ihrer würdige Gegner gefunden hätten und daß es eine langwierige und harte Aufgabe ſein dürfte, ſie zu beſiegen. Mehrere Feldherren des Kaiſers riethen ihm, ſich hinter die Weichſel zurückzuziehen und Frieden zu ſchließen. Selbſt Talleyrand verband ſeine Sarkasmen mit dem Murren im Lager. „Nichts,“ ſchrieb er am 20. April an den General Clarke, „entſchädiget für unſern Aufenthalt „in dieſem Lande, wo es ſchneit und regnet und wo man „ſich langweilt und ganz Polen iſt auch nicht einen Tropfen „von all' dem Blute werth, das wir für daſſelbe vergießen.“

Auf der andern Seite nahm Oeſterreich eine von Tag zu Tage drohendere Haltung an. Seine Sprache freilich war noch friedfertig, als es ſeine Handlungen ſchon nicht mehr waren und es rüſtete ſich mit Macht. Der ruſſiſche Geſandte, der Fürſt Razumowski, welcher dem Kaiſer Franz meldete, daß die Ruſſen die Franzoſen bei Eylau geſchlagen hätten und ihn beſchwören ſollte, ſeine Anſtrengungen mit den ihrigen zu vereinigen, erhielt von dem Kaiſer die Antwort: „Schlagen Sie die Franzoſen noch zweimal und „ich erkläre mich.“ Oeſterreich hatte den militäriſchen Plan der Ruſſen getadelt und ſein Erſtaunen darüber ausgedrückt, daß ſie ſtatt uns das Haff und das alte Polen Fuß für Fuß ſtreitig zu machen, nicht vielmehr verſuchten, uns über den Niemen zu locken. Es hatte angedeutet, daß in dieſem Falle ſeine Armeen in den Raum, welcher uns von dem Rheine trennen würde, einrücken, die Ketten Preußens brechen, dies Volk zum Aufſtande bringen und uns den Rückzug abſchneiden könnten. Dieſe Macht war alſo eine fortdauernde Gefahr für uns. Der General Andreoſſy ſchrieb am 20. März an Napoleon: „ich ſehe kein politi„ſches Mittel, um uns dieſe Regierung wieder näher zu „bringen. Ihr Entſchluß iſt gefaßt, dieſe Thatſache ſteht

„feſt. Ich bemerke in ihren Abſichten den Wunſch und „die Hoffnung unſerer Vernichtung, ſowie den feſten Vor„ſatz, ſobald als möglich an derſelben mitzuwirken*).“

Die Nachrichten aus der Türkei wurden nicht beruhigender. Die Ruſſen waren, wie bereits erwähnt, in die Moldau und Wallachei eingefallen und hatten dieſelben beſetzt. Eine ſolche Gewaltthat ſchien der Pforte gar keine Wahl in ihren Entſchlüſſen zu laſſen. Das Gefühl ihrer Würde und Selbſterhaltung gebot ihr zu den Waffen zu greifen, um ſich für ſo viele Beleidigungen zu rächen, aber der Schrecken, welchen ihr die Ruſſen einflößten, war ſo groß, daß ſie ſich demüthigen und ſich ihnen ganz zur Verfügung ſtellen wollte. Zum Glück gab ihr unſer ſiegreicher Marſch an die Weichſel wieder einiges Vertrauen auf ihre Macht und das Zureden des Generals Sebaſtiani machte ſie vollends kühn. Am 30. December 1806 erklärte Selim Rußland förmlich den Krieg. Alsbald rief dieſe Macht die Mitwirkung der Engländer gegen die Türkei an; aber dieſe Forderung brachte das Londoner Cabinet in große Verlegenheit. Es ließ ſich durch die angeblichen Beſchwerden Rußlands gegen den ſchwachen Nachbar nicht täuſchen und erkannte in dem erheuchelten Zorne recht wohl den unbegrenzten Ehrgeiz. Es hätte Rußland gern zurückgehalten, aber ſeine Intereſſen in der Levante waren denen untergeordnet, welche es im Abendlande gegen Frankreich bewaffneten. Es zögerte deshalb nicht, die Türkei der Habſucht ſeines Verbündeten zu opfern. Am 25. begab ſich Arbuthnot zu dem Reis-Effendi, hielt ihm mit Bitterkeit ſeinen Abfall vor und forderte ihn auf, ein neues Bündniß mit England und Rußland zu unterzeichnen und den

*) Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.

franzöſiſchen Geſandten ſofort aus Conſtantinopel zu vertreiben. Er erklärte überdies, Selim werde, wenn er in dieſe Forderungen nicht willige, die Rache der verbündeten Mächte reizen und das größte Unglück über ſeine Krone und ſeine Völker bringen. England hatte ſich auch in den Stand geſetzt, die Maßregeln ſeines Geſandten durch eine furchtbare Demonſtration zu unterſtützen. Der Admiral Duckworth, der mit ſieben Linienſchiffen und mehreren Fregatten an der joniſchen Küſte kreuzte, hatte Befehl erhalten, ſich in die Gewäſſer von Tenedos zu begeben und ſich da mit dem Admiral Thomas Louis zu vereinigen, welcher ſich mit einem Linienſchiffe und drei Fregatten bereits dort befand. Duckworth kam in den nächſten Tagen des Februar bei Tenedos an.

Die ſtolzen Erklärungen Arbuthnots verſetzten den Divan in Schrecken; die Entſchloſſenſten wankten. Selim, der von allen ſeinen Umgebungen beſtürmt wurde, ſtand auf dem Punkte, ſich unter die gebieteriſchen Forderungen Rußlands und Englands zu beugen. Der Augenblick war ein entſcheidender. Der General Sebaſtiani ſah ein, daß die Pforte ihm noch einmal entgehen würde, wenn er nicht einen letzten Verſuch mache, ſie unter ſeinem Einfluſſe zu erhalten. Er bot deshalb alle ſeine Hilfsmittel auf, begab ſich zu den bedeutendſten Mitgliedern des Divan, ſprach gegen die Unentſchloſſenen die glänzendſten Verſprechungen und lebhafteſten Bitten, wie gegen die Furchtſamen Drohungen aus, brauchte Gold gegen alle, die zu beſtechen waren und beſtimmte endlich die Mehrheit, die unverſchämten Forderungen des engliſchen Geſandten zu verwerfen. Arbuthnot hatte dies vorausgeſehen. Der Admiral Thomas Louis lag mit ſeiner Fregatte „Endymion“ vor Conſtantinopel. Es wurde am Bord deſſelben ein Feſt gegeben, er

kündigte daſſelbe an und lud zu demſelben nicht nur das ganze Perſonal der engliſchen Geſandtſchaft, ſondern auch die erſten Handelsleute ſeiner Nation ein. Alle am Bord, mit Ausnahme des Admirals und des Geſandten, wußten nicht, wie dieſes Feſt endigen ſollte. Abends kappte man auf ein gegebenes Zeichen die Taue und ſpannte die Segel aus; die Fregatte entfernte ſich, vereinigte ſich mit der Flotte des Admirals Duckworth und ließ den Sultan, die Miniſter und die Familien der engliſchen Kaufleute in ängſtlicher Beſtürzung zurück. Dieſe ſeltſame und eilige Abfahrt war das Anzeichen, daß ein äußerſter Entſchluß gefaßt worden ſei. Der General Sebaſtiani ſagte den ottomaniſchen Miniſtern einen wüthenden Angriff in der nächſten Zukunft voraus und beſchwor ſie, ohne Verzug die Dardanellen ſtärker zu bewaffnen, ſowie die Hauptſtadt vor einer Beſchießung zu ſichern. „Die Gefahr drängt,“ ſagte er zu ihnen; „die Stunden ſind gezählt; das engliſche Ge„ſchwader wird die Fahrt durch die Meerenge erzwingen. „Die Energie der Vertheidigung muß der Energie des An„griffs entſprechen.“ Vergeblicher Rath! Die Eitelkeit, die Tochter der Unwiſſenheit, verblendete die Räthe Selims. Sie ſahen die Gefahr nicht und wollten nicht zugeben, daß ein engliſches Geſchwader die Tollkühnheit haben könne, in die Dardanellenſtraße ſich zu wagen. Aber bald entriß ſie eine ſchreckliche Nachricht ihrer verderblichen Sorgloſigkeit: die engliſche Flotte war nicht nur in die Straße eingedrungen, ſondern mit Gewalt hindurchgefahren und kam mit vollen Segeln in das Marmora-Meer.

Der Erfolg dieſes kühnen Handſtreichs war weniger dem Muthe des Admirals Duckworth, als der Sorgloſigkeit der Beamten der Pforte zuzuſchreiben. Der Capitan-Paſcha und Fezzi-Effendi, welche den Eingang in die Dardanellen

vertheidigen ſollten, hatten ſich durch den engliſchen Geſandten täuſchen laſſen. Um ihre Wachſamkeit ſicherer einzuſchläfern, hatte er nämlich zum Schein eine Unterhandlung mit ihnen angeknüpft und der Admiral dieſen Augenblick benutzt, um in die Straße einzudringen. Die äußern Forts, die am Eingange derſelben liegen und zweitauſend Toiſen von einander entfernt ſind, hielten ſie nicht auf. Ernſtere Hinderniſſe erwarteten ſie bei den Schlöſſern Europa's und Aſiens, die nur eine Entfernung von 800 Toiſen trennt. Wären ſie vertheidiget worden, wie es hätte geſchehen ſollen, ſo würde ihr Kreuzfeuer das Geſchwader Duckworths vernichtet haben; aber die Türken hatten nichts vorausgeſehen. Die Forts fielen in Trümmer und ihre Werke waren nur eine Skizze des gelehrten Syſtems, welches in Europa auf die Vertheidigung feſter Plätze angewendet wird. Die Geſchütze, welche auf den Wällen ſtanden, waren entweder von ſchlechtem Caliber oder lagen auf alten Lafetten. Die Kanoniere hatten kein Augenmaß und unter den Anführern herrſchte die gröbſte Unwiſſenheit. Das geſchickt gerichtete Feuer des engliſchen Geſchwaders hatte bald alle türkiſchen Batterien demontirt. Die Kanoniere eines der Schlöſſer ergriff paniſche Furcht und ſie entflohen. Der Capitan-Paſcha ſelbſt verlor den Kopf, verließ ſeinen Poſten und überließ den Engländern ein Kriegsſchiff und mehrere Fregatten. Der ſiegreiche Duckworth rückte ſtolz in das Marmora-Meer vor und ging am 20. Februar an der Prinzeninſel, die nur wenige Stunden von Conſtantinopel liegt, vor Anker. Ohne Zeitverluſt ſchickte er einen Parlementär an den Sultan, um ihm folgende Bedingungen vorlegen zu laſſen:

Die Pforte vertreibt ſofort den franzöſiſchen Geſandten.

Sie erneuert ihr Bündniß mit England und Rußland.

Sie bewilliget den ruſſiſchen Kriegsſchiffen von Neuem die freie Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen.

Sie überliefert alle ihre Kriegsſchiffe ohne Ausnahme, welche bis zum Abſchluſſe des Seefriedens in einem engliſchen Hafen in Verwahrung bleiben.

Endlich zieht ſie ihre Truppen aus den Dardanellenſchlöſſern zurück und williget ein, daß die letztern, ſo lange als der Seekrieg dauert, von engliſchen Garniſonen beſetzt werden.

Wenn ſie nicht augenblicklich alle dieſe Bedingungen annimmt, wird die engliſche Flotte ſich nähern und Conſtantinopel in einen Aſchenhaufen verwandeln.

Die Verzweiflung und die Angſt, welche ſich nach Anhörung dieſes Ultimatums des Divans und Serails bemächtigten, laſſen ſich nicht beſchreiben. Die Frauen und die Eunuchen weinten, jammerten und beſchworen Selim, durch ſchnelle Unterwerfung ſeinen Palaſt und ſeine Hauptſtadt vor den Brande zu bewahren. Die gleichzeitig feigen und grauſamen Miniſter ihrer Seits konnten nur klagen und ſtrafen. Fezzi-Effendi, welcher im Verdachte des Verraths ſtand', verlor ſeinen Kopf; dem Capitan-Paſcha wurden alle ſeine Würden entzogen und er mußte in die Verbannung gehen. Statt aber ſo die ſubalternen Werkzeuge ihrer verblendeten Politik zu ſtrafen, hätten ſie darauf denken ſollen, Conſtantinopel zu retten. Dazu hatten ſie den Muth nicht. Da ſie keine Vorſichtsmaßregel gegen eine Gefahr gebraucht hatten, die ſie für unmöglich hielten, ſo ſahen ſie jeden Widerſtandsverſuch für eine Thorheit an. Der Oberſtallmeiſter des Sultans wurde an den franzöſiſchen Geſandten geſchickt, gegen den er ſich in traurigen und machtloſen Worten ausſprach. Er erklärte, die Mini-

ſter Sr. Hoheit wagten nicht die Hauptſtadt des Reiches den Zerſtörungen einer Beſchießung auszuſetzen und ſie hätten ſich entſchloſſen, die Bedingungen des engliſchen Admirals anzunehmen. Der Oberſtallmeiſter ſetzte hinzu, das Volk beſchuldige den franzöſiſchen Geſandten und ſehe in ihm die Urſache des Krieges. „Es iſt ſo aufgebracht,“ ſagte er, „daß die Regierung kaum für das Leben des Ge„nerals ſtehen kann.“ Der Geſandte gab ihm die ſchöne Antwort: „ich bin hier auf Befehl meines Souverains und „werde mich nur auf ſeinen Befehl entfernen, wenn man „mich nicht mit Gewalt fortbringt. Es handelt ſich um „nichts Geringeres als die Ehre, die Sicherheit und die „Unabhängigkeit des ottomaniſchen Reiches. Die Flotte „des Admirals Duckworth kann einen Theil der Stadt in „Brand ſtecken und eine gewiſſe Anzahl Menſchen um das Le„ben bringen, vermag ſich aber der Hauptſtadt nicht zu „bemächtigen, da ſie von keiner Landarmee unterſtützt wird. „Der Kaiſer Selim wird keineswegs in einer ſeiner un„würdigen Schwäche von dem hohen Range herabſteigen „wollen, auf den ihn ſeine ruhmvollen Vorfahren geſtellt „haben. Ihre Mauern ſind nicht bewaffnet, aber Sie „haben Eiſen, Kriegs- und Mundvorrath und Arme; fügen „Sie Muth hinzu und Sie werden über Ihre Feinde trium„phiren. Ich bitte Ihrem erhabenen Gebieter zu ſagen, „daß ich mit Vertrauen auf einen Entſchluß warte, der „ſeiner und des von ihm beherrſchten Reiches würdig iſt.“

Dieſe Worte verriethen ſtärkeres Vertrauen, als der General Sebaſtiani wirklich hatte. Im Grunde war er in hohem Grade beſorgt. Am 18. Februar ſchrieb er an ſeinen Hof: „Nichts kann eine Vorſtellung von der Sorg„loſigkeit der türkiſchen Regierung geben. Man arbeitet „in dieſem Augenblicke an der Anfſtellung der Batterien,

„aber ich fürchte, daß ſie nicht hinreichen, das Geſchwader „und die Marineanſtalten zu decken. Wenn das engliſche „Geſchwader durch den Canal ſegelt, wird der franzöſiſche „Geſandte wahrſcheinlich in die ſieben Thürme wandern. „Indeſſen der Muth vermag viel und ich werde mit gutem „Beiſpiele vorangehen*)“.

Ein Mann, den alle Geſchichtsſchreiber aus Leichtfertigkeit oder Unkunde unbeachtet gelaſſen haben, Herr Ruffin, unterſtützte die kühnen Entſchlüſſe des Geſandten mit großer Thätigkeit. Durch langen Aufenthalt in Conſtantinopel hatte er das ganze Perſonal der Regierung genau kennen gelernt. Er war in die Intriguen Peras und des Serails eingeweihet, kannte gewiſſermaßen den Tarif aller Gewiſſen und wußte die Geſchäfte und die Menſchen mit gleicher Gewandtheit zu behandeln. Er war nicht nur ein arbeitſamer und eifriger Agent, ſondern auch unter beſcheidenem Aeußern ein ſehr ſcharfblickender Diplomat. Niemand kannte die Politik der Levante und die Verſchiedenheit der Intereſſen, die ſich da durchkreuzten, beſſer als er. Er wußte, welche Verlegenheiten die Stellung der Engländer in Conſtantinopel umgab und mit welchem Argwohn und Mißtrauen ſie trotz der Harmonie, welche in dieſem Augenblicke zwiſchen ihrer Regierung und Rußland herrſchte, dieſe Krone beobachteten. Er hielt den gewaltigen Zorn, den ſie gegen die Pforte zur Schau trugen, nicht für ernſtlich gemeint und glaubte, man könne ihren Drohungen nicht beſſer trotzen, als wenn man ſie aufforderе, dieſelben zu verwirklichen. Als der junge General, der improviſirte Ge-

*) Correſpondenz des Generals Sebaſtiani. (Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.)

ſandte Napoleons, in Conſtantinopel ankam, leitete Ruffin mit ſeiner Erfahrung die erſten Schritte deſſelben in dem Labyrinthe der Intriguen, welche ſich in Pera jeden Tag nach allen Richtungen hin kreuzten. Er hielt in dem entſcheidenden Augenblicke die wankende Feſtigkeit des Geſandten aufrecht und beſtimmte den Führer der Ulemas und Janitſcharen, die unverſchämten Forderungen des engliſchen Admirals zurückzuweiſen.

Der General Sebaſtiani hatte, wenn auch noch jung, einen glänzenden Namen und Rang in der franzöſiſchen Armee. Die Pforte empfand ſeine Ueberlegenheit. Einmüthig übertrug man ihm die Sorge, die Hauptſtadt zu vertheidigen, zu retten. Selim, ſeine Miniſter, die Militärchefs, die Ulemas, das Volk, kurz alle gehorchten ohne Murren ſeinen Anweiſungen. Zuerſt waren an der Küſte Schanzen aufzuwerfen und mit Geſchütz zu beſetzen. Die Zeit drängte und Alle in Conſtantinopel, die ein Gewehr oder eine Hacke handhaben konnten, Janitſcharen, Boſtandſchis, reguläre Truppen, Griechen, Juden, Armenier und Türken eilten zu den Schanzen. Ein Mann leitete dieſe ganze großartige Rüſtung und dieſer Mann war kein Anhänger Mahomeds, ſondern ein Chriſt, der Geſandte Frankreichs. In dem Garten des Serails war ein Zelt aufgeſtellt worden; dahin begab ſich Sebaſtiani mit ſeiner ganzen Geſandtſchaft und von da ertheilte er ſeine Befehle. Er vervielfältigte ſich gewiſſermaßen, er durcheilte alle Reihen, ſchonte weder Gold noch Lobſprüche und entflammte die ganze Bevölkerung mit kriegeriſchem Eifer. Nie glänzte die geiſtige Ueberlegenheit eines Mannes aus dem Occidente in der Unwiſſenheit und Sorgloſigkeit der Orientalen gleich ſehr.

Der engliſche Geſandte hatte indeß der Pforte nur

einige Stunden Bedenkzeit zur Annahme oder Verwerfung ſeines Ultimatums gegeben und man brauchte einige Tage, um die Vertheidigungsarbeiten zu vollenden. Man kam deshalb überein, daß die Pforte ſich ſtellen ſolle als demüthige ſie ſich und wolle deshalb eine Unterhandlung mit Duckworth beginnen. Der Reis-Effendi, der ſchlaue Halet, erhielt den Auftrag, dieſe Unterhandlung zu leiten. Er reiſete ab, kam auf der Prinzeninſel an und hatte Unterredungen mit dem Admiral Duckworth ſelbſt, nicht mit dem engliſchen Geſandten, der krank im Bette lag. Halet-Effendi verbrachte einen ganzen Tag in vorläufigen Erörterungen. Ein Tag gewonnen, war ſchon viel gewonnen, aber noch nicht genug. Am 23. Februar erklärte der Admiral, dem die Geduld ausging, wenn die Pforte ſich nicht ſofort unterwerfe, werde er ſich der Hauptſtadt nähern und ſie in Brand ſchießen. Man blieb taub bei ſeinen Drohungen und betrieb die Vertheidigungsarbeiten mit unglaublichem Eifer. An der Küſte Europa's und Aſiens erhoben ſich wie durch Zauberkraft Schanzen, die man mit Kanonen beſetzte. Alte Schiffe ſchloſſen den Hafen und ſchützten ſo gleichzeitig die Stadt und die Schiffbauwerfte. Jeden Augenblick erwartete man angegriffen zu werden, aber die Flotte blieb unbeweglich an der Prinzeninſel. Duckworth erließ drohende Noten, die aber ohne Wirkung blieben. Die Vorſicht des Generals Sebaſtiani hatte ſich auch auf die Bewaffnung der Schlöſſer auf der europäiſchen und aſiatiſchen Seite erſtreckt und die Pforte nach ſeinem Rathe eine Batterie da aufgeſtellt, deren Vertheidigung franzöſiſchen Offizieren anvertraut wurde. Das brachte den Admiral Duckworth zum Nachdenken; er ſah ein, daß eine Rückfahrt, wenn er noch länger an der Prinzeninſel bleibe, unmöglich oder doch ſehr ſchwierig werden dürfte und ent-

ſchloß ſich deshalb, ohne Zögern die Meerenge zu verlaſſen. Ehe er ſich entfernte, wollte er indeß noch einmal verſuchen, die Pforte zu beugen. Um ſeine Bedingungen annehmlicher zu machen, ließ er viel von ihrer Strenge nach. Er drang nicht mehr auf die Vertreibung des franzöſiſchen Geſandten aus Conſtantinopel und forderte auch die Uebergabe der ottomaniſchen Flotte nicht. Aber die Zeit der Zugeſtändiſſe war vorüber. Conſtantinopel, das die Schiffe im Hafen, die Landbatterien und die ganze bewaffnete Bevölkerung vertheidigten, war vor einem Handſtreiche ſicher. Die letzten Forderungen des Admirals wurden verworfen und Duckworth hatte nur zwiſchen zwei Entſchlüſſen zu wählen: entweder ſich dem Ausgange eines für ihn ſehr gefährlich gewordenen Kampfes auszuſetzen oder ſo ſchnell als möglich ſich zu entfernen. Er wählte das letztere. Am 2. März lichtete er die Anker und verließ das Marmora-Meer. In dem ſchmalſten Theile des Canals mußte die Flotte noch das Kreuzfeuer der Schlöſſer aushalten, das ihm einige Leute tödtete, zwei ſeiner Corvetten in Grund bohrte und ſein Maſtwerk ſehr beſchädigte; doch kam ſie aus der Straße hinaus.

Das Verhalten des Admirals Duckworth iſt ſtreng getadelt worden. Sein kühner Handſtreich, der zu nichts führte; ſeine ſchrecklichen Drohungen, die wirkungslos blieben; die unthätig hingebrachte Zeit, wähend er am Tage ſeiner Ankunft an der Prinzeninſel Conſtantinopel hätte angreifen und ſich unterwerfen können und endlich die Miſchung von Tollkühnheit und Schwäche, welche eine eilige Flucht krönte, alles dies erſchien den Zeitgenoſſen ſeltſam und unerklärlich. Der Ruf des Admirals litt ſehr darunter; er konnte dem Verlachtwerden nicht entgehen und man ſparte den bitterſten Spott gegen ihn nicht. Aber dieſe

Beſchuldigungen verrathen eine große Ungerechtigkeit und völlige Unkenntniß.

Der Admiral wußte nicht genau, was an dem Tage, da ſeine Flotte an der Prinzeninſel ankam, in Conſtantinopel vorging. Er wußte, daß man ſich dort in Vertheidigungsſtand ſetzte und daß Selim und deſſen Miniſter auf den Antrieb des franzöſiſchen Geſandten und Ruffins entſchloſſen waren, jedem Zufalle einer verzweifelten Gegenwehr ſich auszuſetzen. Alle Wahrſcheinlichkeit des Sieges war damals allerdings auf Seiten des engliſchen Admirals, er richtete aber ſeine Kanonen nicht auf die Mauern des Serails, weil er fürchtete, eine reiche Hauptſtadt, deren Zerſtörung den Untergang der Türkei beſchleuniget haben würde, den Flammen zu übergeben. Ein ſolcher Sieg wäre ein unermeßliches Wagſtück und ein Gegenſtand der Trauer für ganz England geweſen, wie es zwanzig Jahre ſpäter die Schlacht von Navarin wurde. Ohne Zweifel wird einmal ein Tag kommen, an welchem man ſich in die Zerſtückelung und Theilung des ottomaniſchen Reiches fügen muß; aber dieſer Tag war 1807 noch nicht gekommen. Als England dem Admiral Duckworth befohlen, die Fahrt durch die Dardanellen zu erzwingen, hatte es nicht vermuthet, daß Selim widerſtehen würde. Es hatte die Türken bedrohen, ſie nicht wirklich züchtigen wollen; Selim ſollte erſchreckt werden, man wollte aber keineswegs den Grund ſeines wankenden Thrones untergraben. Das Verhalten Duckworths im Marmora-Meere war alſo keineswegs, wie man allgemein geglaubt hatte, Mangel an Muth, ſondern berechnete Unthätigkeit. Der General Sebaſtiani und Ruffin mußten, als ſie die Pforte zum Widerſtande vermochten, den kühnen Plan des engliſchen Admirals vereiteln und ſie zeigten dabei noch mehr Geiſt als Kühnheit.

Nachdem der Admiral Duckworth die Dardanellenſtraße verlaſſen hatte, vereinigte er ſich mit dem ruſſiſchen Admiral Siniawin, der ihm vorſchlug, im Verein zurückzukehren und dem Divan Geſetze zu dictiren. Der Engländer hütete ſich wohl einen ſolchen Vorſchlag anzunehmen, nicht aus Furcht, wie man geſagt hat, ſondern um den Ruſſen die Freude nicht zu machen, den Halbmond zu demüthigen und Conſtantinopel in Aſche zu legen. Er verließ dieſe Gewäſſer und ſegelte an die Küſten Aegyptens.

Aegypten wurde durch die Sorgfalt, die Thätigkeit und den Muth eines überlegnen Mannes der anarchiſchen Herrſchaft der Mameluđen entzogen. England, das ein Intereſſe bei der Fortdauer dieſer Anarchie hatte, wollte die Macht Mehemed Ali's im Keime erſticken, die Macht der Mamelucken wieder heben, an ihre Spitze den Bei Elfy ſetzen, den es für ſich gewonnen hatte, Aegypten unter den Namen dieſes verhüllten Präfecten regieren, das Land allmälig an die engliſche Herrſchaft gewöhnen und ſich ſo in den Stand ſetzen, ſich deſſelben zu bemächtigen, wenn das ottomaniſche Reich zerfalle. Zu dieſem Zwecke hatte es einen Handſtreich gegen Alexandrien verſucht, wohin es 5000 Mann unter dem General Mackenzie geworfen. Die Stadt hatte ſeit einigen Tagen capitulirt, als vom Hafen aus die Ankunft eines engliſchen Geſchwaders ſignaliſirt wurde, — die des Admirals Duckworth. Alle Truppen, welche dieſelbe an Bord hatte, landeten und vereinigten ſich mit denen Mackenzie's. Der General Frazer übernahm das Commando und ſchickte ſofort 1500 Mann nach Roſette, um daſſelbe beſetzen zu laſſen. Dieſe Stadt wurde durch eine Anzahl Albaneſen vertheidigt, die ſich mit großem Muthe ſchlugen und die Engländer zurücktrieben. Am 19. April erneuerten dieſe 3500 Mann ſtark den Angriff.

Dieſsmal kam Mehemed Ali ſelbſt an der Spitze anſehnlicher Streitkräfte auf dem Nile herunter und Roſette zu Hilfe. Er überfiel am 22. die Engländer, tödtete ihnen faſt 1500 Mann und trieb die Uebrigen in die Flucht. Sie erlangten dadurch die Ueberzeugung, daß die Herrſchaft dieſes Führers nur durch eine Armee, nicht aber durch einige tauſend Mann gebrochen werden könnte, räumten Alexandrien, begaben ſich auf die Schiffe Duckworths und erreichten entmuthiget die Häfen Malta's und Siciliens.

In Conſtantinopel ſchien Alles nach Frankreichs Wunſche zu gelingen. Das Anſehen Moruzzi's war vernichtet, die ruſſiſche Partei beſiegt. Der General Sebaſtiani war der Freund und Rathgeber Selims geworden und der Divan entſchied nichts mehr, ohne den Rath dieſes Geſandten gehört zu haben; ſein Einfluß war unbeſchränkt. Napoleon hatte gehofft, die Pforte werde, nachdem er ſie mit Rußland veruneiniget, mit Begierde dieſe einzige Gelegenheit ergreifen, um ſich für eine lange Reihe von Beleidigungen und Unfällen zu rächen und deshalb außerordentliche Anſtrengungen machen, um die Krimm und Beſſarabien wieder zu erobern. Er wollte ihr ein großes Geſchick eröffnen und ſo vielleicht die Neubelebung dieſes Reiches an die Polens knüpfen.

Talleyrand ſchrieb unter dem Dictate des Kaiſers am 20. Januar 1807 an den General Sebaſtiani: „Die Ruſ„ſen haben nicht genug Truppen in der Moldau und Wal„lachei, um im Stande zu ſein, über die Donau zu gehen; „ſie haben höchſtens 35,000 Mann und ſie werden ge„ſchwächt, wenn ſie eine zweite Armee in der Krimm haben „müſſen. Das türkiſche Geſchwader muß deshalb im ſchwar„zen Meere agiren, wo die Ruſſen ihm nicht widerſtehen „können. Auch Perſien muß angetrieben werden, damit

„es ſeine Anſtrengungen gegen Georgien richte. Vermögen „Sie die Pforte, daß ſie dem Paſcha von Erzerum den „Befehl ertheilt, mit allen ſeinen Truppen gegen dieſe „Provinz zu rücken. Erhalten Sie die gute Meinung des „Fürſten der Abchaſen und tragen Sie ihm an, an der „großen Diverſion gegen den gemeinſamen Feind Theil zu „nehmen. Dieſer Fürſt, der Paſcha von Erzerum, die „Perſer und die Pforte müſſen gleichzeitig Georgien, die „Krimm und Beſſarabien angreifen*).“

Am 30. Januar ſchrieb der Kaiſer Napoleon perſönlich an den Sultan Selim, um ihm die Mitwirkung von ſechs franzöſiſchen Linienſchiffen anzubieten, welche mit vierzehn türkiſchen Kriegsſchiffen in dem ſchwarzen Meere thätig ſein ſollten. Er erbot ſich auch, ihm mehrere Kompagnien Kanoniere zur Vertheidigung des Bosporus und der Dardanellen zu ſchicken. An den Marſchall Marmont, der in Illyrien commandirte, ſchrieb er: „ich bin nicht ſehr ab„geneigt, Sie mit 25,000 Mann gegen Weddin zu ſchicken „und Sie würden dann in das Syſtem der großen Armee ein„treten, weil Sie in dieſem Falle den äußerſten rechten Flügel „bildeten. 25,000 Franzoſen, welche 60,000 Türken un„ſtützten, würden Rußland nöthigen, nicht mehr blos 30,000 „Mann an der Donau zu laſſen, ſondern noch einmal ſo „viel dahin zu ſchicken, was für meine Operationen eine „ſehr günſtige Diverſion wäre.“

Aber der Kaiſer hatte ſich über die Hilfsmittel eines ſchwachen und hinſterbenden Reiches getäuſcht, welches eben ſo wenig große Dinge verſtehen als ausführen konnte. Zwei gleich furchtbare Parteien ſtritten in Conſtantinopel um die Regierung des Staates. Auf der einen Seite waren der

*) Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.

Sultan, ſeine Miniſter, die Mehrheit des Divans und eine kleine Anzahl treuer Paſchas entſchloſſen, die Militäreinrichtungen Europa's in der Türkei einzuführen. Unter dem entgegengeſetzten Banner befanden ſich alle Gegner der Reformen, zuerſt die mächtige Körperſchaft der Ulemas, die geweiheten Erklärer der Bücher des Geſetzes und des Glaubens, dann die Janitſcharen, die alleinige organiſirte Streitkraft des Reiches, eine zugleich verweichlichte und unruhige Miliz, welche weder zu kämpfen noch zu gehorchen wußte und immer bereit zur Empörung war, ſobald ſie vermuthete, ſie ſollte an die Grenzen geführt werden. Im Staate allgemeine Verderbtheit; unwiſſende, feige oder verkaufte Miniſter; ein zwar einigermaßen gebildeter, aber energieloſer Fürſt; zerrüttete Finanzen; entwaffnete Feſtungen; vertheidigungsloſe und den Angriffen der Nachbarländer ausgeſetzte Grenzen, kurz überall Schwäche, Anarchie und Verwirrung, — das war die Türkei im Jahre 1807 und dieſe Macht wollte Napoleon umgeſtalten!

Die Nachrichten von der Donau waren verzweiflungsvoll. Die türkiſche Armee beſtand in einem Haufen zuſammengeraffter Rekruten ohne alle Ausbildung und Disciplin, welche völlig unfähig waren, in freiem Felde den Angriff einer ruſſiſchen Armee auszuhalten. Die Paſchas, welche ſie befehligten, wußten ſelbſt von den erſten Elementen der Taktik nichts. Die meiſten ſtanden entweder mit den Ruſſen, deren Bewegung ſie durch ihre Unthätigkeit oder ihren berechneten Rückzug erleichterten, oder mit den Janitſcharen in Einverſtändniß. Deshalb hatten ſich auch die Ruſſen faſt aller Plätze in der Moldau und Walachei bemächtiget. Bender, Jaſſy, Choczim, Buchareſt waren nach einander in ihre Hände gefallen. Die Armee des Generals Michelſon, welche beim Einrücken in der Moldau

80,000 Mann gezählt hatte, war durch die Abſendung von zwei Diviſionen an die Narew auf 35,000 Mann vermindert worden und gleichwohl reichte ſie hin, die beiden Provinzen, ſowie die Feſtungen, welche capitulirt hatten, zu beſetzen und die türkiſchen Truppen in allen Treffen zu ſchlagen.

Selim und ſeine Miniſter ſchämten ſich dieſer Ohnmacht. Als der General Sebaſtiani darüber klagte, daß ſie die Chancen, welche ihnen der Krieg in Polen und die Mitwirkung der franzöſiſchen Armeen biete, nicht beſſer benutzten, antworteten ſie in Verlegenheit, „der Krieg hätte „ſie unerwartet überraſcht; ſie hätten nicht Zeit gehabt ſich „vorzubereiten; das Reich beſäße unermeßliche Hilfsquellen; „ſie wollten dieſelben anwenden, die ganze muſelmänniſche „Bevölkerung zu den Waffen rufen und den heiligen Krieg „erklären;" aber es blieben dies leere Verſprechungen, die nur der gedemüthigte Stolz eingab, große Worte, welche von der Geringfügigkeit der Reſultate abſtachen.

Den Kaiſer beſchäftigte dieſer Zuſtand der Dinge ſehr. Dadurch, daß er die Türkei für ſeine Sache gewonnen, hatte er einen bedeutenden Vortheil errungen, weil er Rußland genöthiget, ſeine Kräfte zu theilen. Er verdankte es vorzugsweiſe dem Kriege zwiſchen den Ruſſen und Türken, daß er feſt an der Weichſel ſtand; aber er hatte dieſen Vortheil auf Koſten eines Verbündeten erhalten, den er in unabſehbare Gefahren geſtürzt. Er konnte, wenn er ſich nicht entehren wollte, die Pforte der Rache einer furchtbaren Macht nicht preisgeben, die er mit ihr in den Kampf gebracht hatte, um ſich ſelbſt aus einer Verlegenheit zu ziehen. Das Unglück der Türkei war ſein Werk.

Unſere Lage verwickelte ſich demnach durch neue und gewiſſermaßen unlösliche Schwierigkeiten. Wohin ſich auch

unſere Blicke wendeten, wir ſahen nur drohende Gefahren: vor unſerer Front die ruſſiſche Armee, die gleich der unſrigen aus der Schlacht von Eylau ſehr geſchwächt aber nicht beſiegt hervorgegangen war; im Rücken Preußen, vernichtet, niedergeworfen, aber nach Rache dürſtend; an der rechten Flanke Oeſterreich, bewaffnet und drohend; weiterhin die Türkei, mit uns verbündet und in ihrer Exiſtenz gefährdet, weil ſie ſich unſerer Sache angenommen; das war unſere Lage. Napoleon wurde von Beſorgniß gepeiniget und er hat ſich allerdings ſelten in einer ſo ſchwierigen Stellung befunden. Kämpfen und ſiegen hieß offenbar die ruhmvollſte Art aus ihr herauszukommen; aber die Erfahrung von Eylau nöthigte zu ernſtem Nachdenken. Er fürchtete einen halben Sieg faſt eben ſo ſehr als eine Niederlage, weil er überzeugt war, daß Oeſterreich nur auf dieſe Gelegenheit warte, um ſich zu erklären und die Waffen gegen ihn zu ergreifen.

Sein Verſtand nicht minder als ſein Intereſſe ließ ihn vor Allem einen allgemeinen Frieden wünſchen. Er hatte die Unbeſtändigkeit einzelner Verträge kennen gelernt. Wenn der Friede geſchloſſen wurde, ohne daß England Theil daran nahm, blieb man in dem ungewiſſen Zuſtande, welcher die vorhergegangenen Uebel hervorgebracht hatte. Wenn aber dieſer allgemeine Friede zu Stande kommen ſollte, mußte ſich das Londoner Cabinet aufrichtig dabei betheiligen und die Grundlagen mußten bei einem Congreſſe, an welchem alle kriegführenden Mächte vertreten waren, beſprochen und feſtgeſetzt werden. Welche verſchiedene Intereſſen aber waren zu vereinigen, welche ſchwierige Punkte zu löſen! Wie ſollten die Unterhandlungen auf feſten Grundlagen aufgebaut werden, wenn die Wechſelfälle des Krieges jeden Tag die Lage der Dinge umgeſtalten konnten? Sollte alſo ein

Waffenſtillſtand vorausgehen? Aber ſelbſt dieſer hatte nicht zu Stande gebracht werden können. Die Feindſeligkeiten waren nur zufällig durch die rauheſte Witterung unterbrochen worden; ſie mußten binnen kurzer Zeit ihren weitern Verlauf nehmen. Napoleon fühlte alſo recht wohl die Unmöglichkeit, durch Unterhandlungen zu einem allgemeinen Frieden zu gelangen.

Nach der Schlacht bei Jena hatte er Friedrich Wilhelm den Frieden verweigert und dies bereute er jetzt. Dieſes Mittel, das er in dem Siegesſtolze von ſich gewieſen hatte, ſtellte ſich ihm jetzt als das einfachſte dar, ſchnell aus der Verlegenheit zu kommen. Wie ſchwer es auch ſeinem Stolze werden mochte, er entſchloß ſich vierzehn Tage vor der Schlacht von Eylau dem Könige von Preußen eine erſte friedliche Eröffnung zu machen. Am 29. Januar hatte Talleyrand zu dieſem Zwecke an den General Zaſtrow, den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, geſchrieben: „der „Kaiſer Napoleon, welcher unmittelbar die Streitkräfte der „preußiſchen Monarchie zur Vertheidigung und Erhaltung „des ottomaniſchen Reiches zu verwenden wünſcht, trägt „dem Könige nicht nur den Frieden, ſondern auch ein „Bündniß an, das auf der Stelle unterzeichnet werden „ſoll. Die Zeit drängt; die Ereigniſſe jedes Tages nö„thigen den Kaiſer Napoleon einen Entſchluß zu faſſen und „wenn er einmal gefaßt iſt, wird er weder durch Rußland „noch ſonſt Jemanden erſchüttert werden. Ich darf Ew. „Excellenz nicht verſchweigen, daß wenn das Bündniß nicht „zu Stande käme, Se. kaiſ. Majeſtät die Ausführung ſei„ner Pläne durch eine Maßregel fortſetzen würde, welche „das Haus Brandenburg für immer von dem Throne ent„fernen dürfte.“

Aber die Zeit war vorüber, in welcher ein Bündniß

zwiſchen Preußen und Frankreich geſchloſſen werden konnte. Nach der Weigerung Napoleons ihm den Frieden zu bewilligen, um den er ſo flehendlich bat, hatte Friedrich Wilhelm ſein Schickſal in die Hände des Kaiſers Alexander gelegt und ſich dieſem ganz hingegeben. Bis jetzt hatte er dies nicht zu bereuen gehabt. Alexander hatte ſich ſelbſt aufgeopfert, um das Glück Preußens wieder zu heben. Die Schlacht von Pultusk und bald nachher das bei Eylau vergoſſene Blut zeugten laut genug für ſeine Hingebung an die Sache ſeines unglücklichen Bundesgenoſſen. Die Ehre verbot es dem Könige, einen edelſinnigen Freund zu verlaſſen. Uebrigens hatte er auch keine Armee, kein Land, kein Geld mehr. Er ſelbſt befand ſich perſönlich mitten unter den Ruſſen, gehörte gewiſſermaßen ſich ſelbſt nicht mehr an, war nicht mehr frei. Sein Unglück nicht weniger als die Dankbarkeit hatte ihn in gänzliche Abhängigkeit von dem Kaiſer Alexander geſtellt. Er verwarf deshalb den Antrag Frankreichs und antwortete am 17. Febr. dem Kaiſer Napoleon ſelbſt, um ihm die Gründe ſeines Entſchluſſes aus einander zu ſetzen.

Die Weigerung Friedrich Wilhelms entmuthigte Napoleon nicht, der ſelbſt die Feder ergriff und am 26. Februar direct an den König nachſtehenden Brief ſchrieb, den er ihm durch den General Bertrand überbringen ließ*).

---

*) Dieſer Brief, der in der „Geſchichte der Friedensverträge" von Schöll (tom. VIII. p. 405) angeführt wird, iſt aus einem halb offiziellen Werke genommen, das 1810 in Stockholm erſchien. Den Originalbrief haben wir im Archiv nicht gefunden; wir theilen ihn ſo mit, wie er ſich in der Sammlung von Schöll befindet, da wir keinen Grund haben, an der Aechtheit zu zweifeln.

„Mein Herr Bruder, ich habe das Schreiben Ew. „Majeſtät vom 17. Februar erhalten, das mir Ihr Adju„tant, der Oberſt Kleiſt, überbrachte und ihm meine Ideen „über die gegenwärtige Lage der Angelegenheiten mit„getheilt. Ich wünſche dem Unglücke Ihrer Familie ein „Ziel zu ſetzen und ſo ſchnell als möglich die preußiſche „Monarchie zu organiſiren, deren Macht für die Ruhe ganz „Europa's nöthig iſt. Ich wünſche den Frieden mit Ruß„land und ich meine, daß wir uns leicht verſtändigen kön„nen, wenn dieſe Macht keine Abſichten auf die Türkei „hat. Der Frieden mit England iſt nicht minder für alle „Nationen nothwendig und ich werde keine Schwierigkeiten „machen, einen Abgeſandten nach Memel zu ſenden, um „Theil an einem Congreſſe zwiſchen Frankreich, England, „Rußland, Preußen und der Türkei zu nehmen. Aber „Ew. Majeſtät wird überzeugt ſein, wie es die Erfahrung „ſchon bewieſen hat, daß ein ſolcher Congreß mehrere Jahre „dauern könnte. Der weſtphäliſche dauerte, glaube ich, acht„zehn Jahre. Die lange Zeit, welche nöthig ſein würde, „die gegenſeitigen Intereſſen der unterhandelnden Mächte „zu prüfen, abzuwägen und feſtzuſtellen, ſo wie der unbe„ſtimmte und unſichere Zuſtand, welcher die Folge davon „ſein würde, paſſen nicht für die gegenwärtige Lage Preu„ßens. Ich glaube deshalb, Ew. Majeſtät werden mir „bald anzeigen, daß Sie ſich für das Einfachſte und „Schnellſte entſchloſſen haben, was zu gleicher Zeit dem „Wohle Ihrer Völker am Beſten entſpricht. In jedem „Falle bitte ich Ew. Majeſtät, ſich überzeugt zu halten, „daß ich aufrichtig geneigt bin, meine frühern Beziehun„gen wiederherzuſtellen und daß ich eine Ausgleichung mit „Rußland und England wünſche, wenn ſie es wirklich wol„len. Ich würde mich ſelbſt verabſcheuen, wenn ich die

„Urſache ſo großen Blutvergießens wäre; aber was kann „ich thun? Ich bitte Ew. Majeſtät ꝛc.

„26. Februar 1807. Napoleon.“

Es war ein gewaltiger Abſtand zwiſchen dem ſanften und verſöhnenden Sinne dieſes Briefes und dem drohenden Tone, durch welchen der Kaiſer in dem Briefe vom 29. Januar Friedrich Wilhelm den Frieden und ſein Bündniß aufnöthigen wollte; aber am 29. Januar glänzte ſein militäriſches Glück noch ungetrübt, während am 26. Februar ſeine Armee die Verheerung noch nicht ausgeglichen, welche die blutige Schlacht von Eylau in ihren Reihen angerichtet hatte.

Der Brief vom 26. Februar änderte nichts in den Entſchlüſſen des Königs. Einen Monat vorher, am 28. Januar, hatte er ſich durch einen Bundes- und Subſidienvertrag unauflöslich mit England vereiniget. Er hatte Hannover förmlich entſagt und verſprochen, daſſelbe im Namen des Königs von England zu beſetzen, wenn ſeine Truppen wieder in das Kurfürſtenthum gelangten. Seiner Seits hatte ſich dieſer Fürſt verpflichtet, Sr. Majeſtät von Preußen eine Beihilfe von 300,000 Pf. St. außer derjenigen zu zahlen, welche er ihm im Verlaufe des jetzigen Krieges vorgeſchoſſen hatte und die ſich, wie man ſagt, auf 80,000 Pf. St. belief.

Am 26. April ſchloß Friedrich Wilhelm in Bartenſtein mit dem Kaiſer Alexander einen Vertrag von noch weit höherer Wichtigkeit. Durch dieſen Vertrag, einen der kühnſten dieſes Jahrhunderts, erklärten die hohen Verbündeten, daß ſie ſich nicht vornähmen, Frankreich zu demüthigen oder ſich in die innere Regierung deſſelben zu miſchen. Sie wünſchten nur den fortwährend wachſenden Vergrößerungen ein Ziel zu ſetzen, die Unabhängigkeit der andern Staaten

durch ein beſſeres Grenz- und Gleichgewichtsſyſtem zu ſichern und die zu entſchädigen, welche Verluſte erlitten hätten. (Art. I. II. und III.)

Rußland verpflichtete ſich, Alles aufzubieten, um die preußiſche Monarchie in ihrer ſonſtigen Macht wiederherzuſtellen. Es verbürgte ihm ein Aequivalent für die Provinzen, welche ihm nicht wiedergegeben werden könnten und eine beſſere Militärgrenze. (Art. IV.)

Die Verbündeten ſprachen laut den Entſchluß aus, Frankreich den Beſitz der Rheinlinie zu entziehen, welche ſich, wie ſie ſagten, mit der Unabhängigkeit Deutſchlands nicht vertrüge. Wenn ſie auch nicht gerade die alte Conſtitution Deutſchlands wieder einführen wollten, ſo gedachten ſie doch einen Föderativſtaat zu ſchaffen, der durch eine gute Militärgrenze und eine mit dem Rheine parallel laufende Vertheidigungslinie geſchützt werde. Dieſes Syſtem ſollte in Verein mit Oeſterreich begründet werden, welches große Intereſſen dabei hatte. (Art. V.)

In der Uebereinkunft von Bartenſtein wurden, wie in dem Vertrage vom 11. April 1805, den betreffenden Mächten als Aufmunterung große Vortheile verſprochen. Man garantirte Oeſterreich, wenn es an den gemeinſchaftlichen Beſtrebungen Antheil nehmen wollte und der Krieg glücklich ausgehen ſollte, die Zurückgabe Tyrols, die Grenze des Mincio und die Feſtung Mantua. (Art. VI.)

Man wollte England auffordern, den Verbündeten Subſidien, Waffen und Munition zu gewähren, ſowie Diverſionen im Rücken der franzöſiſchen Armeen zu machen. Dafür verpflichtete man ſich, Sr. britanniſchen Majeſtät eine Gebietsvergrößerung in Deutſchland zu verſchaffen. (Art. VII.)

Schweden war auch nicht vergeſſen; man wollte ſich mit ihm verſtändigen, um ihm Vortheile zuzuſichern, die

ihm werden ſollten, wenn es dem Vertrage beiträte. (Art. VIII.)

Man wollte ſich mit England, Oeſterreich und Schweden verſtändigen, um Dänemark zu zwingen, dem Bunde beizutreten. (Art. IX.)

Man verſprach dem Prinzen von Oranien nicht nur für das zu entſchädigen, was er in Deutſchland verloren hatte, ſondern auch für ſeine Beſitzungen in Holland. (Art. X.)

Oeſterreich und England ſollten wegen der Organiſation Italiens zu Rathe gezogen werden. In jedem Falle wollte man ſich für das Schickſal der Könige von Sardinien und Neapel lebhaft intereſſiren und auf die Trennung der Kronen Frankreichs und Italiens dringen. (Art. XI.)

Die Unabhängigkeit und Integrität der ottomaniſchen Pforte ſollte erhalten werden. (Art. XII.)

Die beiden Mächte verpflichteten ſich, in dem gegenwärtigen Kriege keine Eroberung für ſich ſelbſt zu machen. Erſt nach dem Frieden wollten ſie über die Verwendung derjenigen beſchließen, welche dem gemeinſamen Feinde und deſſen Verbündeten vielleicht abgenommen worden. (Art. XIII.)

Es läßt ſich nicht zweifeln, daß ſich Rußland durch die letztere Clauſel ſtillſchweigend vorbehalten hatte, ſich ſpäter die Moldau und Wallachei abtreten zu laſſen. Die beiden Mächte erklärten nichtsdeſtoweniger, daß ſie vollkommen uneigennützig wären, daß ſie edelſinnig den Krieg im Intereſſe der Völker führten und nach nichts ſtrebten. Später, beim Wiener Congreſſe, konnte man den Werth dieſer pomphaften Erklärungen, namentlich von Seiten Rußlands, erkennen, das nahm, was es nehmen konnte.

Der Vertrag von Bartenſtein beweiſt mehr als alle möglichen Räſonnements, wie ſehr die Schlacht von Eylau die Hoffnungen unſerer Feinde wieder aufgerichtet und un=

ſere Lage verſchlimmert hatte. England trat nicht nur der Uebereinkunft von Bartenſtein bei, ſondern ſchloß auch am 27. Mai 1807 mit Preußen einen zweiten Vertrag ab, in welchem es verſprach, ſeinem Verbündeten im Laufe des Jahres 1807 eine Million Pfd. St. zu zahlen.

Als Napoleon jede Hoffnung verloren hatte, Preußen von Rußland zu trennen, wendete er ſich nochmals an Oeſterreich. Es hatte dies den General von Vincent mit dem offiziellen Auftrage an ihn geſendet, Erklärungen über die Rüſtungen zu geben, in der Wirklichkeit aber um auf dem Kriegsſchauplatze ſelbſt einen Beobachter zu haben, welcher über den eigentlichen Zuſtand der Dinge berichte. Der General von Vincent war ein Mann von einfachem Weſen, von Scharfſinn und Gewandtheit. Dem Kaiſer, bei dem er ſchon mehrmals in ähnlichen Aufträgen geweſen war, gefiel er ſehr wohl und er bot ſeine ganze Kunſt auf, um ihn zu verlocken. Er nahm ihn nicht nur herzlich und freundlich auf, er bemühete ſich auch ihn zu überzeugen, daß der Weltfriede im Allgemeinen und die Sicherheit Oeſterreichs im Beſondern verlangten, daß die letztere Macht ſich durch ein enges Bündniß mit Frankreich vereinige. Am 11. März hatte er in dem Schloſſe Finkenſtein eine lange und ernſte Unterredung mit dem General*).

„Seit lange ſchon, ſagte er, ſei man darüber einver-„ſtanden, daß in Europa keine dauernde Ruhe eintreten „würde, wenn nicht zwei der erſten Mächte des Feſtlandes „ſich vereinigten, die Ruhe zu garantiren. Eine dieſer „Mächte werde Frankreich ſein, aber welches die andere? „Er wünſche ſehr, daß es Oeſterreich ſei. Man könne in

*) Correſpondenz des Herrn von Talleyrand mit dem General Andreoſſy. (Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.)

„Wien nicht wünſchen, daß es Rußland ſei; nur eine die-
„ſer beiden Mächte könnte es ſein. Ein Bündniß Frank-
„reichs mit Oeſterreich oder mit Rußland würde das un-
„vermeidliche Reſultat jenes Bedürfniſſes der Ruhe ſein,
„welches alle Völker fühlten. Die langen Unruhen in Eu-
„ropa müßten ein Ende nehmen und dieſes Ende könnte
„ſich aus einem ſolchen Bündniſſe finden. Er hätte es
„Oeſterreich bereits angetragen und trüge es ihm noch-
„mals an. Wenn es aber zögerte in daſſelbe einzugehen,
„wenn es durch ſeine Unentſchloſſenheit und Langſamkeit ihn
„in die Nothwendigkeit verſetze, ſich mit den Ruſſen zu
„verſtändigen, dürfte die Folge bitteres aber nutzloſes Be-
„dauern ſein. Nichts von ſeiner Seite verdiene eine ern-
„ſtere Aufmerkſamkeit. Er erbiete ſich, dem Könige von
„Preußen den Thron und die Staaten zurückzugeben; na-
„türlich würde dieſer Fürſt die Kriegskoſten durch Gebiets-
„abtretungen an beiden Elbufern ausgleichen. Die Integrität
„der Türkei würde anerkannt und garantirt werden. Wenn
„dieſe Grundlagen von dem Hofe von Wien genehmiget
„würden, wäre er bereit ſich mit ihm zu verſtändigen.“

Oeſterreich ließ ſich durch die Drohung einer innigen Wiedervereinigung zwiſchen Frankreich und Rußland nicht ſchrecken und blieb bei dem wiederholten Andrängen des Kaiſers Napoleon taub. Obwohl es noch aus den Wunden blutete, die es in dem Vertrage von Preßburg erhalten hatte, glaubte es doch noch nicht ſo tief gefallen zu ſein, um ſein Heil in unſern Armen ſuchen zu müſſen. Lieber wollte es als bewaffneter Vermittler auftreten. Man hat ihm die Abſicht untergelegt, ſchon 1807 die Rolle zu ſpielen, welche es 1813 mit ſo kluger Doppelzüngigkeit ſpielte. Es wollte, ſagte man, durch dieſe angebliche Vermittelung nicht den Krieg beendigen, ſondern ihn noch einige

Zeit hindurch unterbrochen erhalten, einen Congreß eröffnen und die Unterhandlung bis dahin in die Länge ziehen, daß es ſelbſt mit in die Schranken würde treten können und dann gegen uns rücken. Dieſe Abſicht mag allerdings die Oeſterreichs im Grunde geweſen ſein, aber es war nicht die alleinige. Wenn Frankreich es im Weſten beunruhigte, flößte ihm Rußland faſt eben ſo große Beſorgniſſe für ſeine öſtlichen Grenzen ein. Es ſah mit großem Mißtrauen die zunehmenden Fortſchritte der ruſſiſchen Armeen in der Moldau und Wallachei und zweifelte nicht, daß der Kaiſer Alexander dieſe beiden Provinzen mit ſeinem Reiche zu vereinigen gedenke. Es erſchrak über eine Machtausdehnung, welche ihm die Abzugsſtraße nach dem ſchwarzen Meere verſchließen und den Sturz des ottomaniſchen Reiches beſchleunigen würde. Dieſe Beſorgniß war eine der Haupturſachen, welche Oeſterreich bisher gehindert hatten, ſich mit unſern Feinden zu vereinigen und es beſchäftigte ſich ſorgſam mit den Mitteln, die beiden griechiſchen Provinzen der ruſſiſchen Herrſchaft zu entziehen. Seine Beſorgniſſe darüber waren ſo groß wie die unſrigen, wie ſehr es ſich auch beſtrebte, ſie geheim zu halten.

Am 3. April hatte Oeſterreich Frankreich, Rußland, Preußen und England Eröffnungen gemacht und verlangt, daß ſofort Unterhandlungen zwiſchen ihm und allen dieſen Mächten auf folgenden Grundlagen begonnen würden:

„1) Die Angelegenheiten Deutſchlands werden der Gegenſtand einer ganz neuen Vereinbarung;“

„2) Auch der Zuſtand Italiens iſt einer neuen Prüfung zu unterwerfen;“

„3) Die Angelegenheiten der Türkei werden nach dem Fuße der frühern Verträge geordnet;“

„4) Polen bleibt in dem Zuſtande, in welchem es ſich „vor dem Kriege befand;“

„5) England wird als Theilnehmer bei der Unterhand„lung zugelaſſen.“

Napoleon hatte ein zu großes Intereſſe Oeſterreich zu ſchonen, als daß er die Vermittelung hätte zurückweiſen ſollen; er nahm ſie deshalb mit verſtellter Beeiferung an, ohne indeß zu verheimlichen, daß England ſeiner Meinung nach an der Unterhandlung nur Theil nehmen wolle, um die beſtehenden Streitigkeiten noch ſtreitiger zu machen, neue Veranlaſſung zur Erbitterung hervorzurufen und die Unruhen auf dem feſten Lande in's Unendliche zu verlängern*).

England gab auf die Mittheilung Oeſterreichs eine ſehr zurückhaltende Antwort und ſagte, daß es ganz geneigt ſei, an der Herſtellung des allgemeinen Friedens mit zu arbeiten, daß es ſich aber vorher überzeugen müſſe, ob ſeine Verbündeten ihre Einwilligung dazu gäben.

Rußland erklärte, es ſei ebenfalls bereit, die vorgeſchlagene Vermittelung anzunehmen, es wünſche aber zu wiſſen, ehe die Unterhandlungen begännen, auf welchen Grundlagen Frankreich zu unterhandeln gedenke.

Preußen, das die Uebereinkunft von Bartenſtein unterzeichnet hatte, drückte ſich weit weniger zweideutig aus und in der Antwort deſſelben iſt der eigentliche Gedanke der Verbündeten zu ſuchen.

„Es glaube nicht,“ ſagte es, „daß die Grundlagen, „auf denen Napoleon zu unterhandeln wünſchen werde, „ſolche ſeien, welche man mit Ehren annehmen könnte. „Se. Majeſtät von Preußen ſei weit entfernt, durch ihr „Unglück ſich haben einſchüchtern zu laſſen und beharre,

*) Brief Talleyrands vom 19. April 1807.

„ſtark durch den eigenen Willen und die Unterſtützung „ſeines erhabenen Verbündeten, des Kaiſers Alexander, „auf denſelben Grundſätzen, nach welchen ſie die heilige „Sache der europäiſchen Freiheit zu der ihrigen gemacht. „Se. Majeſtät der Kaiſer Alexander theile die Geſinnun„gen des Königs. Aus dieſer glücklichen Uebereinſtimmung „ſei eine Verabredung hervorgegangen, welche zugleich den „Zweck des Krieges und die Grundlagen des künftigen „Friedens beſtimme. Se. Majeſtät von Preußen beeile „ſich deshalb den Vertrag von Bartenſtein Sr. Majeſtät „dem Kaiſer von Oeſterreich mitzutheilen. Se. kaiſerl. „Majeſtät würden ſich leicht überzeugen, daß der „edle Zweck, welchen Sie ſich vorgeſetzt hätten, „als Sie Ihre Vermittelung anboten, früher „und ſicherer durch den Beitritt zu der genann„ten Uebereinkunft als durch die Ausführung „Ihrer Anerbietungen erreicht werde."

Napoleon hatte einen Augenblick fürchten können, die von dem Wiener Cabinet vorgeſchlagene Vermittelung möge von den verbündeten Souverainen verabredet worden ſein. Die Antwort Rußlands, namentlich aber die Preußens zerſtreuten dieſe Beſorgniß. Keine der im Kriege befindlichen Mächte war demnach geneigt, die öſterreichiſche Vermittelung anzunehmen. Frankreich ſah darin den geheimen Gedanken ihm Geſetze vorzuſchreiben, England eine Aufforderung an ſeine Freigebigkeit, Rußland ein Mittel, aus der Moldau und Wallachei entfernt zu werden und Preußen eine Vertagung ſeiner Leiden auf unbeſtimmte Zeit.

Frankreich würde es tauſend Mal vorgezogen haben, wenn es möglich geweſen wäre, direct mit ſeinen Gegnern ſich auszugleichen. Die Communicationen zwiſchen dem franzöſiſchen Hauptquartiere und dem der Verbündeten wa-

ren immer ziemlich lebhaft geweſen. Man hatte von beiden Seiten Noten ausgetauſcht, um den Ort zu beſtimmen, wo der Congreß abgehalten werden ſolle, ſowie diejenigen Mächte, welche ein Recht hätten daran Theil zu nehmen und endlich den Geiſt, in welchem die Unterhandlungen eröffnet werden ſollten. Man war überein gekommen:

1) daß der allgemeine Pacificationscongreß in Kopenhagen zuſammentrete;

2) daß alle Verbündeten der kriegführenden Mächte und namentlich die Türkei das Recht hätten, dabei ſich vertreten zu laſſen;

3) daß die Grundlagen der Unterhandlungen die Gleichheit, die Gegenſeitigkeit und ein gemeinſchaftliches Entſchädigungsſyſtem unter den kriegführenden Mächten ſein ſollten.

Aber es waren vergebliche Bemühungen. In beiden Lagern überzeugte man ſich endlich, daß die Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens durch Vermittelung eines Congreſſes ein unausführbares Unternehmen ſei; es gab ſich eine gleiche Ungeduld zu erkennen, durch einen entſcheidenden Schlag eine Lage zu beendigen, die für alle unerträglich geworden war. Benningſen und Napoleon bereiteten ſich ſeit drei Monaten mit größtem Eifer darauf vor. Die ruſſiſche Armee war um eine Infanteriediviſion, die Garden unter der Anführung des Großfürſten Conſtantin und mehrere Batterien vermehrt worden. Sie hatte in dieſem Augenblicke mit Einrechnung der Preußen unter Leſtocq eine Stärke von 120,000 Mann, mit denen ſich noch ein Reſervecorps von 30,000 Mann unter dem General Fürſten Labanow vereinigen ſollte. Benningſen mußte alſo bald im Stande ſein, mit 150,000 Mann in die Linie zu rücken. Der Fürſt Labanow war aber noch mehrere Tagemärſche von der ruſſiſchen Armee entfernt, die dem-

nach ein Intereſſe daran hatte, die Feindſeligkeiten erſt nach bewirkter Vereinigung zu beginnen. Ihre Cantonnirungen, die durch ein großes verſchanztes Lager an der Alle gedeckt waren, nahmen den Raum zwiſchen Heilsberg und Bartenſtein ein.

Napoleons Lage war ſo kritiſch und ein Sieg, ein vollſtändiger, entſcheidender ſo nöthig für ihn, daß er unerhörte Anſtrengungen machen mußte, um ihn zu erhalten. Er hatte deshalb alle ſeine verfügbaren Corps an ſich gezogen, beſonders aber ſich beſtrebt, ſeine Cavalerie und Artillerie zu verſtärken. Sein Heer war furchtbar; es beſtand aus 160 bis 170,000 Mann und hatte demnach in dieſem Augenblicke eine bedeutende Ueberlegenheit über ſeine Gegner. Seine Corps ſtanden noch an der Alle und der Paſſarge. Ney befehligte die Avantgarde. Da dieſer Marſchall eine Bewegung bis Guttſtadt gemacht hatte, um den Feind zu prüfen, ſo faßte Benningſen die Hoffnung ihn zu überfallen, von dem Centrum abzuſchneiden, zu umgehen und zu vernichten. Er ergriff demnach die Offenſive, — ein tollkühner Entſchluß, weil er ſeine Reſerve noch nicht mit ſich vereiniget hatte. Am 4. Mai früh gab er ſeine Befehle und ſeine ganze Armee ſetzte ſich in Bewegung. Sein linker Flügel ſtürzte ſich auf unſere Avantgarde, während ſein Centrum und der rechte Flügel ſo manövrirten, um die Truppen Davouſts und Soults zurückzuhalten. Ney bedeckte ſich in dieſem ungleichen und ſchrecklichen Kampfe mit Ruhm. Obgleich zwei Tage lang von einem Schwarme von Feinden angegriffen, ließ er ſich doch an keinem Punkte faſſen, ſondern erhielt fortwährend die Gleichheit des Marſches ſeiner Colonne und zog ſich in guter Ordnung nach der Brücke von Deppen zurück. Auf die Nachricht von der Gefahr, welche den Marſchall Ney bedrohe, hatte Napoleon alle ſeine Lager aufbrechen laſſen.

Soult erhielt den Befehl, auf Wolfsdorf zu gehen, ſich gegen die rechte Flanke des Feindes zu werfen und deſſen Verbindung mit Königsberg zu bedrohen. Die beiden Armeen hatten die Rollen getauſcht; die Franzoſen ergriffen jetzt auf allen Punkten die Offenſive. Die eingeſchüchterten Ruſſen hatten ſich in ihr verſchanztes Lager von Heilsberg zurückgezogen und es kam alſo darauf an, ſie herauszulocken und ihnen eine Schlacht zu liefern, ehe ſie ihre Verbindung mit dem Fürſten Labanow bewerkſtelliget hätten. Der Kaiſer entſchloß ſich auf dem geraden Wege von Landsberg und Eylau nach Königsberg zu gehen. Die Verbündeten hatten in dieſer letztern Stadt ungeheure Magazine aufgehäuft. Von den Engländern waren erſt vor Kurzem 160,000 Gewehre da gelandet worden und endlich war ſie der letzte Zufluchtsort der preußiſchen Behörden. Napoleon zweifelte nicht daran, daß Benningſen lieber eine Schlacht wagen, als Königsberg in unſere Hände fallen laſſen würde. So faßte alſo Napoleon einen unglaublich kühnen Entſchluß. Er überließ den Ruſſen alle ſeine Communicationen mit der untern Weichſel, ſtellte ſich abſichtlich zwiſchen ſie und das Meer und brachte ſich in die Nothwendigkeit, ſiegen oder ſterben zu müſſen. Welchen Glauben mußte dieſer Mann an ſein Genie, an die Stärke und Tapferkeit ſeiner Armee haben!

Am 10. Juni griff er mit Ungeſtüm die Verſchanzungen von Heilsberg an, um die Ruſſen auf das rechte Ufer der Alle zurückzuwerfen. Er konnte ſeinen Zweck nicht ganz erreichen, erlangte aber ein großes Reſultat, indem er das preußiſche Corps Leſtocqs von der ruſſiſchen Armee trennte und jenen General nöthigte, ſich unter die Kanonen von Königsberg zu flüchten. Benningſen, der von den Preußen unter Leſtocq getrennt war, hatte nur noch 100,000 Mann.

Am 11. Juni ſetzte Napoleon ſeine offenſive Bewegung fort. Am 12. ſchlief er in Preußiſch-Eylau. Hier theilte er ſeine Armee in zwei Theile; die Corps Soults, Murats und Davouſts ſchickte er nach Königsberg und mit dem Reſte ſeiner Truppen wendete er ſich über Domnau nach Friedland, Benningſen entgegen.

Dieſer General befand ſich in ſchrecklicher Verlegenheit. Auf dem rechten Flügel war ihm bereits die ganze franzöſiſche Armee voraus, die gegen Königsberg rückte und er mußte fürchten, von dieſer Stadt abgeſchnitten zu werden. Wenn er dem Kaiſer folgte, brachte er ſich in die Nothwendigkeit, eine Schlacht mit ſo geringen Kräften zu liefern, daß er erdrückt werden mußte. Auf der andern Seite konnte er nicht länger in den Stellungen bleiben, die er inne hatte, denn dadurch hätte er Alles auf einmal gefährdet, Königsberg, die Truppen Leſtocqs, die des Fürſten Labanow und ſeine eigene Armee. Er faßte den klügſten Entſchluß, nämlich die Verſchanzungen von Heilsberg zu räumen, dem Fürſten Labanow entgegenzuziehen, der ihn bald erreichen mußte und gleich nach der Vereinigung zur Vertheidigung Königsberg zu eilen. Am 11. früh verließ er ſeine Stellungen von Heilsberg, ging auf das rechte Ufer der Alle und begab ſich über Bartenſtein und Friedland auf Wehlau. Am 13. erfuhr er in Schippenbeil, daß die franzöſiſche Armee ſich in zwei Hälften getheilt habe. Da entſchloß er ſich den Marſch ſeiner Colonnen gegen Wehlau einzuſtellen, von Friedland aus gegen die franzöſiſchen Corps zu rücken, die ſich dieſer Stadt näherten und ihnen eine entſcheidende Schlacht zu liefern. In dem Augenblicke, als ſeine Avantgardencolonnen an dem Thore von Friedland ankamen, war die Stadt bereits von einem franzöſiſchen Huſarenregimente beſetzt, welches als-

bald dem Gros der Armee meldete, daß die Ruſſen vorrückten. Benningſen nahm Beſitz von Friedland; ſeine Truppen zogen die ganze Nacht vom 13. zum 14. durch dieſe Stadt und nahmen eine Stellung vor ihren Mauern an der Straße von Domnau.

Friedland liegt in einem langen Defilé, welches auf der einen Seite durch eine Biegung der Alle, welche die Stadt von Süden und Weſten umſchließt und auf der andern durch einen Teich gebildet wird, deſſen Waſſer ſich in die Alle ergießt. Benningſen nahm ſich vor, den Beſitz dieſer Stadt den Franzoſen ſtreitig zu machen. Er lehnte ſeinen linken Flügel unter dem Fürſten Bagration an die Alle und entfaltete den rechten unter den Fürſten Gortſchakow in der Ebene, welche ſich zwiſchen der Alle und dem Dorfe Heinrichsdorf hinzieht. Da er ſich um zwei Diviſionen geſchwächt, welche er unter dem General Kamenski Leſtocq zu Hilfe geſchickt hatte, ſo war er in Friedland nur 60,000 Mann ſtark.

Als Napoleon erfuhr, daß Benningſen ihn feſten Fußes in Friedland erwarte, rief er Murat und Davouſt zu ſich, die er gegen Königsberg geſchickt hatte; aber der Kampf begann ſo heftig und raſch, daß jene beiden Marſchälle nicht daran Theil nehmen konnten und Napoleon dem Gegner nicht 80,000, ſondern nur 60,000 Mann entgegenſtellen konnte. Die beiden Armeen waren alſo von gleicher Stärke.

Am Morgen des 14., als die ruſſiſchen Colonnen aus Friedland vollends herausmarſchirten, kam der Marſchall Lannes von Domnau bei dem Dorfe Poſthene mit 12,000 Mann nur einige Stunden vor dem Gros der franzöſiſchen Armee an. Er manövrirte ſo geſchickt und kräftig, daß er den Feind über ſeine wirkliche Stärke täuſchte und ihn bis zur Ankunft der andern Corps aufhielt. Um drei Uhr

Nachmittags war die ganze franzöſiſche Armee aufgeſtellt. Ney commandirte den rechten, Mortier den linken Flügel und Lannes das Centrum. Die Garde und die Reſerven, die etwas hinter dem Dorfe Poſthenen ſtanden, wurden von Victor befehliget.

Wir haben erwähnt, daß ſich der linke Flügel der Ruſſen unkluger Weiſe an die Alle gelehnt hatte. Dieſe Poſition bildete den Knoten der Schlacht. Wenn es uns gelang ſie zu nehmen, war es um die ruſſiſche Armee geſchehen. Der Kaiſer theilte dem unerſchrockenen Ney die Ehre zu, dieſes entſcheidende Manöver auszuführen. Mortier und Lannes, welche den linken Flügel und das Centrum führten, mußten ihr Feuer mäßigen, den Feind in Athem halten und ſich wohl hüten, ihn zu lebhaft auf Friedland zu treiben. Der Held von Elchingen übertraf an dieſem großen Tage ſich ſelbſt. Auf Bagration ſtürzen, ſeine in dem Defilé zwiſchen der Alle und dem Teiche eingekeilten Maſſen niederſchmettern, ſie auf die Brücken von Friedland werfen und ſie bis innerhalb der Mauern dieſer Stadt verfolgen, war das Werk einiger Stunden. Nie wurde eine ebenſo einfache als tiefſinnige Combination mit bewunderungswürdigerem Verſtändniß und ungeſtümerem Eifer ausgeführt. Als Benningſen jede Hoffnung aufgeben mußte, unſere ſiegreichen Maſſen aufzuhalten, ließ er die Trümmer ſeines linken Flügels wieder auf das rechte Ufer der Alle gehen und zerſtörte ſodann die Brücken. Während ſein linker Flügel unterlag und floh, kämpfte der rechte, welcher die Niederlage Bagrations nicht kannte, mit ziemlich gleichem Glücke gegen Lannes und Mortier; aber bald verbreitete ſich die ſchreckliche Nachricht, die Anfangs nur den Führern bekannt wurde, in den Reihen der Ruſſen. Gortſchakow wollte ſich auf Friedland zurückziehen, aber die

Flammen, die aus der Stadt aufſtiegen, zeigten ihm an, daß die Franzoſen bereits hineingedrungen waren. Er wollte die Brücken zu erreichen ſuchen, aber die Brücken waren abgebrochen und zwar auf Befehl Benningſens ſelbſt. Er wußte nicht mehr, auf welchem Wege er aus dem Sacke herauskommen ſollte, in dem er eingeſchloſſen war. Mortier, Lannes und Oudinot ſtürzten ſich auf ſeine Colonnen, verbreiteten Entſetzen und Tod unter ihnen und warfen ſie in die Alle. Lange hielten ſie ſich feſt und gedrängt, aber endlich gaben ſie nach, die Reihen löſeten ſich auf, alle zerſtreuten ſich, alle flohen nach dem Fluſſe zu. Einige wateten hindurch, andere ſchwammen hinüber und viele, welche von dem Schwerdte und den Kugeln des Feindes geſchont worden waren, verſanken in den Fluten. Selbſt die Artillerie wagte ſich in den Fluß und ſie verlor daſelbſt alle ihre Kanonen. Nur die Cavalerie entkam dieſem großen Unglücke. Sie folgte dem linken Ufer der Alle und vereinigte ſich in Allenburg wieder mit Benningſen. Der Tag neigte ſich zu Ende. Die beſiegte, desorganiſirte ruſſiſche Armee floh in ſchrecklicher Unordnung nach Wehlau zu und ließ auf dem Schlachtfelde oder in unſern Händen 10,000 Todte, 15,000 Verwundete, 80 Geſchütze, eine große Menge Fahnen und ein unermeßliches Material zurück. Am 15. ging ſie über den Pregel und begab ſich nach Tilſit.

Die Generale Leſtocq und Kamenski waren, von Soult und Davouſt gedrängt, genöthiget worden, ſich nach Königsberg zu werfen. Als ſie die Niederlage Benningſens erfuhren, hegten ſie nur noch einen Gedanken, die Ueberreſte der ruſſiſchen Armee zu erreichen. In der Nacht vom 15. zum 16. räumten ſie die Stadt in dem Augenblicke, als Soult einrückte. Dieſer Marſchall nahm von ihr Be-

ſitz und eilte, ohne ſeinen Truppen Ruhe zu gönnen, Leſtocq nach, deſſen Nachtrab er noch erreichte.

Napoleon hatte ſeine ganze Cavalerie der beſiegten Armee nachgeſandt. Benningſen, der Alles aufbot, um ihr zu entkommen, erreichte am 18. Juni Tilſit, marſchirte in Geſchwindſchritt durch dieſe Stadt und zog ſich auf das rechte Ufer des Niemen zurück. Am andern Tage nahm Napoleon Beſitz von Tilſit und verlegte ſein Hauptquartier dahin. Er hatte endlich die Grenze erreicht, welche das alte Preußen von Lithauen trennt, das civiliſirte Europa von dem noch halb wilden. Am 19. Juni pflanzte er ſeine Adler am linken Ufer des Niemen auf; es war ein großer Tag.

# Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Zuſtand der ruſſiſchen Armee nach der Schlacht von Friedland. — Der Kaiſer Alexander nähert ſich Frankreich wieder. — Beweggründe dieſes Entſchluſſes. — Seine Klagen über Oeſterreich und England. — Sendung des Fürſten Labanow in das franzöſiſche Lager. — Geſuch um Waffenſtillſtand. — Gründe, welche Napoleon hinderten, die Wiederherſtellung Polens zu unternehmen. — Er ſucht das Bündniß Rußlands. — Continentalſyſtem. — Befehle des britiſchen geheimen Rathes. — Decret von Berlin. — Angelegenheiten des Orientes. — Revolution in Conſtantinopel. — Abſetzung Selims. — Erhebung Muſtapha's zum Sultan. — Waffenſtillſtand zwiſchen den kriegführenden Armeen. — Zuſammenkunft der beiden Kaiſer. — Alexander. — Napoleon. — Friedrich Wilhelm. — Die Königin von Preußen. — Rührende Scenen. — Unterhandlungen. — Friedensvertrag mit Rußland. — Friedensvertrag mit Preußen. — Bundesvertrag zwiſchen Frankreich und Rußland. — Geheime Artikel. — Betrachtungen.

Das Unglück, welches die Verbündeten bei Friedland betroffen hatte, war unermeßlich, wenn auch nur gegen Preußen entſcheidend, deſſen letzte Hilfsquellen es vernichtete. Es blieb ihm nur noch das kleine Memel, das Fort Silberberg in Schleſien, Graudenz an der Weichſel und Kolberg an der Oſtſee. Mit Ausnahme dieſer Punkte von

geringer militäriſcher Bedeutung war Alles in dem Schiffbruche ſeiner Macht untergegangen.

Die Lage Rußlands dagegen war eine ganz andere; ſein Gebiet war noch unberührt; der Krieg hatte den Niemen noch nicht überſchritten. Seine Armee gewährte, obgleich ſehr geſchwächt und in ihrem Muthe gebrochen, noch immer eine impoſante Maſſe. Die 25,000 Mann, welche von Königsberg kamen, hatten faſt gar nicht gelitten. Der Fürſt Labanow hatte ſich mit den Reſerven Benningſen angeſchloſſen. Rußland hätte ſonach den Kampf wohl fortſetzen können und dies war auch die Meinung der meiſten Generale, namentlich des Generaliſſimus. „Das Geheim„niß die Franzoſen zu beſiegen,“ ſagte Benningſen, „liegt „darin, daß man die Entfernung vergrößert, welche ſie „vom Rheine trennt, und ſie an dem Dnieſter tödet.“

Der Kaiſer Alexander widerſtand dieſem muthvollen Rathe. Er fürchtete, daß Napoleon, auf's Aeußerſte getrieben, die polniſche Inſurrection bis in das Herz Lithauens und Volhyniens verbreite und in dieſen Provinzen einen Brand anfache, den dann der Friede nicht wieder zu löſchen vermöchte. Uebrigens war er es müde, allein die Laſt eines ſo grauſamen Krieges zu tragen und verdrießlich über Oeſterreich und England. Er zürnte dem erſtern, daß es ihn am Tage nach der Schlacht von Auſterlitz verlaſſen und durch dieſen Abfall Preußen an den Rand des Verderbens gebracht habe und demſelben dann doch nicht zu Hilfe geeilt ſei; England dagegen grollte er, weil es im vorigen Jahre, als er mit erſchöpften Finanzen einen neuen Krieg hatte anfangen wollen, ſich geweigert, eine Anleihe von 6 Millionen Pfd. St. zu 5 Procent zu garantiren und ihm ſogleich eine Million Pfd. St. vorzuſchießen. Nach den Anſichten des Whig-Miniſteriums

mußte England ſeinen Verbündeten auf dem Feſtlande die gewiſſenhafteſte Treue bewahren, durfte aber weder ſeinen Credit zu oft anwenden, noch den Reichthum der künftigen Generationen aufwenden, um immer Armeen in Sold zu nehmen, die nicht zu ſiegen verſtänden. Die Miniſter begnügten ſich nicht die Forderung Rußlands zu verwerfen, ſie ſprachen die Weigerung auch in beleidigender Form aus. „Es ſei zu gefährlich," ſagte Lord Howick, „eine Anleihe zu garantiren, weil man fürchten müßte, „daß, wenn die Regierungen ſich veruneinigten, der Wunſch, „dem Feinde zu ſchaden, größer ſei, als die Treue gegen „übernommene Verpflichtungen."

Den Kaiſer Alexander verletzte dieſe Weigerung ſehr, mehr aber noch der Grund, den man zur Rechtfertigung anführte. Er ſah darin ſowohl ein beleidigendes Mißtrauen gegen Rußland, als eine Knickerei, die eines großen Volkes unwürdig ſei.

Bald hatte er ſich noch mehr zu beklagen. Nach dem Unglücke von Jena erſuchte er England in Verein mit den Königen von Preußen und Schweden ſich den gemeinſamen Anſtrengungen anzuſchließen und eine Armee nach Norddeutſchland oder an die Küſten Hollands zu ſenden. Das engliſche Cabinet ſetzte Anfangs den Bitten ſeiner in Noth befindlichen Verbündeten nur eitele Verſprechungen entgegen. Die öffentliche Meinung und das Parlament mußten ſich ausſprechen, um es zu beſtimmen, eine Expedition vorzubereiten; aber nach ſeiner knickerigen Gewohnheit erklärte es, daß es nur eine kleine Truppenzahl dazu verwenden könnte. Während es die Preußen und Ruſſen vernichten ließ, verwendete es ſeine Kräfte zu rein engliſchen Operationen; es befahl dem Admiral Duckworth, einen Handſtreich gegen Aegypten zu verſuchen, griff Buenos

Ayres an und dehnte maßlos ſeine Herrſchaft in Indien aus.

Die Majorität des Parlaments, die in der großartigen und kräftigen Politik Pitts gebildet war, konnte das engherzige Syſtem der Lords Granville und Howick nicht annehmen. Sie hatten ihr Vertrauen verloren und ſie ſuchte nur einen Vorwand, um ſie zu ſtürzen. Bei der Bill, nach welcher jedem engliſchen Unterthanen, der in den Land- und Seetruppen dienen wollte, der Religionseid erlaſſen werden ſollte, gab ſie ihre Abneigung zu erkennen. Sie machte dieſe Bill zu einer Cabinetsfrage und ſtimmte in Maſſe gegen die Miniſter. Nach einer ſolchen Kundgebung wagten es dieſe nicht dem Parlamente die Spitze zu bieten und nahmen alle ihre Entlaſſung. Den Whigs folgte eine Tory-Verwaltung, welche aus den Freunden und eifrigen Schülern Pitts beſtand. Perceval, Caſtlereagh und Canning waren die hervorragendſten Perſönlichkeiten darunter.

Das neue Miniſterium betrachtete ſeine Pflichten gegen das Feſtland in ganz anderer Weiſe als die Lords Granville und Howick. Es nahm die Schweden und Rußland gemachten Verſprechungen einer Mitwirkung ernſtlich und betrieb mit außerordentlichem Eifer die Vorbereitungen zu der nach Deutſchland beſtimmten Expedition. In Folge einer Uebereinkunft, die es am 17. Juni mit dem Könige von Schweden ſchloß, verpflichtete es ſich, ſogleich eine Armee von 20,000 Mann, die ſich mit den ſchwediſchen Truppen vereinigen ſollten, auf die Inſel Rügen zu ſchicken. Aber es war zu ſpät als dieſe Unterhandlung erfolgte; die Franzoſen hatten die Schlacht von Friedland gewonnen. Nichtsdeſtoweniger wurden 10,000 Anglo-Hannoveraner unter Lord Cathcart ſofort nach Schwediſch-Pommern geſandt.

Der Kaiſer Alexander glaubte reichlich die Ehrenſchuld abgetragen zu haben, welche ihn an Preußen band. Er hatte, um daſſelbe zu retten, das Blut ſeiner tapferſten Soldaten geopfert und den Ruhm ſeiner Armee wie die Sicherheit ſeines Reiches gefährdet. Alle ſeine Bemühungen waren vergeblich geweſen und die Schuld lag nicht an ihm. Es war nun der Zeitpunkt gekommen, ſeinen Völkern die Wohlthat des Friedens wieder zu geben. Preußen freilich mußte das Opfer ſein und er beklagte es herzlich, aber ſelbſt unſere edelſten Plane ſtehen unter den Beſtimmungen der Vorſehung. Der Kaiſer Alexander beugte ſich vor ſeinem glücklichen Nebenbuhler. Am 18. Juni erſchien der Fürſt Labanow-Roſtowski in ſeinem Auftrage bei unſern Vorpoſten und trug auf den Abſchluß eines Waffenſtillſtandes an, in welchem Unterhandlungen über den Frieden gepflogen werden ſollten.

Napoleon hatte zu beſtimmen, welchen Gebrauch er von ſeinem letzten Siege machen wollte. Sollte er die Waffen niederlegen oder auf der Bahn des Sieges weitergehen? Eine unermeßlich bedeutungsvolle Frage, welche die ganze Zukunft der Welt in ſich ſchloß.

Der Gedanke, einen europäiſchen Congreß zu eröffnen, alle kriegführenden Mächte zu demſelben zu berufen und da die Bedingungen eines allgemeinen Friedens zu verhandeln, war definitiv aufgegeben. Wir hätten unfehlbar die Stellung, welche uns die Schlacht von Friedland gegeben, in endloſen Unterhandlungen gefährdet. Oeſterreich hätte vielleicht, gedrängt durch die Vorſtellungen ſeiner Verbündeten, das Gewicht ſeiner 200,000 Mann endlich in die Wagſchale geworfen. Rußland und Preußen, jetzt durch die Niederlage gedemüthiget, hätten wieder Muth gefaßt, England der Expedition, welche es in ſeinen Häfen

vorbereitete, eine furchtbare Entwickelung gegeben, unſere Feinde alle hätten die Fasces des allgemeinen Bundes nochmals vereiniget und nach einigen Monaten würden wir den Krieg unter ſchlimmern Bedingungen als vor dem preußiſchen Feldzuge von Neuem haben beginnen müſſen.

Nach den wiederholten Weigerungen Friedrich Wilhelms, einzeln mit ihm zu verhandeln, hatte Napoleon nur eine doppelte Wahl: er mußte Polen wiederherſtellen oder ſich mit Rußland verſtändigen.

Wir waren endlich durch langes Kämpfen und Siegen bis in das Herz Polens gelangt. Dieſe unglückliche Nation hatte uns mit offenen Armen als Befreier empfangen und begrüßt. Lithauen, Volhynien und die Ukraine zitterten vor Ungeduld und warteten nur auf das Erſcheinen unſerer Fahne, um ſich zu erheben. Die Schlacht von Friedland öffnete unſern ſiegreichen Colonnen den Weg nach Wilna. Napoleon brauchte, wie es ſchien, nur vorzurücken, um das Vaterland Sobieski's zu neuem Leben zu erwecken. Europa würde dieſen edeln Plan mit Begeiſterung begrüßt haben, alle Völker würden von Bewunderung bei dem Anblicke des großen Frankreichs und ſeines Kaiſers ergriffen worden ſein, welche ihre Macht und ihr Genie aufboten, nicht um Eroberungen zu machen, ſondern um das Verbrechen Katharina's II. zu rächen.

Die Kühnheit Napoleons wich vor den Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens zurück. Dieſe Schwierigkeiten waren unermeßlich groß. Er hätte ſich zu einem endloſen Kriege verurtheilen müſſen. Erhob ſich Polen wieder ſtark und mächtig, ſo verlor Rußland die Frucht von hundertjährigen Anſtrengungen und Kämpfen; es hörte auf dem civiliſirten Europa anzugehören und es blieben ihm nur die Geſchicke einer aſiatiſchen Macht. Ehe es ſich in einen

ſolchen Fall fügte, hätte es gewiß, das mußte man erwarten, bis zur gänzlichen Erſchöpfung ſeiner Kräfte gekämpft. Napoleon ſcheute ſich ſein Vaterland in einen ſo ſchrecklichen und ſo langwierigen Krieg hineinzuziehen. Er durfte nicht hoffen, daß Oeſterreich lange gleichgiltig zuſehen würde. Vielleicht wagte es in der nächſten Zeit noch nicht ſich zu erklären, aber bald mußte es durch den unwiderſtehlichen Verlauf der Dinge von Neuem auf die Schlachtfelder geführt werden. Waren einmal Lithauen und Volhynien genommen, ſo verbreitete ſich der Aufſtand ſicherlich ſchnell über Galizien und der Hof von Wien war nicht mehr Herr ſeiner Entſchlüſſe.

Der Krieg endlich, der 400 Stunden von unſern Grenzen unter einem ſchrecklichen Klima geführt wurde, begann, wie bereits erwähnt, auch den feſteſten Muth zu ermüden. Der franzöſiſche Soldat, der auf dem Schlachtfelde Feuer und Flamme iſt, liebt die Siege nicht, die er durch Geduld und Anſtrengungen erkaufen muß. Die Gefahr erſchreckt ihn weniger als die Entbehrung; er bedarf raſcher glänzender Siege, die ihn elektriſiren und ſeinen Eifer aufrecht erhalten. In der dreimonatlichen Unthätigkeit nach der Metzelei von Eylau hatte die Armee ihrem Widerwillen und ihrer Ermattung in dumpfem Murren Luft gemacht. Wenn ſie nach der Schlacht von Friedland in die Ebenen Lithauens hätte vorrücken und alle Tage, fern von der Heimath, von der ſie das feindlich geſinnte Deutſchland trennte, kämpfen ſollen, wer weiß ob ihre Feſtigkeit ſo ſtarken Prüfungen widerſtanden hätte.

Der Kaiſer ſah alſo für dieſen Augenblick von der Wiederherſtellung Polens als einer zu gefährlichen Unternehmung ab und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als ſich Rußland zu nähern.

Aber hier bot ſich eine neue Frage dar. Welche Art Uebereinkunft ſollte er mit dieſer Macht treffen? Sollte es blos einfacher Friede ſein oder ein Bündniß?

Der Friede ohne Bündniß beendigte nichts. Er ließ alle großen Kronen in dem Zuſtande des Mißtrauens und der Beſorgniß, der ſie ſo oft ſchon gegen uns verbündet und bewaffnet hatte. Der unter ſolchen Bedingungen abgeſchloſſene Friede mußte denſelben Character der Unbeſtändigkeit haben, welchen alle frühern Verträge gehabt hatten. Es wäre eigentlich kein wirklicher Friede geweſen, ſondern wie die von Campo Formio, Luneville, Amiens und Preßburg, ein einfacher Waffenſtillſtand, eine Ruhe von einigen Jahren, die unumgänglich geworden, um den beſiegten Mächten Zeit und Mittel zu geben, ihre Wunden vernarben zu laſſen, ihre Armeen neu zu organiſiren und ſie in den Stand zu ſetzen, den Kampf neu zu beginnen. Das wollte der Kaiſer nicht. Seine ſchönſten Triumphe waren bisher unfruchtbar geweſen, weil es ihm nicht gelungen war, das moraliſche Band zu löſen, welches die nordiſchen Monarchien vereinigte. Und gerade dieſes Band wollte er zerreißen; er wollte ein großes Bündniß aufſtellen, das gleichzeitig jede Feindſeligkeit zurückhielt und ihm beiſtand, England zu bändigen und zu nöthigen, um den Frieden zu bitten.

Die Engländer hatten längſt ſchon jede Handelsmarine Europa's vernichtet und ſich das ausſchließliche Recht angemaßt, allen Völkern die Colonialwaaren zu verkaufen, die ſie nicht mehr entbehren konnten. Es war eine Schande für Frankreich und deſſen Verbündete, dieſe Producte aus den Händen ihrer erbittertſten Feinde empfangen zu müſſen. Vergebens hatte ſich Napoleon an die Nordamerikaner gewendet, um ſie zu beſtimmen, ihrer Neutralität Achtung zu

verſchaffen und ſich des Monopols des Colonialwaarenhandels in Europa zu bemächtigen. Die gewaltthätige Politik Englands und die Habſucht der amerikaniſchen Kaufleute hatten alle ſeine Pläne vereitelt. Ein Geheimrathsbefehl vom 5. Septbr. 1805 hatte das Anhalten jedes amerikaniſchen Schiffes gefordert, das Waaren führte, welche kein Erzeugniß der Vereinigten Staaten waren. Bald ging England ſogar noch weiter. Es erklärte durch ſeinen berühmten Geheimrathsbefehl vom 16. Mai 1806 die ganze Küſte von der Elbe bis Breſt in Blockadeſtand und jedes neutrale Schiff, das nach einem Hafen an dieſer Küſtenlinie beſtimmt war, für gute Priſe. Nie hatte es gewagt, den Mißbrauch der fictiven Blockade ſo weit zu treiben. Es begnügte ſich nicht, durch ſeine gewaltthätigen Maßregeln den Handel der Amerikaner zu lähmen; es überhäufte auch die Flagge derſelben mit Schimpf und Beleidigungen. Es überfiel, wie vor dem Frieden von Amiens, die Schiffe derſelben, nahm ſie auf offenem Meere weg oder verbrannte ſie auf den kleinſten Verdacht hin, daß ſie aus einer feindlichen Colonie kämen oder nach einem feindlichen Hafen ſegelten.

Die durch dieſe Beleidigungen auf's Aeußerſte gebrachte amerikaniſche Regierung war geneigt, muthige Entſchlüſſe zu faſſen. Sie legte eine Bill vor, nach welcher nicht nur Jeder mit dem Tode beſtraft werden ſollte, welcher überführt würde, einen amerikaniſchen Matroſen gepreßt zu haben, ſondern die auch alle Seeleute der Union ermächtigte, die Perſonen zu tödten, welche ſie am Bord ihrer Schiffe preſſen wollten. Leider wußten die amerikaniſchen Kaufleute ſich nicht zu der Höhe der Gedanken ihrer Regierung zu erheben. Die meiſten zeigten ſich ſchwach und feig vor der Tyrannei Englands. Sie fügten ſich in

alle Forderungen, ſchändeten ihre Flagge, machten ſich zu Schmugglern und ſicherten ihm das Monopol des Seehandels. Colonialwaaren, Fabrikate und Alles ging von ihm, wie von einem unermeßlichen Strome aus und fand auf tauſend Canälen den Weg auf die Märkte des Feſtlandes. Da, wo die engliſche Flagge geächtet war, erſchienen die Producte unter der amerikaniſchen, denn die Blockade galt nicht für dieſe Neutralen, welche für die Rechnung Englands ſchifften. In dieſer Weiſe entzog es Europa unermeßliche Reichthümer, die es ihm unter der Geſtalt von Subſidien zurückgab, um unſere Feinde zu bewaffnen und zu bezahlen. So war der Krieg, welcher das Feſtland verödete, die Freude und die Urſache der Größe Englands. Die Schlacht von Trafalgar hatte ſeiner Macht die Krone aufgeſetzt, ihm die unbeſchränkte Herrſchaft auf dem Meere gegeben und ſeinen Feinden die einzigen Mittel genommen, durch welche ſie England hätten direct angreifen können. Die Allmacht Napoleons endete an den Küſten des Ozeans. Ihm gehörte die Hälfte des Continents, den Engländern aber gehörte das Meer und mit dem Meere der Welthandel.

Da erdachte das Genie Napoleons den wunderbaren Plan, welcher den Zweck hatte, mit einem Male alle Bande der Induſtrie, des Handels und der Politik, welche die britiſche Macht an das Feſtland feſſelten, durchzuſchneiden und aufzulöſen.

England hatte den Colonialwaarenhandel in Europa monopoliſirt und in dieſem Monopol, der Quelle ſeiner Reichthümer, wollte es Napoleon angreifen. Alle Völker des Continents waren England zinspflichtig geworden, alle Neutralen trieben für daſſelbe Schmuggelhandel. So ſollte das ganze Feſtland ihm verſchloſſen und die Neutralen, die

ihre Flagge ſchändeten, ſollten gleich ihm behandelt werden. So war es in die Acht Europa's erklärt, von allen Märkten ausgeſchloſſen, mit ſeinen Producten auf die eigene Inſel angewieſen und mußte gezwungen werden, an Ueberfüllung unterzugehen oder ſich als beſiegt zu erklären.

Unter dem Einfluſſe dieſes großartigen Gedankens erließ er in Berlin ſein berühmtes Decret vom 12. November 1806. Dieſes Decret enthält im Keime das ganze Continentalſyſtem.

Die britiſchen Inſeln wurden in Blockadeſtand erklärt und aller Handel und alle Correſpondenz mit denſelben förmlich verboten. (Art. I. und II.)

Alle Magazine, alle Waaren, alles Eigenthum im Beſitze von Perſonen engliſcher Herkunft wurde für gute Priſe erklärt. (Art. IV. und V.)

Die Häfen Frankreichs und die ſeiner Verbündeten wurden jedem Schiffe verſchloſſen, das direct von England kam oder ſeit Erlaß des Decrets daſelbſt geweſen. (Art. VII.)

Jedes Schiff, das durch falſche Declaration der erwähnten Beſtimmung zuwider handelte, ſollte nebſt der Ladung mit Beſchlag belegt werden, ſo gut als wäre es engliſches Eigenthum.

Als der Kaiſer dieſes Decret erließ, dachte er noch nicht daran, die Anwendung deſſelben auf das ganze Feſtland auszudehnen. So groß auch damals ſeine Macht war, ſie reichte nicht hin, in allen Häfen, auf allen Märkten Europa's Geſetze vorſchreiben zu können. Er bedurfte nothwendig der Unterſtützung, der aufrichtigen und energiſchen Mitwirkung einer großen Continentalmacht. Eine einzige konnte allen Erforderniſſen eines ſolchen Bündniſſes entſprechen, Rußland. Dieſes Reich war einer der reichſten

Märkte, welche die engliſche Induſtrie ausbeutete. Wenn dieſer Markt unſern Feinden geſchloſſen wurde, ſo erlitt ihr Glück ſofort einen ſehr empfindlichen Schlag. Dann hielten wir durch Rußland Wien und Berlin im Schach; wir beherrſchten Schweden und Dänemark und ſicherten uns unſere Suprematie über den ganzen Süden Europa's. Da Mecklenburg, die Hanſeſtädte, Hannover, Holland, Italien und Spanien unſerm Einfluſſe bereits unterworfen waren, ſo mußte das unfehlbare, unmittelbare Reſultat eines redlich geſchloſſenen und ausgeführten Bündniſſes der Kaiſer von Frankreich und Rußland die plötzliche und unbedingte Ausſchließung der Waaren Englands von allen Märkten und Häfen des Feſtlandes ſein.

Das war die glänzende Seite dieſes kühnen und fruchtbaren Planes, aber er hatte auch eine andere, ſehr verſchiedene.

Bei der Lage, in welche das Unglück von Friedland den Kaiſer von Rußland gebracht hatte, mußte er den Frieden wünſchen, aber nichts nöthigte ihn, ſich ein Bündniß Frankreichs auflegen zu laſſen. Ein Bündniß kann dem Souverain eines ſo mächtigen Reiches ſelbſt nicht nach einer Schlacht von Friedland auferlegt werden. Es wird angetragen; er nimmt es an oder ſchlägt es aus; ſein Entſchluß, wie er auch denken mag, iſt immer eine Handlung ſeines freien Willens. Wenn alſo Frankreich die Mitwirkung der Macht dieſes Monarchen gegen England erlangen wollte, mußte es ſich entſchließen, dieſelbe zu bezahlen und ſelbſt theuer zu bezahlen. Den Preis, den Alexander verlangen würde, konnte man errathen.

Seit einem Jahrhunderte verfolgte die ruſſiſche Politik drei große Zwecke. Der erſte war: in das Herz des civiliſirten Europa einzudringen und die Schranken niederzu-

werfen, die es davon trennten; der zweite: ſeine Herrſchaft über das ſchwarze Meer und bis auf den Bosporus auszudehnen und der dritte: von ſeiner Hauptſtadt die Nähe Schwedens zu entfernen und dies über den bothniſchen Meerbuſen zurückzudrängen. Der erſte dieſer Zwecke war erreicht. Das Hinderniß, welches Rußland von Deutſchland trennte, war geſtürzt, Polen beſtand nicht mehr. Es blieben alſo die beiden andern zu erreichen. Offenbar verlangte der Kaiſer Alexander für ſeine Mitwirkung gegen die Engländer von dem Kaiſer Napoleon, daß er ihm eventuell die Intereſſen Schwedens und der Türkei opfere.

Schweden gegenüber waren wir frei; es hatte ſich im Intereſſe ſeines Handels und wegen ſeiner geographiſchen Lage, die es von Seiten der engliſchen Schiffe und der ruſſiſchen Heere verwundbar machte, für immer der Sphäre unſeres Einfluſſes entzogen. Gleichgiltigkeit und Verachtung waren an die Stelle der Vertraulichkeit getreten, welche uns ſonſt mit dieſer Krone verband. Napoleon konnte ſie ohne Unredlichkeit den Händen Rußlands überliefern. Die Schmach traf nicht ihn, ſondern den Souverain, welcher eventuell die Hinterlaſſenſchaft ſeines Verbündeten annahm.

Nicht ſo war es mit der Türkei. Sie war in dieſem Augenblicke allen Gefahren eines ungleichen Kampfes mit Rußland ausgeſetzt und zwar durch Napoleon, der ſie durch ſeine Aufreizungen und Drohungen dahin gebracht und für ſich ſelbſt unberechenbare Vortheile davon gezogen hatte. Hatte er nicht dem von ihm entzündeten Kriege ſeine größten Erfolge in dem polniſchen Feldzuge zu verdanken? Sollte er nun die Türken, zum Lohne für die blinde Hingebung, die ſie ihm bewieſen hatten, der Habſucht einer Macht opfern, die noch geſtern der gemeinſame Feind war? Machte er ſich dadurch nicht des unredlichſten und ſchwär-

zeſten Undanks ſchuldig? Und doch iſt es nur zu wahr, daß er ſie geopfert hat. In moraliſcher Hinſicht iſt dieſes Vergehen gewiß ſehr groß und ein Flecken, ein unvertilgbarer, an ſeinem glänzenden Andenken. Aber die Ereigniſſe riſſen ihn in ihrem ungeſtümen und unwiderſtehlichen Laufe mit fort. Sie machten ihm das Bündniß mit Rußland zu einer Nothwendigkeit und zwangen ihn, daſſelbe mit allen Folgen anzunehmen.

Und dann (dies iſt ſeine beſte und in Wahrheit ſeine einzige Entſchuldigung) hatte auch eine in ihrem Wirken ebenſo barbariſche als in ihren Mitteln grauſame Revolution den Fürſten, mit welchem er vertrauensvolle und freundſchaftliche Verhältniſſe angeknüpft, den Sultan Selim, von dem Throne geſtürzt und ſtatt deſſelben Muſtapha zum Sultan erhoben.

Selim iſt der erſte ottomaniſche Souverain, welcher die militäriſchen Einrichtungen Europa's in ſeinem Reiche einzuführen und an die Stelle der undisciplinirten Schaaren der Janitſcharen regelmäßige Truppen zu ſetzen wagte. Im Jahre 1806 hatte er bereits ein Corps von 30,000 Mann organiſirt. Dieſe Reformverſuche zogen ihm aber den Haß der Janitſcharen und Ulemas zu und er hatte ſomit die beiden werkthätigen Kräfte des Reiches gegen ſich, die Truppen und die Erklärer des Geſetzes. Sie vereinigten ſich gegen ſeine Gewalt und ſchon im Auguſt 1806 brach ein erſter Aufſtand aus. Die Aufrührer verließen die Hauptſtadt, warfen ſich in den Balkan, riefen die Janitſcharen Rumeliens und Bulgariens auf und griffen in Adrianopel die regelmäßigen Truppen an, ſchlugen dieſelben in die Flucht und rückten dann, trunken von Stolz und Rachſucht, gegen Conſtantinopel.

Selim, dem der Verluſt des Thrones und Lebens dro-

hete, gab für den Augenblick dem Geſchrei ſeiner Feinde nach, entließ ſeine Miniſter und vertagte alle ſeine Entwürfe. Um dieſe Zeit etwa brach der Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei aus. Dieſes wichtige Ereigniß und der Angriff des Admirals Duckworth unterbrachen auf einige Monate die innern Zwiſtigkeiten. Selim redete ſich ein, daß der Haß der Janitſcharen erloſchen ſei und nahm mit Eifer das Reformwerk wieder auf. Aber ſie achteten auf ſeine geringfügigſten Bewegungen und waren entſchloſſen, lieber Alles zu wagen als ſich unterdrücken zu laſſen. Ein Befehl des Sultans, das Yamackcorps den regelmäßigen Truppen einzuverleiben, wurde das Signal zu einem ſchrecklichen Aufſtande. Alle Janitſcharen griffen zu den Waffen und der Erſte der Ulemas, der Mufti ſelbſt, leitete die Ausführung des Complots. Die regulären Truppen waren nicht zahlreich genug, um der Maſſe der aufrühreriſchen Janitſcharen widerſtehen zu können; ſie kämpften aber wenigſtens wie muthige Männer und fielen faſt alle mit den Waffen in der Hand. Conſtantinopel war nun einer entfeſſelten Miliz anheimgefallen, welche ihren Sieg durch gräßliche Ausſchweifungen befleckte. Noch naß von dem Blute ihrer Feinde, wendete ſie ſich nach dem Palaſte und verlangte mit gewaltigem Geſchrei den Tod der Räthe des Sultans. Selim weigerte ſich Anfangs, dieſe Forderung zu gewähren, aber die Flut der Aufrührer wuchs von Stunde zu Stunde und drohete in ſeinen Palaſt einzudringen. Alle ſeine Umgebungen, ſeine weinenden Frauen, ſeine Eunuchen, beſtürmten ihn, die Wuth der Empörer dadurch zu ſtillen, daß er ihnen die Köpfe der Miniſter hinwerfe. Er gab endlich nach und unterzeichnete den Befehl, welcher die zum Tode verurtheilte, welche kein anderes Verbrechen begangen, als ſeine Gebote vollzogen hatten. Durch dieſe feige That

glaubte er ſeine Feinde entwaffnet zu haben, aber er machte ſie nur noch kühner. Sie nahmen ſich vor, das Haupt der Reform in ſeiner eigenen Perſon zu treffen. Die Ulemas verſammelten ſich, zogen mit der erheuchelten tiefſten Ehrfurcht vor dem religiöſen Geſetze den Koran zu Rathe und laſen darin, daß ein Fürſt, der ſieben Jahre regiert habe, ohne daß ihm der Himmel Nachkommen gegeben, des Thrones unwürdig, daß ein Sultan, unter welchem die Pilgerfahrt nach Mecca unterbrochen worden, ein glaubensſchänderiſcher Menſch ſei und daß endlich jede Neuerung für ein unerlaßliches Verbrechen erklärt werde. Der Mufti begab ſich in den Palaſt, erſchien vor Selim III. und las ihm den Ausſpruch vor, der ihn des Thrones entſetzte; dann kündigte er dem Vetter des unglücklichen Fürſten, Muſtapha, dem Sohne des Sultan Adulhamed, an, daß er vom Volke erwählt worden ſei, den Thron einzunehmen und rief ihn zum Kaiſer aus. Selim ergab ſich in ſein Schickſal mit der dem Orientalen eigenen Reſignation und zog ſich in das Dunkel des Serails zurück, wo ihn bald ein klägliches Ende erwartete.

Die Revolution vom 30. Mai war durch die Ulemas und Janitſcharen angezettelt und ausgeführt worden, aber die Anhänger Rußlands und Englands waren ihr nicht fremd geblieben. Sie hatten die Unwiſſenheit und den Fanatismus der Rädelsführer nur zu wohl zu benutzen gewußt und ihnen geſagt, Selim ſei der Freund Napoleons, alle Neuerungen in den Militäreinrichtungen der Türkei gingen von dieſem Kaiſer aus, der verderbliche Rath deſſelben habe die Geißel des Krieges über die Türkei gebracht und wenn ſie die Partei der Reform vernichteten, würden ſie das Joch Frankreichs abſchütteln und den Frieden nach Außen wie die Sicherheit und Ruhe im Innern wiederfinden. Durch

dieſe perfiden Rathſchläge hatten ſie ihren Eifer entflammt und die Kriſis beſchleuniget.

Die erſten Handlungen des neuen Sultans verriethen eine vollſtändige Veränderung in der Politik der Pforte. Alle vertraulichen Mittheilungen zwiſchen dieſem Hofe und dem franzöſiſchen Geſandten hörten auf. Napoleon hatte Selim ein Corps von 600 Kanonieren zur Verfügung geſtellt, welche ſich von Illyrien nach Conſtantinopel begeben ſollten. Sultan Muſtapha weigerte ſich ſie anzunehmen und der franzöſiſche Geſandte mußte Courriere abſchicken, um ſie zur Umkehr zu veranlaſſen, wenn ſie ſchon auf dem Marſche ſein ſollten oder ihre Abreiſe zu verhindern, wenn ſie Illyrien noch nicht verlaſſen hätten. Der General Sebaſtiani hatte jede Hoffnung verloren, den Einfluß auf den Divan, den er vor der letzten Revolution ausgeübt hatte, wieder zu erlangen und er ſchrieb unter dem 1. Juni an den Kaiſer: „Der neue Sultan ſchließt ſich ſowohl aus „Neigung als aus Religion den alten Gebräuchen an, „welche Selim oft verletzt hatte. Er kann nur Uebelwollen „gegen Ew. Majeſtät hegen, da er weiß, daß Sie der Freund „Selims waren.“

Als Napoleon dieſe bedeutungsvollen und traurigen Nachrichten erhielt, hatte er eben die Schlacht von Friedland gewonnen. Er theilte die Anſichten des Generals Sebaſtiani und glaubte wie ſein Geſandter, daß die Pforte ihm für immer verloren ſei und der neue, feindſelig gegen Frankreich geſinnte Sultan mit ſeinen Feinden Verträge ſchließe. Er verabſcheute tief eine Regierung, welche nicht die Kraft hatte, gegen eine unwiſſende und fanatiſche Miliz und einen ehrgeizigen Prieſter zu kämpfen. Er hielt die Türkei für einen verlorenen und in Auflöſung begriffenen Staat. Kein Vertrag band ihn an die Pforte. Dieſer

Hof hatte den unbegreiflichen Fehler begangen, Krieg mit Rußland anzufangen, ohne ſich vorher durch einen förmlichen Vertrag mit Frankreich vereiniget zu haben. Im Anfange dieſes Jahres hatte er Emir-Effendi zu dem Kaiſer geſandt; aber dieſer Geſandte war erſt zu Ende des Monat Mai im Lager der Franzoſen angekommen, als die großen Operationen neu begonnen werden ſollten. Es fanden Unterhandlungen ſtatt und der Kaiſer hatte Caulaincourt beauftragt, den Geſandten ſeiner Seits, jenen Vertrag auf folgenden Grundlagen abzuſchließen: ein Bündniß, das offenſiv und defenſiv ſein ſollte; Vereinigung der beiden Mächte, mit Rußland nicht Frieden zu ſchließen, ohne einander vorher gehört zu haben; Garantirung der Eroberung der Krimm durch Frankreich, wenn ſich die Türken dieſer Provinz bemächtigen ſollten, wie des Beſitzes der Moldau und Wallachei und der Integrität des Gebietes. Am 28. Mai wurde dieſer Vorſchlag von Caulaincourt dem Geſandten Emir-Effendi vorgelegt, der aber, entweder aus Unkenntniß der Sachlage, oder weil ſeine Inſtructionen unzureichend waren, nichts unterzeichnen wollte. Aus allen dieſen Gründen glaubte Napoleon die Freiheit zu haben, ganz nach ſeinem Willen handeln zu können und jeder Verpflichtung gegen einen Souverain entbunden zu ſein, welcher das Werkzeug ſeiner Feinde zu ſein ſchien. Auch nahm er die Hypotheſe des Verfallens und der Theilung der Türkei unter die Zahl der Elemente der Unterhandlung auf, welche beginnen ſollte.

Er empfing mit lebhafter Freude den Friedensantrag, der ihm durch den Fürſten Labanow von Seiten des Kaiſers Alexander gemacht wurde. Ein Waffenſtillſtandsvertrag wurde am 21. Juni unterzeichnet, doch galt er nur den ruſſiſchen und franzöſiſchen Armeen. Als Friedrich Wil-



Bayerische Staatsbibliothek

helm Kenntniß davon erhielt, empfand er tiefen Schmerz und er ſah ein, daß ſein Unglück die Aufopferung ſeines Verbündeten ermüdet hätte und ſeine Sache verloren wäre; er demüthigte ſich alſo und ſchloß ebenfalls am 25. Juni einen Waffenſtillſtand mit Frankreich ab.

Die beiden Kaiſer waren über eine Zuſammenkunft übereingekommen und ſie fand am 25. auf einem großen Floß ſtatt, das zu dieſem Zwecke auf dem Niemen erbaut worden war. Sie verließen gleichzeitig die Ufer des Fluſſes unter den Augen ihrer überraſchten und begeiſterten Armeen und umarmten einander. Das erſte Wort Alexanders war ein Freundeswort. „Ich haſſe die Engländer ſo „ſehr, als Sie dieſelben haſſen," ſagte er zu Napoleon, „und will Sie in Allem unterſtützen, was Sie gegen ſie „thun." — „In dieſem Falle," antwortete der Kaiſer der Franzoſen, „kann ſich Alles ausgleichen laſſen und der „Friede iſt ſo gut als geſchloſſen." Dieſe erſte Zuſammenkunft dauerte zwei Stunden. Sie wurde am nächſten Tage auf demſelben Floſſe wiederholt und diesmal wohnte ihr der König von Preußen bei. Es wurde beſchloſſen, daß die Hälfte der Stadt Tilſit für neutral erklärt werde und daß die Bevollmächtigten der drei Mächte da zuſammenkämen, um die Bedingungen des Friedens zu regeln. Alexander und Friedrich Wilhelm begaben ſich dahin und Napoleon machte die Honneurs, als wenn die Stadt zu ſeinem Reiche gehörte.

Die Unterhandlungen von Tilſit bilden vielleicht die glänzendſte Epiſode in der Geſchichte der modernen Diplomatie. Niemals ſtanden einander ſo große Perſonen und ſo große Intereſſen gegenüber. Die Kaiſer von Frankreich und Rußland beſprachen perſönlich alle Bedingungen des Friedens und des Bündniſſes, das ſie ſchließen wollten und

die Bevollmächtigten nahmen nur inſofern daran Theil, als ſie die Beſchlüſſe ihrer Souveraine zu Verträgen formulirten.

Napoleon und Alexander waren in jeder Hinſicht würdig, auf dieſem neuen Kampfplatze, welcher auf den des Waffenkampfes folgte, ſich mit einander zu meſſen. Alexander beſaß Alles, was feſſelt und anzieht, ein edeles und ſchönes Geſicht, große Gewandtheit in der Sprache und im Benehmen, die Würde und die Ungezwungenheit eines auf den Stufen des Thrones geborenen Fürſten und den unwiderſtehlichen Reiz, den die Leidenſchaft und Gewohnheit zu gefallen einem jungen ſchönen Souverain geben. Er hatte ferner eine bewundernswürdige Kunſt, die größten Angelegenheiten zu behandeln und einen Scharfblick, der um ſo gefährlicher war, als er unter dem Weſen natürlicher Aufrichtigkeit ſich verbarg. Bei Napoleon war die Anmuth gewiſſermaßen eine Luxuseigenſchaft. Er war im Lager gebildet, immer mit den beſchwerlichen Arbeiten des Krieges und der Politik beſchäftiget, mußte durch die Strenge ſeiner Haltung diejenigen von ſich fern halten, welche ſonſt ſeines Gleichen geweſen und nun ſeine Unterthanen waren und wendete alſo ſelten jene ſanften feſſelnden Formen an, welche die Herzen gewinnen. Im Allgemeinen erregte er mehr Ehrfurcht und Bewunderung als Zuneigung; gleichwohl aber ſtand er in den wenigen Augenblicken, in denen er gefallen wollte, an Verführungskunſt Niemandem nach. Seine bilderreiche lebhafte Redeweiſe, die Macht und Erhabenheit ſeiner Gedanken feſſelten und riſſen mit fort. Der Kaiſer Alexander ſelbſt konnte ſich dem Einfluſſe dieſes großen Geiſtes nicht entziehen. Kaum ſtanden die beiden Fürſten einander gegenüber, als ſie die lebhafteſte Zuneigung für einander zu faſſen ſchienen. Sie

verließen von da an einander kaum; ſie hatten eine und dieſelbe Tafel, faſt ein und daſſelbe Zimmer. Alle Augenblicke, welche nicht für die Geſchäfte beſtimmt waren, widmeten ſie den militäriſchen Feſtlichkeiten oder dem vertraulichen Beiſammenſein. Man hätte ſie zwei unzertrennliche Freunde nennen können, die von jeher das Geld, die Vergnügungen und die Leiden mit einander getheilt hatten. Die Geſinnungen, welche ſie für einander hegten, gingen auch auf ihre Armeen über. Die Avantgarden fraterniſirten mit einander; man ſah Soldaten und Offiziere ihre Uniformen tauſchen und bei luſtigen Gelagen den Frieden und die Freundſchaft feiern, welche ihre Fürſten vereinigen ſollten. Nie folgten ſo lebendige, verſöhnliche und freundſchaftliche Geſinnungen auf glühenden Haß und blutigen Kampf.

Der König von Preußen wohnte dieſen Zuſammenkünften der Kaiſer bei, aber nur als läſtiger und unglücklicher Zeuge. In ſeiner Gegenwart legten ſie ſich die ſtrengſte Zurückhaltung auf und immer warteten ſie bis er ſich entfernt hatte, um ihre geheimſten Gedanken einander mitzutheilen. Napoleon hegte eine unüberwindliche Abneigung gegen jenen Fürſten und ließ ſie leider ſehen. Die natürliche Schüchternheit Friedrich Wilhelms ſteigerte ſich in dem Gefühl ſeiner falſchen Stellung. Die tiefe Trauer drückte ihn zwiſchen einem unverſöhnlichen Feinde und einem Bundesgenoſſen, dem er zur Laſt war, wie er wohl bemerkte; der Ausdruck ſeines Geſichts, ſein Benehmen und ſein ganzes Weſen deuteten dieſe Traurigkeit an. Napoleon hatte Anfangs die Abſicht gehabt, ihn von den Conferenzen in Tilſit auszuſchließen, aber Alexander drang darauf, daß ſein unglücklicher Verbündeter zugelaſſen werde.

Die Königin kam auch nach Tilſit, traf aber erſt am 26. Juni ein, als die Sachen ſchon weit vorgeſchritten

waren. Wäre ſie früher angelangt, ſo würden ihre Thränen, ihre Schönheit, die Bitten des Kaiſers Alexander den gereizten Sieger vielleicht beſänftiget und in gewiſſem Grade die in Beziehung auf Preußen gefaßten Entſchlüſſe geändert haben. Sobald die Ankunft dieſer Fürſtin gemeldet wurde, machte ihr der Kaiſer der Franzoſen einen Beſuch. Sie empfing ihn mit ſteifer tragiſcher Haltung*). „Preu„ßen,“ ſagte ſie, „hätte ſich über ſeine Macht getäuſcht; „es hätte gewagt, einen Helden zu bekämpfen, ſich den „Geſchicken Frankreichs zu widerſetzen und die glückliche „Freundſchaft deſſelben zu vernachläſſigen; dafür ſei es „ſchmerzlich beſtraft worden. Der Ruhm des großen Fried„rich und die Erinnerung an ihn hätten ſeinen Stolz auf„gebläbet und es nun in's Verderben geſtürzt.“ Nach dieſem pathetiſchen Eingange wendete ſie ſich an die Gnade des Kaiſers und ſie ſprach wirklich mit ergreifender Beredtſamkeit. Sie beſchwur ihn, ſeinem Ruhme dadurch die Krone aufzuſetzen, daß er ſich großmüthig zeige und einen gebeugten und reuigen Feind nicht zur Verzweiflung treibe. Sie berührte mit großer Kunſt einige der Punkte, welche zwiſchen den beiden Kaiſern verhandelt worden waren und beſtand beſonders darauf, daß die Feſtung Magdeburg nicht zu den Gebieten gehöre, welche Preußen entzogen wurden. Napoleon verlor unter dieſen eindringlichen Bitten und Vorſtellungen beinahe die Faſſung, als der König zum großen Verdruſſe der Königin eintrat, welche mit ausdrucks-

---

*) Mémorial de Saint-Hélène, par le comte de Las Cases. IV. p. 257 ff. Wir können nicht beſſer thun, als der Sache nach die Erzählung zu wiederholen, welche der Gefangene von St. Helena ſelbſt von ſeiner Unterredung mit der Königin von Preußen gegeben hat.

vollem Blicke dieſe unzeitige Ankunft tadelte. Er wollte auch ſprechen, verdarb aber Alles, was die Königin gut gemacht hatte und der Kaiſer ſah ſich befreit. Noch an dieſem Tage ſah er die Königin an ſeiner Tafel und hatte neue Beſtürmungen auszuhalten. Er mußte außerordentlich auf ſich aufmerkſam ſein, um keine Verbindlichkeit zu übernehmen und kein zweifelhaftes Wort ſich entſchlüpfen zu laſſen, denn er hatte an dem Kaiſer Alexander einen Zeugen, dem zuviel daran lag, bei ihm einen Augenblick der Schwäche zu bemerken, als daß er nicht auf ſeine unbedeutendſten Worte und Geberden hätte achten ſollen. Einen Augenblick vorher, ehe man zur Tafel ging, trat Napoleon zu einer Conſole, nahm da eine ſehr ſchöne Roſe und bot ſie der Königin an. Anfangs wollte dieſe Fürſtin die Blume ausſchlagen, aber ſie beſann ſich bald eines Beſſern und ſagte: „ja, Sire, mit Magdeburg,“ worauf der Kaiſer hart antwortete: „aber ich mache Ew. Majeſtät „darauf aufmerkſam, daß ich ſie gebe und Sie dieſelbe „nur empfangen.“

Der Tag war ein beſchwerlicher geweſen und es koſtete Napoleon Anſtrengung, unbeugſam bei den Bitten der ſchönen Königin zu bleiben. Um der Sache ein Ende zu machen, gab er Befehle, daß Alles ſofort geordnet und unterzeichnet werde. Als die Königin am andern Tage davon hörte, zeigte ſie wahrhafte Verzweiflung. Weinend ſagte ſie, Napoleon habe ihr Verſprechungen gemacht und ſie getäuſcht und ſie erklärte, ihn nicht wiederſehen zu wollen. Der Kaiſer Alexander mußte gewiſſermaßen gegen ſie zeugen und ſie bewegen, zum zweiten Male an der Tafel Napoleons zu erſcheinen. Gleich nach Beendigung dieſes Mahles äußerte ſie den Wunſch ſich zurückzuziehen und Napoleon führte ſie aus dem Zimmer. In der

Mitte der Treppe, wo er ſtehen blieb, faßte ſie ſeine Hand, drückte ſie und ſagte in einem Tone, in welchem noch mehr Schmerz als Bitterkeit lag: „iſt es möglich, „daß ich das Glück gehabt habe, dem Manne des Jahr„hunderts und der Geſchichte ſo nahe zu ſtehen und daß „er mir die Möglichkeit und das Vergnügen nicht gewährt, „ihm ſagen zu können, daß er mich für das ganze Leben „gefeſſelt habe?“ — „Madame, ich bin ſehr zu beklagen,“ antwortete ihr der Kaiſer ernſt; „es iſt die Wirkung mei„nes böſen Sternes.“ Weinend warf ſie ſich in ihren Wagen, fragte nach Duroc, den ſie beſonders achtete, wiederholte gegen ihn alle ihre Klagen und ſagte, indem ſie auf Napoleons Wohnung zeigte: „in dieſem Hauſe hat „man mich grauſam getäuſcht.“

Die Verhandlungen zu Tilſit zerfallen in drei verſchiedene Theile:

die Friedensverträge zwiſchen Frankreich, Rußland und Preußen;

der Bundesvertrag zwiſchen Frankreich und Rußland und endlich

die geheimen Beſtimmungen, zu welchen ſich die beiden Kaiſer vereinigten.

Frankreich war durch den Fürſten von Talleyrand vertreten,

Rußland durch den Fürſten Kurakin und den Fürſten Labanow,

Preußen durch den Feldmarſchall Kalkreuth und den Grafen von Golz.

Die erſte Frage, die in den Conferenzen zu Tilſit verhandelt wurde, war die preußiſche. Keine war von größerer Bedeutung; die Löſung keiner andern konnte einen größern Einfluß auf die Geſchicke Europa’s ausüben, bei

keiner ſtanden einander unverſöhnlicherer Haß und heiligere Pflichten der Treue gegenüber. Seit der Schlacht von Jena bis zu der von Friedland war Preußen wirklich der Einſatz des Kriegsſpieles geweſen. Napoleon, der nach unbarmherziger Logik handelte und wohl wußte, daß er ihm zu großes Leid zugefügt hatte, als daß es ihm jemals verzeihen könnte, wollte es ganz vernichten. Alexander dagegen konnte aus Politik und nach ſeiner Ehre in die völlige Vernichtung einer Macht nicht willigen, die ihm als Bollwerk gegen Frankreich diente und die ſich nur dadurch in's Verderben geſtürzt hatte, daß ſie ſeinem Rathe zu bereitwillig nachgegeben. Die beiden Kaiſer mußten ihren ganzen Geiſt und ihre ganze Beredtſamkeit aufbieten, der eine um das Recht zu erhalten, Preußen ſeinem Haſſe zu opfern, der andere um es vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren. Da Napoleon demnach ſeinen Feind nicht ganz vernichten konnte, ſo machte er ſich wenigſtens die Freude, ihn vor der Welt zu demüthigen. Um es kund zu machen, daß Friedrich Wilhelm nicht ſelbſt unterhandelt, daß vielmehr der Kaiſer Alexander im Namen deſſelben gehandelt und von der Gnade des Siegers die Zurückgabe eines Theiles der eroberten Provinzen erlangt habe, verlangte er, daß die Clauſeln in Bezug auf Preußen in dem Vertrage aufgenommen würden, der am 7. Juli mit Rußland unterzeichnet wurde. Er that ſogar noch mehr; er verlangte, daß der Abſchluß dieſes Vertrages dem ſeines Vertrages mit Preußen um zwei Tage vorausgehe.

Preußen verlor alle Gebietstheile, die es vor dem Kriege am linken Elbufer beſeſſen hatte, ſowie faſt alle polniſchen Provinzen, die ihm bei den drei Theilungen zugefallen waren. Als ob es nicht genug ſei, daß der Kaiſer Alexander Preußen in dem Vertrage, den er mit Frankreich geſchloſ-

ſen, hatte herabwürdigen laſſen, machte er ſich überdies zum Mitſchuldigen der Rache des Siegers von Jena und Friedland; er nahm einen Theil der Beſitzungen des unglücklichen Fürſten an, deſſen Freund und Verbündeter er kurz vorher geweſen und deſſen Leiden er allein veranlaßt hatte. Er verleibte ſeinem Reiche die Stadt und das Gebiet Bialyſtock ein.

Die Stadt Danzig erhielt ihre Unabhängigkeit wieder.

Preußen hatte vor dem Kriege 9 Millionen Einwohner; durch den Vertrag von Tilſit verlor es davon vier Millionen und zweimalhunderttauſend.

Die Zerſtückelung der preußiſchen Monarchie mußte eine große Lücke in Deutſchland hervorbringen und es kam nun darauf an, ſie dadurch wieder auszufüllen, daß man von den verfügbar gewordenen Gebietstheilen den vortheilhafteſten Gebrauch machte.

Napoleon entwarf den Plan, zwiſchen dem Rhein und der Oder einen neuen Staat zu gründen, der zwar durch ſeine allgemeinen Pflichten mit dem deutſchen Reiche verbunden ſei, wegen ſeiner Entſtehung aber von Frankreich abhänge und durch das Intereſſe gemeinſamer Selbſterhaltung mit dieſem vereiniget ſei. Er wollte dadurch die Verſchmelzung der franzöſiſchen und deutſchen Intereſſen beſchleunigen und die Bande feſter ziehen, welche den Rheinbund an ſeine Politik knüpften. Er ſchuf demnach das Königreich Weſtphalen und bildete daſſelbe aus dem größern Theile der preußiſchen Provinzen am linken Ufer der Elbe und aus dem Kurfürſtenthum Heſſen. Auf dieſen durch den Sieg improviſirten Thron ſetzte er den jüngſten ſeiner Brüder, Hieronymus Bonaparte. (Art. XVIII. und XIX.)

Aus den Provinzen, welche Preußen bei den letzten Theilungen Polens zugefallen waren, machte er einen be-

ſondern Staat unter dem Namen des Herzogthums Warſchau, gab ihm eine ganz verſchiedene und ganz polniſche Einrichtung und verband daſſelbe mit der Krone Sachſen. (Art. V.)

Durch die Art. XIV., XV., XVII., XVIII. und XIX. erkannte der Kaiſer von Rußland die von Napoleon geſchaffenen neuen Dynaſtien an, die Joſephs in Neapel, die Ludwigs in Holland und die des Hieronymus in Weſtphalen. Ebenſo erkannte er den Rheinbund an. Der Friedensvertrag ſollte für alle Verbündete Frankreichs Giltigkeit haben.

Durch den Art. XVI. trat der Kaiſer von Rußland die Herrſchaft Jever an der Nordſee zwiſchen dem Fürſtenthume Oſtfriesland und dem Herzogthume Oldenburg als vollſtändiges Eigenthum mit voller Souverainetät ab.

Der Art. XIII. lautete: Se. Majeſtät der Kaiſer Napoleon nimmt die Vermittelung Sr. Majeſtät des Kaiſers aller Reuſſen zu dem Zwecke an, einen definitiven Friedensvertrag zwiſchen Frankreich und England zu unterhandeln und abzuſchließen in der Vorausſetzung, daß dieſe Vermittelung auch von England einen Monat nach dem Austauſche der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages angenommen wird.

Aehnliche Beſtimmungen wurden in Bezug auf Rußland und die Türkei feſtgeſetzt. Der Kaiſer Alexander nahm die Vermittelung des Kaiſers Napoleon bei der Unterhandlung des Friedens mit der ottomaniſchen Pforte an. Man kam überein, daß, wenn die letztere Macht die Vermittelung Frankreichs angenommen haben würde, die Feindſeligkeiten zwiſchen den Ruſſen und Türken aufhören und ſie gleichzeitig die Moldau und Wallachei räumen ſollten. (Art. XXI., XXII., XXIII. und XXIV.)

Dieſe Beſtimmungen, ſowie die des Art. XIII. wurden, wie wir ſehen werden, in dem Bundesvertrage wiederholt und weiter entwickelt.

Der zwiſchen Frankreich und Preußen abgeſchloſſene Friedensvertrag wurde am 9. Juli unterzeichnet. Alle Opfer, alle Leiden, jede Schmach, welche Preußen durch den vorhergehenden Vertrag aufgelegt worden waren, wurden in dieſem wiederum aufgezählt und es kamen noch neue erſchwerende Clauſeln hinzu.

So wurde beſtimmt, daß durch die preußiſchen Staaten hindurch eine militäriſche Communicationsſtraße eröffnet werden ſolle, welche Sachſen mit dem Herzogthume Warſchau verbinde. (Art. XVI.)

Bis zum Tage des Austauſches des künftigen definitiven Friedensvertrages zwiſchen Frankreich und England ſollten alle Länder unter preußiſcher Herrſchaft der Schifffahrt und dem Handel der Engländer verſchloſſen bleiben und aller Verkehr zwiſchen den preußiſchen Häfen und den britiſchen Inſeln aufhören. (Art. XXVIII.)

In einem beſondern und geheimen Artikel verſprach Preußen, förmlich England den Krieg zu erklären, wenn die letztere Macht am 1. December 1807 nicht Frieden mit Frankreich geſchloſſen habe.

Dieſer Vertrag, welcher die Intereſſen der beiden Reiche vereinigen ſollte, wurde in Tilſit an demſelben Tage wie der Friedensvertrag unterzeichnet.

Die beiden Mächte verpflichteten ſich, in jedem europäiſchen Kriege, den ſie unternehmen oder fortführen könnten, zu Lande und zur See, gemeinſchaftliche Sache zu machen. Rußland ſollte England ſeine Vermittelung antragen. Wenn England ſie nicht annähme oder, wenn es dieſelbe angenommen, am 1. November 1807 den Frieden

noch nicht abgeſchloſſen, den Grundſatz, daß die Flaggen aller Mächte auf dem Meere vollkommen gleich und unabhängig ſein müßten, nicht anerkannt, nicht Alles zurückgegeben hätte, was es Frankreich und deſſen Verbündeten ſeit 1805 abgenommen, ſollte Rußland ihm im Laufe des Novembers ſeinen Entſchluß mittheilen, mit Frankreich gemeinſchaftliche Sache zu machen. (Art. IV.)

Wenn am 1. December deſſelben Jahres England auf dieſe ruſſiſche Mittheilung nicht genügend geantwortet hätte, wollten Frankreich und Rußland die drei Höfe von Stockholm, Kopenhagen und Liſſabon auffordern, den Engländern ihre Häfen zu verſchließen und ihnen den Krieg zu erklären. (Art. V.) Ohne an Oeſterreich eine ähnliche Aufforderung zu richten, wollten ſie daſſelbe einladen, ſich ebenfalls von England zu trennen und ihm ſeine Häfen zu ſchließen.

Wenn England die von den Verbündeten gebotenen Bedingungen annähme, ſollte ihm Hannover als Entſchädigung für die franzöſiſchen und holländiſchen Colonien zurückgegeben werden, deren es ſich im Laufe des gegenwärtigen Krieges bemächtiget. (Art. VII.)

Der Art. VIII. bildete den Gegenſatz der vorhergehenden Artikel. Sowie Rußland ſeine Vermittelung England anbieten ſollte, wollte Frankreich die ſeinige der ottomaniſchen Pforte antragen. Wenn in Folge der Revolution, die in Conſtantinopel vorgekommen war, die Pforte die Vermittelung Frankreichs nicht annähme, oder wenn, nach Annahme derſelben, der Friede nicht binnen drei Monaten, vom Beginne der Unterhandlungen an, abgeſchloſſen wäre, wollte Frankreich gemeinſchaftliche Sache mit Rußland gegen die Türkei machen, auch ſich mit Rußland verſtändigen, um alle europäiſchen Provinzen des ottomaniſchen

Reiches, die Stadt Conſtantinopel und die Provinz Rumelien ausgenommen, dem Joche der Türkei zu entziehen.

Dem offenen Vertrage wurden geheime Artikel beigefügt.

Rußland verpflichtete ſich, Frankreich den Platz und das Gebiet Cattaro zu übergeben (Art. I.) und willigte ein, daß Frankreich die ſieben Inſeln mit voller Souverainetät beſitze. (Art. II.) Es verſprach, Joſeph nicht nur als König von Neapel, ſondern auch als König von Sicilien anzuerkennen, ſobald Ferdinand für dieſe Inſel die Inſel Candia und die Balearen erhalten haben würde.

Auch ein Theilungsplan in Bezug auf die europäiſche Türkei wurde zwiſchen den beiden Kaiſern verabredet. Der Bosporus, der Helleſpont, Rumelien und Thrazien ſollten unter der Herrſchaft der Pforte verbleiben; die Moldau, die Wallachei, ganz Bulgarien bis an das linke Ufer der Maruzza ſollten an Rußland fallen, Serbien an Oeſterreich, Bosnien dagegen, Albanien, Epirus, der Peloponnes, Attica und Theſſalonien an Frankreich. Dieſer Theilungsplan ſollte indeß nur in dem durch Art. VIII. des Bundesvertrags vorgeſehenen Falle, d. h. wenn die Pforte die Vermittelung Frankreichs ablehnte, zur Ausführung gebracht werden. Napoleon theilte ihn dem General Sebaſtiani mit, der ihn indeß ſehr energiſch mit guten Gründen bekämpfte.

Auch andere Punkte wurden in Tilſit beſprochen, der Fall z. B., daß die Ruſſen Beſitz von Finnland nähmen, oder daß Frankreich genöthiget würde, ſeine Armeen durch Spanien marſchiren zu laſſen, um Portugal zu unterwerfen und ſich Bürgſchaften gegen die zweifelhafte Treue Karls IV. zu ſichern, oder daß Oeſterreich vorziehe zu kämpfen, ſtatt ſich den Beſtimmungen der beiden Kaiſer zu unterwerfen.

Alle dieſe Dinge ſind wahrſcheinlich bei den vertraulichen Unterredungen in Tilſit wenigſtens beſprochen worden.

Endlich kamen Napoleon und Alexander überein, im Verein einen Zug gegen Indien zu unternehmen. Die Zahl der Truppen, die ſie für dieſes große Unternehmen verwenden, die Punkte, wo ſie ſich vereinigen, die Straße, der ſie folgen und die Vereinbarungen, die ſie mit Perſien treffen wollten, ſollten ſpäter verabredet und geordnet werden.

Das Bündniß von Tilſit war die plötzliche und überraſchende Enthüllung einer Thatſache, welche alle weiterſehende Köpfe zu beſchäftigen begann, daß nämlich Rußland früher oder ſpäter in dem Bundesſyſteme Frankreichs den Platz einnehmen werde, den ſonſt Polen, Schweden und die Türkei eingenommen hatten und daß dieſe beiden großen Mächte die Welt regieren müßten, ſobald ſie ſich verſtändigten und vereinigten. Im Jahre 1807 leiteten ſie zwei Hauptgedanken, nämlich der: England zu zwingen, Frieden zu ſchließen und jener: die Kräfte der beiden Kaiſerreiche gleichzumachen, ſo daß das eine ſeine Beſitzungen und ſeinen Einfluß nicht vergrößern könnte, ohne daß das andere ermächtigt wäre, ſich in gleichem Maße zu vergrößern. Man kann ſagen, Alexander und Napoleon theilten ſich in Europa; dem einen fiel der Norden und Oſten, dem andern der Süden und Weſten zu.

Niemals war den Menſchen ein gleiches Schauſpiel gegeben worden, aber ſelbſt dieſe glänzende Größe blendet uns nicht. Niemals herrſchten die Berechnungen der materiellen Kraft fühlbarer über die Grundſätze des Rechts und der Billigkeit vor; niemals ſah man menſchliche Mächte mit größerer Willkühr über die Geſchicke der Völker verfügen und mit entſetzlicherer Rückſichtsloſigkeit die gewöhnliche Moral verletzen, welche verbietet, den Freund zu

opfern, der unſere Schwüre empfangen und ſich uns hingegeben hat. Unſere Seele empört ſich bei dem Anblicke dieſer beiden mächtigſten Fürſten der Welt, die vor wenigen Tagen erbitterte Feinde waren, nun Verbündete ſind, ihre Vereinigung durch die Undankbarkeit und Unredlichkeit zu befeſtigen ſuchen und einander gegenſeitig, wie die römiſchen Triumvirn, die Güter ihrer eigenen Bundesgenoſſen überlaſſen, derſelben, welche ſie früher aus ihrer Ruhe aufgeſtört und gewaltſam mit auf den Kampfplatz geriſſen hatten; — eine neue ſchreckliche Lehre, welche den Völkern zeigt, zu welchem Preiſe die Eroberungen und die Größe erlangt werden!

Aus dem Geſichtspunkte der practiſchen Politik betrachtet, kann das zu Tilſit geſchloſſene Bündniß ſtreng getadelt werden. Wenn es ſich in paſſenden Grenzen gehalten hätte und im Geiſte aufrichtiger Verſöhnung entworfen und angewendet worden wäre, würde es eine unermeßliche Wohlthat für Frankreich und für Europa geweſen ſein. Es hätte auf lange Jahre die Ruhe des Feſtlandes geſichert, England entmuthiget und die Völker wie die Regierungen allmälig auf die Bahnen des allgemeinen Friedens gebracht. Aber es war kein Werk des Friedens, im Gegentheil die furchtbarſte Kriegsverbindung, die jemals geſchloſſen worden. Aber gerade dieſe Größe war ihre Schwäche. Sie konnte nur dann gelingen, wenn alle Seeſtaaten des Feſtlandes getreulich, energiſch und mit Ausdauer mitwirkten, ihre Häfen und Märkte den engliſchen Waaren zu verſchließen. Der Kaiſer Alexander hatte ſeine Mitwirkung feierlich zugeſagt, aber er war nicht der Vaſall Napoleons, ſondern der Verbündete deſſelben, ebenſo mächtig, in dem Kreiſe ſeines Einfluſſes und ſeiner Wirkſamkeit ebenſo unabhängig, wie das Oberhaupt Frankreichs in dem ſeinigen, vollkom-

men frei gegen ſeinen Schwur zu handeln, ſobald es ihm ſein perſönliches Gutbefinden, die verletzten Intereſſen oder die Leidenſchaften ſeines Volkes anriethen. Und ſobald Rußland aus dem Continentalſyſtem heraustrat, mußte das ganze in Tilſit aufgebaute Gebäude zuſammenſtürzen. Wohin führte dann dieſes ſo theuer erkaufte Bündniß? In höchſt gefahrvolle Vereinzelung oder einen neuen Krieg. Die Ereigniſſe ſollten nur zu bald die Richtigkeit der in Tilſit geſchwornen Eide und die Haltloſigkeit des Werkes darthun, das ſie hatten weihen ſollen.

Uebrigens täuſchte ſich Napoleon über das Bündniß nicht, das er mit dem Kaiſer Alexander geſchloſſen hatte; Zweifel und Argwohn erfüllten ſeine Seele und er wußte es recht wohl, daß auf dem neuen Wege, den die beiden Reiche betreten ſollten, Alles dunkel, problematiſch und gewagt ſei. Seine Vorausſicht gab alle Möglichkeiten zu, ſelbſt die einer nahen Zerreißung der Bande, die eben geknüpft worden waren und er nahm ſich deshalb vor, gegen dieſe traurige Möglichkeit ſich vorzuſehen. In dieſer Vorausſicht ſchuf er das Herzogthum Warſchau. So lange Rußland ſeinen Verpflichtungen mit gewiſſenhafter Treue nachkam, blieb das Herzogthum, wie es der Vertrag geſchaffen hatte, einfach ein Zubehör des Königreichs Sachſen. Vernachläſſigte es aber ſeine Verpflichtungen, zerriß es das Bündniß, ſo begann für das polniſche Herzogthum ein großes Geſchick. Was Napoleon 1807 nicht zu unternehmen gewagt hatte, konnte er oder ſein Nachfolger dann ausführen. Die Litthauer, die Volhynier, die Galizier würden ſich auf den Ruf ihrer Brüder und unterſtützt von den franzöſiſchen Armeen ſämmtlich erheben und an der Wiederherſtellung ihres gemeinſamen Vaterlandes arbeiten. Auſterlitz, Jena und Friedland hatten vorausgehen müſſen,

ehe der Niemen hatte erreicht und der erſte Grundſtein zu einem neuen Polen hatte gelegt werden können. Auf der einen Seite mußte die Gründung des Herzogthums Warſchau in den Herzen aller Polen unbegrenzte Wünſche und Hoffnungen erregen, auf der andern in Rußland Beſorgniſſe wecken. Es gab nun für dieſes Reich keine Ruhe und keine Sicherheit mehr. In der Gegenwart hatte es ungeduldige Völker unter eiſernem Joche zu halten, in der Zukunft ſtand ihm Bürgerkrieg und Krieg mit dem Auslande bevor. Aber Napoleon übereilte ſich doch, als er das Herzogthum Warſchau ſchuf. Da er ſich auf Rußland ſtützen mußte, hätte er dieſe Stellung offen, ohne Nebengedanken, annehmen und mit mehr Sorgſamkeit Alles vermeiden ſollen, was in ſeinem neuen Verbündeten Mißtrauen erregen konnte. Es war wohl ein ſchöner Gedanke, die polniſchen Provinzen in Reſerve zu halten, um ſie zur Grundlage eines neuen Polen zu machen, wenn der Kaiſer Alexander das Bündniß von Tilſit brechen ſollte; aber die Klugheit verbot in dieſem Augenblicke dem Herzogthume die äußern Zeichen der polniſchen Nationalität wiederzugeben; es war beſſer, daſſelbe blos als Provinz Sachſen einzuverleiben, der Welt unſere geheimen Gedanken nicht zu verrathen und die Zeit und das Glück ſchalten zu laſſen. Napoleon handelte, als er ſo verfuhr, wie er es that, gegen den Geiſt der Verträge von Tilſit; er ließ dem Kaiſer Alexander ſehen, daß er den Schwüren deſſelben nicht traue und legte in den Schooß des Bündniſſes einen Keim der Zwietracht, welcher daſſelbe unfehlbar auflöſen und einen Kampf herbeiführen mußte, der noch ſchrecklicher und blutiger als der beendigte werden ſollte.

## Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Ende der Zuſammenkunft zu Tilſit. — Napoleon in Dresden.— Conſtitution des Herzogthums Warſchau. — Rückkehr des Kaiſers nach Frankreich. Seine Rede an den geſetzgebenden Körper. — Herr von Champagny erſetzt Herrn von Talleyrand im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. — Rückkehr des Kaiſers Alexander nach St. Petersburg. — Haltung dieſes Fürſten England gegenüber. — Austauſch der erſten Noten. — Energiſcher Entſchluß des engliſchen Miniſteriums. — Sendung einer engliſchen Flotte in die Oſtſee. — Aufforderung an Dänemark. — Schöne Antwort des Kronprinzen. — Angriff und Beſchießung Kopenhagens. — Bundesvertrag zwiſchen Frankreich und Dänemark. — Eindruck des Angriffes auf Kopenhagen in Petersburg. — Bruch zwiſchen Rußland und England. — Geheimraths-Befehle vom 18. und 26. November 1807. — Decret von Mailand vom 17. December 1807. — Verhalten der Amerikaner. — Sendung des Generals Savary nach St. Petersburg.— Abneigung der höhern ruſſiſchen Geſellſchaft gegen Frankreich. — Urſachen dieſer Abneigung. — Treuloſe Mittheilungen an die ottomaniſche Pforte. — Antrag der Friedensvermittelung an die Türkei durch den franzöſiſchen Geſandten. — Ratification der Uebereinkunft von Soloboſa durch die Pforte. — Ueberwiegender Einfluß Frankreichs in der Türkei.

Die beiden Kaiſer trennten ſich am 23. Juli, nachdem ſie neunzehn Tage in der herzlichſten vertrauteſten Freundſchaft

mit einander verbracht hatten. Beim Scheiden gaben ſie einander neue Beweiſe von Achtung und Liebe. Napoleon wollte die ruſſiſche Armee ſelbſt dem Bunde anſchließen, der ihn mit dem Czar vereinigt hatte. Im Augenblicke des Abſchiedes war die ruſſiſche Garde unter den Waffen; er trat zu dem Grenadier, welcher rechts voran im erſten Gliede ſtand, nahm ſein eigenes Kreuz der Ehrenlegion, band es ſelbſt an die Uniform des Soldaten und ſagte zu ihm: „gedenke daran, daß dies der Tag iſt, an welchem „wir, Dein Herr und ich, Freunde geworden ſind.“

Ehe der Kaiſer nach Frankreich zurückkehrte, vertheilte er auch ſeine Armeecorps. Dem Marſchall Davouſt trug er auf, mit drei Diviſionen Infanterie, einer Diviſion Dragoner und zwei Brigaden leichter Cavalerie das Herzogthums Warſchau zu beſetzen, zu deſſen Gouverneur er ihn ernannte. In Preußen, Schleſien, Pommern, Weſtphalen und allen deutſchen Provinzen, welche von der Oſt- und Nordſee beſpült werden, ſtellte er die Truppen Bernadotte's, Soult's, Maſſena's, Ney's, Victors, Mortiers, des Prinzen Hieronymus, Lefebvres und des ſpaniſchen Generals La Romana auf. Der Marſchall Brune erhielt den Befehl ſich bereit zu halten, um gegen die Schweden zu agiren, die noch immer Herren von Stralſund und der Inſel Rügen waren und die Feindſeligkeiten neu beginnen zu wollen ſchienen. Alle von dem Rheinbunde geſtellten Contingente kehrten in ihre Heimath zurück. Nach Frankreich nahm Napoleon nur die Kaiſergarde mit.

Marmont, welcher die illyriſchen Inſeln beſetzt hielt und verwaltete, ſollte Beſitz von dem Staate Raguſa, ſo wie von der Stadt und dem Gebiete Cattaro nehmen, welche zu dem Königreich Italien gehörten. Endlich wurde dem König von Neapel aufgetragen, vier tauſend Mann aller Waffen

auf die ioniſchen Inſeln zu ſchicken, ſobald dieſelben von den Ruſſen geräumt ſein würden. Der Kaiſer ernannte den General Cäſar Berthier zum Gouverneur der ſieben Inſeln und derſelbe verlegte den Sitz ſeiner Regierung nach Corfu.

Napoleon kehrte über Königsberg, Poſen und Dresden nach Frankreich zurück. Er hatte ſich nicht darauf beſchränkt, Sachſen von den drückenden Ketten Preußens zu befreien, ſondern auch ſeinen Willen kundgegeben, es zu vergrößern, zu erheben und zu einem bedeutenden Staate, zu einem Bollwerke Deutſchlands gegen Rußland zu machen. Der König und das Volk ſehnten ſich, ihm ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Er wurde in Dresden mit Begeiſterung empfangen. Am 22. Juli gab der Kaiſer der Conſtitution des Herzogthums Warſchau ſeine Sanction. Sie war nach dem Plane der Conſtitutionen, die man Frankreich und dem Königreiche Italien gegeben hatte, entworfen und nichts weniger als ein Denkmal politiſcher Freiheit. Für die Völker aber, welche ſeit der Vernichtung ihres Vaterlandes Alles auf einmal verloren hatten, ihre Nationalität und die Ausübung ihrer politiſchen Rechte, war ſie eine unermeßliche Wohlthat. Sie weihete die Aufhebung der Leibeigenſchaft, die Gleichheit aller Bürger vor dem Geſetze und die Erblichkeit der Krone. Sie legte in die Hand des Königs die ganze vollziehende Gewalt und ſetzte einen Senat und eine Kammer ein, welche die Geſetze berathen und votiren ſollten. Die alte Geſetzgebung wurde aufgehoben und durch ein gleichförmiges Geſetzbuch, den Code Napoleon, erſetzt.

Von Dresden bis St. Cloud hielt der Kaiſer nicht an und er kam am 27. Juli früh um fünf Uhr in der letztern Reſidenz an. Die Nachricht davon verbreitete ſich alsbald und erfüllte Paris mit freudiger Aufregung. Die ganze

Stadt wurde freiwillig erleuchtet. Am Tage darauf brachten die Behörden dem Souverain ihre Glückwünſche dar. Alle Formeln der Lobpreiſung waren längſt ſchon erſchöpft und die Schmeichelei wußte nicht mehr, wie ſie ſich zu der Höhe des Mannes und der Thaten erheben ſollte, die ſie nochmals zu feiern hatte. „Napoleon,“ ſagte der erſte Präſident des Appellhofes, Seguier, „ſteht jenſeits der „menſchlichen Geſchichte; er gehört der Heroenzeit an; er „ragt über die Bewunderung hinaus. Nur die Liebe kann „ſich zu ihm emporſchwingen.“

Am 16. Auguſt eröffnete der Kaiſer perſönlich die Sitzungen des geſetzgebenden Körpers. Seine Rede faßte die Ereigniſſe ſeit der letzten Seſſion und die Lage des Reiches zuſammen. Es war das glänzendſte Gemälde, welches jemals ein Fürſt von der Macht und Größe eines Volkes entworfen hat.

„. . . . . . . . Seit Ihrer letzten Seſſion,“ ſagte er, „haben neue Kriege, neue Siege, neue Friedensverträge das Ausſehen Europa's verändert.

„Wenn das Haus Brandenburg, das ſich zuerſt gegen „unſere Unabhängigkeit verſchwur, noch herrſcht, ſo verdankt es dies der aufrichtigen Freundſchaft, welche mir „der mächtige Kaiſer des Norden eingeflößt hat.

„Ein franzöſiſcher Prinz wird die Elbe beherrſchen und „die Intereſſen ſeiner neuen Unterthanen mit ſeinen erſten „und heiligſten Pflichten zu vereiuigen wiſſen.

„Das Haus Sachſen hat nach funfzig Jahren die Unhängigkeit wieder erhalten, die es verloren.

„Die Völker des Herzogthums Warſchau und der Stadt „Danzig haben ihre Vertreter und ihre Rechte wieder erlangt.

„Alle Nationen freuen ſich gemeinſam, den verderb-

„lichen Einfluß, den England auf das Feſtland ausübte, „ohne Wiederkehr vernichtet zu ſehen.

„Frankreich iſt mit den Völkern Deutſchlands durch die „Geſetze des Rheinbundes, mit denen Spaniens, Hollands, „der Schweiz und Italiens durch die Geſetze ſeines Bun„desſyſtems vereinigt. Unſere neuen Verbindungen mit „Rußland ſind durch die gegenſeitige Achtung dieſer beiden „großen Nationen befeſtiget.

„In Allem, was ich gethan, habe ich einzig und allein „das Glück meiner Völker vor Augen gehabt, das mir „theurer iſt als mein eigener Ruhm.

„Ich wünſche den Frieden auf dem Meere. Kein Haß „ſoll jemals auf meine Entſchließungen Einfluß haben. „Ich werde keinen gegen ein Volk hegen, das der Spiel„ball und das Opfer der Parteien iſt, welche es zerreißen „und das über die Lage ſeiner eigenen Angelegenheiten „wie die ſeiner Nachbarn getäuſcht wird.

„Welchen Ausgang aber auch der Seekrieg nach den „Beſchlüſſen der Vorſehung haben möge, meine Völker „werden in mir immer denſelben und ich werde immer „meine Völker meiner würdig finden.

„Franzoſen, Euer Verhalten in der letztern Zeit, in „welcher Euer Kaiſer über fünfhundert Stunden weit von „Euch entfernt war, hat meine Achtung und die Meinung, „die ich von Euerm Character hegte, noch geſteigert. Ich „fühlte mich ſtolz, der erſte unter Euch zu ſein.

„Ihr ſeid ein gutes und ein großes Volk!"

Es fand eine fortwährende Beziehung zwiſchen den Entwickelungen der Macht Napoleons nach außen und der Ausdehnung ſeiner Herrſchaft im Innern ſtatt. Faſt immer dienten ſeine Siege über die Armeen Europa's als Vorſpiel

und Entſchuldigung für ſein Uebergreifen auf das Gebiet der Rechte der großen Staatscorporationen.

Die Conſtitution vom Jahre VIII hatte, obwohl ſie ſelbſt im Anfange nur der entſtellte Schatten des repräſentativen Regierungsſyſtems war, eine Rednerbühne beibehalten. Frankreich konnte ſich noch für frei halten, wenn es die männlichen Stimmen der Bürger hörte, welche die glänzende Oppoſition im Tribunat ausmachten. Aber die ſtarre Tugend dieſer Corporation führte ſchnell ihren Sturz herbei. Der Mann, welcher ſich ſehnte, den Thron wieder aufzurichten und ſich darauf zu ſetzen, konnte die Exiſtenz einer Verſammlung nicht dulden, welche ihren Muth darin ſuchte, die republikaniſche Inſtitution hartnäckig zu vertheidigen. Ein erſter Senatsbeſchluß von 1802 beſchränkte die Zahl der Tribunen von hundert auf funfzig und verſetzte ihren Berathungen einen tödtlichen Streich, indem er dieſelben in Sectionen abtheilte. Zwei Jahre ſpäter, 1804, vernichtete der erſte Conſul das Lebensprincip dieſer Körperſchaft vollends: er nahm ihr alle Befugniſſe und übertrug ſie dem Senat. Das Tribunat war in dieſem Zuſtande der Verſtümmelung nur noch ein Beiwerk, ein nutzloſes Rad in der Conſtitution; aber man fürchtete ſich noch vor dem Namen. Nach ſeiner Rückkehr von Tilſit nahm ſich Napoleon vor, auch dieſen läſtigen Schatten zu entfernen, der ihn an die Stürme und Kämpfe erinnerte, durch welche ſeine Herrſchaft hatte hindurchgehen müſſen, ehe ſie ſich befeſtigte und bis zur Krone erhob. Ein Senatsbeſchluß vom 19. Auguſt 1807 hob das Tribunat vollſtändig auf. Die vorläufige Erörterung der Geſetzentwürfe wurde von den Sectionen des Tribunats auf die Commiſſionen des geſetzgebenden Körpers übergetragen. Dieſer Commiſſionen gab es drei, eine für die Civil- und Criminalgeſetzgebung,

eine für die innere Verwaltung und eine dritte für die Finanzen.

Die Gewalt beſchränkte ſich in ihrer argwöhniſchen Eiferſucht nicht darauf, ſogar den Namen der einzigen politiſchen Körperſchaft zu entfernen, welche eine kurze Zeit nach dem Schiffbruche aller freien Inſtitutionen ſich erhalten hatte; durch denſelben Senatsbeſchluß vom 19. Auguſt ſetzte ſie das Alter, welches erforderlich ſein ſollte, um in den geſetzgebenden Körper erwählt werden zu können, von 30 auf 40 Jahre. Eine ſolche Furcht vor jugendlichen Ausſchweifungen in einer Verſammlung von Stummen und unter der niederhaltenden Einwirkung der kaiſerlichen Autorität läßt ſich bei einem Manne nicht begreifen, der in ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre das Obercommando über die Armeen der Republik führte und die Welt bereits mit dem Ruhme ſeines Namens erfüllte. Der Stolz begann ſichtbar ſeinen ſeltenen Verſtand zu ſtören. In dem Maße, wie er ſich in dem Kreiſe der gekrönten Häupter erhob, entfernte er ſich von jener großen Revolution, deren Sohn und Erbe er war und die er doch nicht verleugnen konnte, ohne den Urſprung ſeiner Macht und das Princip ſeiner Stärke anzutaſten.

Kurze Zeit nach der Rückkehr des Kaiſers von Tilſit ging in dem Perſonal des Miniſteriums eine Veränderung vor, welche großes Aufſehen in Frankreich machte. Mehr als einmal war der Name des Herrn von Talleyrand, mit Recht oder Unrecht, in geheimen Intriguen genannt worden, welche Zweifel an ſeiner Moralität erregen konnten. Das Vertrauen des Kaiſers zu ſeinem Miniſter hatte darunter gelitten. Gleichwohl mochte er ſich von einem geſchickten Manne nicht trennen, der ihm große Dienſte geleiſtet hatte und ſeit acht Jahren alle Staatsgeheimniſſe

kannte. Aber Herr von Talleyrand hatte auch bemerkt, daß ſein Souverain gegen ihn nicht mehr ſei wie ſonſt. Der Fürſt von Neufchatel (Berthier) war zu der Würde eines Viceconnetable erhoben worden. Der Miniſter beklagte ſich darüber und verlangte für ſich eine Würde von gleichem Range. Der Kaiſer machte ihm bemerklich, daß der Titel, nach dem er Verlangen trage, mit der Stellung unverträglich ſei, die er im Miniſterrathe einnehme. „Sie „ſind an die Geſchäfte gewöhnt,“ ſagte er; „Sie können „ſie nicht entbehren; bleiben Sie Miniſter; ich gebe Ihnen „dieſen guten Rath.“ Talleyrand ſuchte nur einen ehrenhaften Vorwand, um zurückzutreten und blieb dabei. Er wurde durch ein Decret vom 9. Auguſt zum Vicegroßwähler ernannt und im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten durch Herrn von Champagny erſetzt.

Es war dies ein Ereigniß, wenn auch kein ſo bedeutungsvolles, als es ſeine Anhänger geſagt haben. Napoleon hat geſchickte Verwaltungsmänner zur Organiſation ſeiner Regierung, gelehrte Juriſten zur Abfaſſung ſeiner Geſetzbücher, ebenſo hellſehende als unerſchrockene Generale und tapfere Soldaten gefunden, den Ruhm ſeiner Waffen und ſeine Macht zu unvergleichlicher Höhe zu erheben. Seine ſchwache Seite war die Diplomatie. Hier fehlte ihm Alles. Er ſelbſt, da er im Lager aufgewachſen war, wie alle Soldaten ſich mehr um das Factum, als um das Recht kümmerte, als zu großer Feldherr daſtand, als daß ihm das Kriegsſpiel nicht mehr hätte gefallen ſollen, als es das Intereſſe des Landes erforderte, beſaß weder in dem Geiſte noch in dem Handeln die Mäßigung, die Geduld und die feine Gewandtheit, welche die Kunſt der Unterhandlungen erfordert. Nie hätte das Haupt einer Regierung es nöthiger gehabt als er, durch einen klugen und geſchickten Mi-

niſter in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ſich aufklären und führen zu laſſen. Herr von Talleyrand war dieſer Mann nicht. Er beſaß ſeltene und vortreffliche Eigenſchaften, einen ſcharfen, ſchmiegſamen, umfaſſenden und beſonders merkwürdig feinen Geiſt; Niemand hat die Kunſt der Rede in den Unterhandlungen weiter getrieben als er; Niemand verſtand es beſſer durch Anmuth der Form das zu Harte und Rauhe, was ſo oft in den Befehlen ſeines Gebieters lag, zu mildern und durch weiſe Langſamkeit das zu Stürmiſche zu mäßigen. Er hatte das Zarte, Feine, Vornehme jenes franzöſiſchen Adels bewahrt, welcher ſonſt an allen Höfen Europa's den Ton angab. Auch war Herr von Talleyrand bei der Arbeit der ſocialen Umbildung, welche die erſten Jahre des Conſulats ausfüllte und bei der allgemeinen Rückkehr zu der eleganten und artigen Lebensweiſe ein Berather und Muſter für Alle. Da er mit der Revolution durch die Pfänder, die er ihr gegeben hatte und mit dem alten Herkommen durch ſeine Geburt und ſeine Neigungen zuſammenhing, ſo kam ihm an dem Conſularhofe Niemand in der Kunſt gleich, die Meinungen und Menſchen einander zu nähern.

Um aber tiefgreifend auf Napoleon zu wirken, um nach der Ehre ſtreben zu können, der Rath und Führer deſſelben in den unentwirrbaren Verlegenheiten unſerer auswärtigen Politik zu ſein, hätte er mit dem vorherrſchenden Einfluſſe eines großen Geiſtes auch den eines großen Charakters verbinden müſſen. Talleyrand beſaß aber weder das ſchaffende, fruchtbare Genie, noch die Feſtigkeit der Grundſätze, noch das warme aufopfernde Herz, welches eine ſolche Rolle erforderte. Sein mehr feiner als tiefer Geiſt wurde vorzugsweiſe durch die Außenſeite der Ereigniſſe angezogen. Während er die Menſchen individuell geſchickt zu handhaben

wußte, blieb er jedesmal hinter der Aufgabe zurück, wenn er ſie in Maſſe beurtheilen ſollte. Den Fragen der politiſchen und ſocialen Organiſation war er nicht gewachſen. Er war oberflächlich, weil er keine Ueberzeugung hatte und ſein Scepticismus, der ſo viele Nachahmer fand, war nichts als Unfruchtbarkeit und Ohnmacht. Seine Gleichgiltigkeit kam ſeiner Trägheit gleich; er beſaß ein dürres, kaltes Herz und war eben ſo wenig der Liebe als des Haſſes fähig. Er hat in dieſer Welt nur zweierlei ſtark geliebt, das Anſehen und das Wohlſein, welche das Geld und die Macht geben. Er diente allen Regierungen, die während ſeines langen Lebens auf einander folgten, widmete ſich aber keiner ernſtlich und das Maß ihrer Stärke war immer auch das Maß ſeiner Treue. Er diente Napoleon nach der Art ſubalterner Ehrgeiziger, mehr als Höfling, denn als wirklicher Staatsmann. Als Miniſter des Directoriums und des Conſulats war er monarchiſch und grand seigneur mitten unter den Ruinen ſeiner Caſte geblieben und er trug das Meiſte dazu bei, die Hofämter, die Wappen, die Adelsnichtigkeiten, alle jene Dinge wieder zu Ehren zu bringen, von denen Frankreich für immer befreit zu ſein geglaubt hatte. In dieſer Hinſicht war er der eifrigſte Diener der retrograden Politik.

Talleyrand war ein vollendeter Hofmann, ein ſehr ſchlauer Unterhändler, das Ideal eines Geſandten, aber Frankreich wird ihn nicht zu den großen Miniſtern zählen, die ſeine Geſchichte ehrten. Welchen Fehler hat er verhindert? Welche fruchtbringende, dauernde Idee hat er geltend gemacht? Hat er die geringſte Spur von aufrichtigem, muthigem Beſtreben hinterlaſſen, die ehrgeizigen Neigungen ſeines Gebieters zu beherrſchen, die rechtmäßigen Forderungen Frankreichs mit den Rechten der großen Kronen

in Uebereinſtimmung zu bringen und in Europa einen regelmäßigen und dauernden Zuſtand herbeizuführen? Sein Rücktritt hatte nicht den geringſten Einfluß auf die Leitung der kaiſerlichen Politik, aber er rief in dem Herzen des gefallenen Miniſters bitteres Bedauern hervor, das ſich bald in Groll und Haß verwandelte. Herr von Talleyrand hatte in perſönlicher Verbindung mit den Häuptern aller Parteien und aller Höfe Europa's geſtanden; er hatte alle große Angelegenheiten in ſeinen Händen gehalten; ein wirklicher Wunderglanz umgab ſeine Perſon; der Ruf, den er als Staatsmann genoß, war unermeßlich; man hielt ihn für das leuchtende Licht im kaiſerlichen Rathe und als man ihn von den Geſchäften zurücktreten ſah, war man verwundert und beſorgt und fing an an dem Glücke Napoleons zu zweifeln.

Der Kaiſer Alexander kam am 20. Juli in ſeiner Hauptſtadt an und machte ſich bereit, die ihn durch Art. IV. des Vertrags von Tilſit auferlegte Verpflichtung zu erfüllen. Er zeigte dem Londoner Hofe offiziell an, daß er ſeinen Zwiſt mit Frankreich geendet habe und daß Frieden auf dem Feſtlande herrſche und er bot ihm ſeine Vermittelung an, um eine Ausſöhnung Englands mit Frankreich zu bewirken. Entweder um Zeit zu gewinnen oder weil er wirklich hoffte, man werde in London ſeinen Antrag günſtig aufnehmen, genug er ging in dieſen erſten Eröffnungen mit großer Verſtellung zu Werke. Er umhüllte die Verpflichtungen, die er in Tilſit übernommen hatte, mit einem undurchdringlichen Schleier und ſprach und handelte noch immer als aufrichtiger Freund der Engländer. Gegen Sir Robert Wilſon, den er bei dem letzten Feldzug hatte kennen gelernt und der plötzlich in St. Petersburg erſchien, äußerte er in den unzweideutigſten Ausdrücken ſeinen Wunſch

in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit Großbritannien zu bleiben. Dieſelbe Erklärung gab er Lord Lewiſon Gower. Sein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Budberg, ſagte zu dieſem Geſandten*), der Kaiſer ſein Herr ſei weit entfernt, ſich mit England veruneinigen zu wollen, er halte dieſe Macht noch immer für ſeinen beſten Verbündeten und Alles, was mit Frankreich abgeſchloſſen worden, ſei das Werk der Nothwendigkeit und nicht von Dauer.

In demſelben Augenblicke, als man dem engliſchen Geſandten dieſe warmen Verſicherungen gab, ſagte der Kaiſer Alexander zu dem franzöſiſchen Conſul, Herrn von Leſſeps**): „endlich haben wir einander kennen gelernt, der Kaiſer „Napoleon und ich. Wie koſtbar waren mir die Tage, die „ich mit ihm verbrachte! Warum hatte ich ihn nicht frü„her geſehen! Nie werde ich die weiſen Rathſchläge und „guten Lehren vergeſſen, die er mir gegeben hat. Wir „ſind nun Freunde und werden es immer ſein. Ich werde „mein Wort halten, was man auch thun möge; ich bin „dazu entſchloſſen. Von der Redlichkeit des Kaiſers Na„poleon bin ich überzeugt; wer kann uns nun Geſetze vor„ſchreiben? Ich bin Vermittler zwiſchen Frankreich und „England. Wenn die letztere Macht unſern Friedenshoff„nungen nicht entſpricht, werden wir ſie zu zwingen wiſſen „und ich ſtehe dafür, daß unſere Vereinigung hinreichen „wird ſie zur Vernunft zu bringen. Der Schleier iſt zer-

*) Brief des Grafen von Stedingk an den König von Schweden, St. Petersburg, den 24. October 1807. (Mémoires du Feldmaréchal comte de Stedingk, tom. III. p. 370.)

**) Brief des Herrn von Leſſeps aus Petersburg vom 19. Aug. 1807. (Im Archiv.)

„riſſen, Herr von Leſſeps und die Zeit des Irrthums ver-
„gangen. Man ſagt, es ſei eine engliſche Flotte in der
„Oſtſee erſchienen; glaubt man mich dadurch einzuſchüch-
„tern?“

Das engliſche Cabinet gab auf die Mittheilung Rußlands eine ſehr zurückhaltende Antwort, welche weder die Beſorgniſſe, die es hegte, noch den kühnen Entſchluß, den es gefaßt hatte, errathen ließ. Herr Canning ſchrieb an den ruſſiſchen Geſandten, Herrn von Alopeus*), er glaube gern, daß der Friede von Tilſit und die Grundlagen, auf denen Frankreich zu unterhandeln bereit ſei, einen ehrenhaften und ſichern Frieden herbeiführen könnten, „aber Se.
„britiſche Maj. warte mit der lebhafteſten Theilnahme auf
„die Mittheilung der in Tilſit unterzeichneten Actenſtücke.
„Bevor der König dieſe wichtige Mittheilung erhalten,
„ſei es ihm unmöglich, eine beſtimmtere Antwort auf die
„Note des Herrn von Alopeus zu geben.“

Die Schlacht von Friedland und die Zuſammenkunft der beiden Kaiſer hatten in ganz England Beſtürzung hervorgebracht. Die Miniſter waren zu gut unterrichtet und zu gewandt, als daß ſie ſich durch die Sprache des Kaiſers Alexander und des Herrn von Budberg hätten täuſchen laſſen ſollen. Alle Briefe, die ſie von Wien, Berlin, Petersburg und Stockholm erhielten, meldeten ihnen, daß die vollſtändigſte Uebereinſtimmung und die innigſte Freundſchaft plötzlich zwiſchen Alexander und Napoleon eingetreten ſei. Welche Verpflichtungen hatte man in Tilſit übernommen? Das vor Allem wollte das engliſche Miniſterium wiſſen. Schwer ließ ſich glauben, daß die beiden Kaiſer nur einen einfachen Friedensvertrag unterzeichnet hätten.

*) Note des Herrn Canning. London, 5. Auguſt 1807.

Alles deutete darauf hin, daß ſie ihre Ausſöhnung durch ein wirkliches Bündniß beſiegelt hätten, durch ein See- und Landbündniß, das letztere gegen die möglichen Feindſeligkeiten Preußens und Oeſterreichs, das erſtere gegen die britiſche Macht. Die Beſorgniß war alſo allgemein; jeder Bewohner Großbritanniens ahnete, daß ein neuer Zeitabſchnitt für ſein Vaterland beginne und daß er gegen neue und unermeßliche Gefahren zu kämpfen haben würde. Dieſe Macht konnte auch wirklich nicht mehr hoffen, auf denſelben Grundlagen wie 1801 zu unterhandeln. Damals hatte der erſte Conſul die Aufopferung keiner der Forderungen verlangt, welche die engliſche Allmacht zur See bilden; jetzt aber, da Alexander und Napoleon vereint waren, um ihm Geſetze vorzuſchreiben, beſtand die erſte Bedingung, die ſie ihm ſtellen würden, gewiß in dem Aufgeben ſeiner ausſchließlichen Lehren in Schifffahrtsſachen; gewiß wollten ſie es nöthigen den Grundſatz vollkommner Gleichheit unter allen Flaggen anzuerkennen. Wenn aber England einen ſolchen Grundſatz anerkannte, erklärte es ſich für beſiegt, entſagte es zuerſt de jure, ſpäter de facto ſeiner Herrſchaft auf dem Meere. Wir wollen gerecht gegen unſern großen Feind ſein; er zeigte in dieſer ſchrecklichen Kriſis eine unvergleichliche Energie. Er wußte wohl, daß er ſich in Krieg mit allen europäiſchen Seemächten einlaſſen müſſe, wenn er ſich den Forderungen Frankreichs und Rußlands nicht unterwerfen wolle. Das ganze Feſtland mußte unter dem unwiderſtehlichen Antriebe der beiden Kaiſer ſich gegen England erheben und ihm ſeine Häfen verſchließen, ſo daß ihm in Europa kein einziger Verbündeter, kein einziger Hafen zum Schutze ſeiner Schiffe, kein einziger Markt zur Aufnahme ſeiner Waaren blieb; aber es zögerte keinen einzigen Tag über den Entſchluß, den es

zu faſſen habe. Lieber wollte es den Gefahren eines Kampfes mit dem ganzen Feſtlande entgegentreten, als Bedingungen ſich unterwerfen, die mit ſeiner Herrſchaft zur See unverträglich waren. Um ſich zu retten, mußte es zu Gewaltthaten greifen; obgleich die vorzugsweiſe civiliſirte Nation, mußte es barbariſche Mittel anwenden und überall da Schrecken verbreiten, wohin die Macht ſeiner Feinde reichte. Aber es konnte unter den Mitteln nicht wählen; ſein höchſtes Geſetz war die Sicherung ſeiner Rettung, wie dieſe das höchſte Geſetz aller in Gefahr befindlichen Völker iſt.

Frankreich beherrſchte in dieſer Zeit alle Mächte, die an die Oſtſee grenzten. Seine Armeen hielten die Häfen und Seeplätze Preußens beſetzt. Bald würden ſie auch Schwediſch-Pommern innehaben. Die beiden Kaiſer wollten im Norden Europa's die Grundſätze der bewaffneten Neutralität von 1780 wieder aufſtellen und ſo verfahren, wie 1801 der erſte Conſul und der Kaiſer Paul I. gehandelt hatten, nämlich die Höfe von Kopenhagen und Stockholm auffordern ſich gegen England zu erklären und ihm die Fahrt durch den Sund unterſagen. Auf das erſte Zeichen der Abneigung Dänemarks würden die Franzoſen das däniſche Gebiet beſetzen, alle däniſchen Schiffe wegnehmen und den Sund ſelbſt bewachen. So würde die Oſtſee den Engländern vollſtändig verſchloſſen und jeder Markt im Norden, auf dem ſie eine ungeheure Menge Colonialwaaren und Fabrikate warfen, ihnen mit einem Schlage entzogen werden. Dieſe Vermuthungen waren vollſtändig begründet. Herr von Talleyrand ſchrieb am 5. Auguſt an Herrn Didelot, den franzöſiſchen Geſandten am däniſchen Hofe: „Sie werden „den Grafen von Bernſtorff fragen, was ſein Hof in dem „Falle zu thun gedenke, daß wenn England ſich weigerte, mit

„Frankreich unter verſtändigen Bedingungen und nach dem „Grundſatze gleichen Schifffahrtsrechtes zu unterhandeln, „die Hauptmächte ſich vereinigten, ihm den Krieg zu erklä„ren und ſeinen Schiffen alle Häfen des Feſtlandes zu ver„ſchließen. Dänemark würde nicht paſſiv blei„ben können und es müßte ſich für oder gegen „England entſcheiden.“

Man konnte ſich in London nicht ſchmeicheln, daß der Hof von Dänemark, wenn er einen Entſchluß faſſen mußte, ſich für die Sache Englands erklären würde. Dänemark war der Staat in der Welt, welcher ſeit 50 Jahren mit dem größten Muthe die Würde und Unabhängigkeit ſeiner Flagge vertheidiget hatte. Schon 1801 hatte dieſe Macht einen ungleichen Kampf geführt und lieber das Wohl der Hauptſtadt gefährdet, als feig die Rechte ſeiner Marine der Tyrannei der Engländer geopfert. Was Dänemark 1801 gethan hatte, würde es ſicherlich auch dann thun, wenn es von den Armeen Frankreichs gedrängt würde. Und war einmal Dänemark für die beiden Kaiſer gewonnen, ſo konnte Schweden ſich ihnen nicht entziehen; auch dies mußte bald in den Continentalbund hineingeriſſen werden. Rußland konnte in dieſem Augenblicke zwölf hochbordige Kriegsſchiffe ſtellen, Schweden zehn, Dänemark achtzehn, in Allem alſo vierzig Linienſchiffe, ungerechnet eine bedeutende Anzahl von kleinern Fahrzeugen. Napoleon verfügte überdies bereits über alle Seeſtreitkräfte Frankreichs, Hollands, Spaniens und Italiens. Wenn er alle Marinen des Südens und Nordens in ſeiner Hand vereinigen konnte, mußte er von Neuem im Stande ſein, der Macht Englands auf dem Meere das Gleichgewicht zu halten und dann würde er gewiß mit Leidenſchaft die Ausführung ſeines großen Planes wieder aufnehmen, den er 1805 beinahe verwirk-

lichet hatte, nämlich und diesmal mit faſt ſicherer Ausſicht auf Erfolg in das Gebiet ſeines Feindes ſelbſt einzufallen verſuchen.

Großbritannien hatte alſo das größte Intereſſe, die vier Küſtenmächte der Oſtſee zu hindern ſich zu vereinigen und ihm den Sund zu verſchließen. Was blieb ihm in dieſer Lage zu thun übrig? Nur eines, etwas Gewaltſames und Grauſames, das aber für ſeine Sicherheit unvermeidlich war, nämlich Frankreich und Rußland an Schnelligkeit vorauszukommen, unverſehens über Kopenhagen herzufallen und ſich der ganzen däniſchen Marine zu bemächtigen. Durch dieſe kühne That verſetzte es Dänemark in die Unmöglichkeit ihm zu ſchaden, zerbrach die furchtbare Waffe, deren Spitze auf das Herz ſeiner Macht gerichtet war, feſſelte Schweden an ſeine Politik, indem es ihm andeutete, daß es das, was es in Kopenhagen gethan, auch in Stockholm thun könnte, wenn dieſer Hof ſich von ihm abzuwenden wagte; es erregte Entſetzen und Beſtürzung in Petersburg, machte ſo das Bündniß der nordiſchen Mächte unmöglich und behielt für ſeine Schiffe die freie Durchfahrt durch den Sund, wie für ſeinen Handel die Benutzung der nordiſchen Märkte. Das waren große Reſultate, wohl geeignet eine Macht zu verlocken, die in ihren Plänen eben ſo kühn, als in der Wahl der Mittel zur Ausführung nicht eben gewiſſenhaft war.

England hatte in dem eben beendigten Kriege keines der Verſprechen gehalten, die es ſeinen Verbündeten gemacht. Es hatte dieſelben nach einander niederwerfen laſſen, ohne ihnen Hilfe zu bringen. Gleichwohl würde man Unrecht thun, wenn man es beſchuldigen wollte, ohne Vorausſicht gehandelt zu haben. Es hätte wenigſtens in Hinſicht auf ſich ſelbſt für Alles geſorgt, was ihm eine kluge

und feſte Politik vorſchrieb und ſich in den Stand geſetzt, allen möglichen Fällen gewachſen zu ſein. Es hatte furchtbare Maßregeln getroffen, eine bedeutende Anzahl Kriegsſchiffe von jeder Größe ausgerüſtet und ſie nach einander in kleinen Abtheilungen in den Monaten April, Mai und Juni in die verſchiedenen Häfen der Oſtſee geſandt. Außerdem hatte es in Yarmouth eine Armee von 20,000 Mann und auf der Rhede jener Stadt ein Geſchwader von zwölf Linienſchiffen vereiniget, welche auf das erſte Zeichen in See gehen konnten.

Als das engliſche Miniſterium Nachricht von der Zuſammenkunft der beiden Kaiſer und von der Freundſchaft erhielt, die ſie mit einander geſchloſſen hatten, glaubte es, daß der rechte Augenblick gekommen ſei, jene große Flotte zu benutzen; es befahl dem Admiral Gambier, welcher das Geſchwader auf der Rhede von Yarmouth befehligte, alle am Lande befindlichen Truppen an Bord zu nehmen und ſich in den Sund, ſo wie von da nach Kopenhagen zu begeben.

Das Geſchwader ging in den letzten Tagen des Juli unter Segel und kam am 3. Auguſt am Eingange des Sundes an. Ehe er an dem Schloſſe Kronberg vorüberfuhr, ließ der Admiral Gambier den Commandanten fragen, ob ſeine Salutſchüſſe erwiedert werden würden. Nach der bejahenden Antwort des däniſchen Offiziers fuhr das Geſchwader weiter, durch die Straße hindurch und vereinigte ſich bald mit allen andern Kriegsſchiffen, welche die Admiralität ſeit mehreren Monaten in der Oſtſee vertheilt hatte. Der Admiral Gambier befand ſich an der Spitze einer furchtbaren Flotte, die aus ſechsunddreißig Kriegsſchiffen, darunter achtzehn Linienſchiffe und fünfhundert Transportfahrzeugen beſtand. Zehntauſend Hannoveraner, welche

England dem Könige von Schweden zu Hilfe geſchickt hatte und welche in dieſem Augenblicke in Schwediſch-Pommern manövrirten, erhielten Befehl, ſich den auf der Flotte befindlichen Truppen anzuſchließen. Nach dieſer Vereinigung war die Armee 30,000 Mann ſtark und Lord Cathcart übernahm das Commando.

Die Ankunft des Admirals Gambier und ſeiner Flotte erregte in ganz Dänemark eben ſo große Verwunderung als Beſorgniß. Alle ſprachen angſtvoll über den Zweck dieſer Expedition. Einige muthmaßten, ſie ſolle dem Könige von Schweden in dem ungleichen Kampfe beiſtehen, den er hartnäckig noch immer mit Frankreich fortführte. Andere und zwar die meiſten waren überzeugt, ſie komme nur um Dänemark einzuſchüchtern und daſſelbe zu nöthigen ſich für England zu erklären. Aber auf den Gedanken kam Niemand, daß der Admiral Gambier von ſeiner Regierung den Auftrag könnte erhalten haben, wie ein Seeräuber die ganze däniſche Flotte wegzunehmen. Man war überzeugt, daß, welche Pläne auch die Engländer haben möchten, es noch immer Zeit ſein würde, für die Vertheidigung Kopenhagens zu ſorgen. Der Kronprinz war in Holſtein und zwar mit der Armee. Seine ganze Aufmerkſamkeit richtete ſich auf Frankreich und Rußland. Da er den Augenblick kommen ſah, in welchem er ſich für dieſe beiden Mächte oder für England würde entſcheiden müſſen, ſo wollte er im Stande ſein, mit den beiden Kaiſern über die Bedingungen ſeiner Unterwerfung zu unterhandeln. Er hatte nicht erwartet, ſo ſchnell von dem Meere aus angegriffen zu werden und alſo auf dieſer Seite keine Vorſichtsmaßregeln angewendet. Kopenhagen hatte zufällig nur ſeine Bürgergarde und ſechstauſend Mann Garniſon. Die Gefahr ſtieg von Stunde zu Stunde. Bald wurden die engliſchen Schiffe im großen

Belt ſignaliſirt, welcher die Inſel Seeland von dem Feſtlande trennt und man meldete dem Prinzen, daß ſie nach Süden ſegelten. Es waren wirklich vier Linienſchiffe, fünf Fregatten und acht Fahrzeuge von geringerer Größe, welche der Admiral Gambier unter dem Admiral Keath von ſeiner Flotte detachirt hatte. Während er ſelbſt mit der Hauptmaſſe ſeiner Streitkräfte ſich nach Kopenhagen begeben wollte, ſollte ſich der Admiral Keath mit ſeiner Diviſion zwiſchen Seeland und das Feſtland legen und den Kronprinzen und die Armee hindern zur Vertheidigung der Hauptſtadt herbeizueilen. Endlich erfuhr der Kronprinz, daß die hannoverſche Legion unter dem Lord Cathcart Schwediſch-Pommern räume und ſich den Truppen auf der Flotte anſchließe. Da zweifelte er nicht mehr, daß die Engländer in Seeland eine Landung unternehmen und ſich der Hauptſtadt bemächtigen wollten. Er ſandte Befehl ab, in der größten Schnelligkeit die Forts, die Küſten und die Bevölkerung zu bewaffnen, aber es war bereits zu ſpät.

Am 6. Auguſt kam ein engliſcher Bevollmächtigter, Jackſon, in Kiel an und was er vorſchlug, iſt die ſchimpflichſte Beleidigung, die eine Macht in der Trunkenheit ihrer Stärke jemals von einem unabhängigen Staate zu fordern gewagt hat. Er verlangte:

1) daß Dänemark ſofort jede Verbindung mit Frankreich abbreche und ein Schutz- und Trutzbündniß mit England eingehe;

2) daß es ſeine Flotte unter die Befehle der engliſchen Admiräle ſtelle.

Wenn der Kronprinz dieſe Bedingungen verwerfe, würde die auf der Flotte befindliche Armee auf der Inſel Seeland landen, Kopenhagen angreifen und daſſelbe in Brand ſtecken.

Der Kronprinz beſaß einen feſten Geiſt und ein großes Herz. Jene Bedingungen erfüllten ihn mit Unwillen. Er antwortete*), es gebe in der Geſchichte keinen perfidern Angriff, als den, deſſen ſich die Engländer in dieſem Augenblicke ſchuldig machten und man werde kaum unter den Seeräubern der Barbareskenſtaaten ein ähnliches Beiſpiel finden. Bei dem erſten Worte von Bündniß rief er aus: „Wiſſen wir denn nicht, was ein Bündniß mit Ihnen iſt? „Haben es nicht Ihre eigenen Verbündeten erfahren, denen „Sie ein Jahr lang vergebens Ihre Hilfe verſprochen ha„ben und die Sie opfern ließen?“ Jackſon machte dem Kronprinzen bemerklich, daß er eine ſehr harte Sprache führe. „Herr,“ entgegnete Se. königliche Hoheit darauf, „wenn man den Muth gehabt hat, eine ſolche Sendung „zu unternehmen, muß man auch den Muth haben, Alles „zu hören. Was ich Ihnen ſage, würde ich Ihrem Herrn „ſagen, wenn er da wäre.“

Der engliſche Geſandte hatte Gründe im Rückhalte, die er für unwiderleglich hielt. Er erbot ſich, Dänemark für den Verluſt ſeiner Schiffe durch einige Colonien zu entſchädigen, welche ihm England abtreten wollte. „Aber, „Herr,“ entgegnete der Prinz, „wie wollen Sie mich für „die Ehre entſchädigen?“

Er eilte, ohne einen Augenblick zu verlieren, von Kiel nach Kopenhagen. Die Fahrt über den großen Belt wäre ihm beinahe verderblich geworden. Die Engländer warteten auf ihn und nur durch eine Art Wunder entging er ihnen. Seine Anweſenheit in der Hauptſtadt belebte den Muth Aller wieder, da er aber das Schickſal der unglücklichen Stadt nur zu wohl ahnete, ſo kehrte er nach Kiel zurück

---

*) Schreiben Didelots aus Kiel vom 18. Auguſt.

und nahm den König, die Miniſter, alle Chefs der Verwaltung, ſowie das diplomatiſche Corps mit ſich. Dieſe von der Noth gebotenen Maßregeln ſtürzten die Bevölkerung wieder in Muthloſigkeit. Vergebens traf der Prinz alle militäriſchen Anſtalten, welche die Lage nöthig machte; der Schlag hatte bereits getroffen. Bei dem Anblicke der ſie verlaſſenden Fürſten verzweifelten die Einwohner von Kopenhagen an ihrer Sache und fühlten ſich beſiegt, ehe ſie noch gekämpft hatten.

Am 16. Auguſt landete die engliſche Armee bei dem Dorfe Webeck und bildete ſogleich eine Einſchließungslinie um Kopenhagen. Die Flotte ihrer Seits näherte ſich und blockirte die Stadt von der Seeſeite.

Der Kronprinz hatte ſich in einer beredten und muthigen Proclamation an die Vaterlandsliebe der Dänen gewendet, die ihr auch in edeler Weiſe entſprachen. Die Bevölkerung von Seeland ſtand in Maſſe auf; Bauern und Bürger eilten der Hauptſtadt zu Hilfe, aber ſchon umgab dieſe der Feind mit ſeinen tiefen Linien. Was konnten des Krieges nicht gewohnte, ſchlecht bewaffnete Haufen von Bürgern ohne militäriſche Ausbildung, ohne Führer gegen disciplinirte Truppen ausrichten, welche mit einem bedeutenden Material verſehen waren? Die Dänen wurden bei allen ihren Augriffen zurückgeſchlagen und Kopenhagen blieb der Zerſtörungsluſt der Engländer ausgeſetzt. Die Stadt war zwar auf der Seeſeite gut befeſtiget, nicht aber auf der Landſeite. Statt der Mauern und Wälle hätte ſie zu ihrer Vertheidigung eines Heeres von 30,000 Mann nöthig gehabt, und ſie hatte, wie erwähnt, kaum 6000.

Am 2. September eröffneten die Engländer ihr Feuer und warfen einen Hagel von Kugeln und Bomben auf die

unglückliche Stadt. Dieſe Beſchießung dauerte drei Tage und richtete ſchreckliche Verheerungen an. Der Brand, der überall mit unverſöhnlicher Wuth verbreitet wurde, zerſtörte eine Menge Häuſer und öffentliche Gebäude und koſtete 5000 Perſonen das Leben, die theils von den Kugeln des Feindes getroffen wurden, theils in den Flammen ihrer Häuſer den Tod fanden. Kopenhagen hätte der Schmach einer Capitulation nur dann entgehen können, wenn die Bewohner in begeiſterter Vaterlandsliebe entſchloſſen geweſen wären, ſich lieber unter den Trümmern ihrer Stadt zu begraben, als ſich den Engländern zu ergeben. Das Volk und der Adel thaten auch ihre Pflicht und zeigten einen muthigen Aufſchwung; die Bankiers aber, die Kaufleute und Bürger wichen entſetzt vor den Opfern zurück, welcher ein noch länger fortgeſetzter Kampf nach ſich ziehen mußte. Sie wendeten ſich an den General Peymann, welcher die Vertheidigung der Stadt leitete, ſtellten ihm die Nutzloſigkeit des Widerſtandes vor und beſchworen ihn, ſich zu unterwerfen. Der General gab ſo dringenden Bitten nach und verlangte am 7. September zu capituliren. Die Engländer antworteten, ſie würden die Capitulation nur dann bewilligen, wenn ihnen die Flotte überliefert würde. Der Kronprinz hatte dem General Peymann ausdrücklich befohlen, als er Kopenhagen verlaſſen, die Flotte lieber zu verbrennen, als ſie zu übergeben. Der General, welcher die gänzliche Zerſtörung der Hauptſtadt herbeizuführen fürchtete, wagte es nicht, jenen Befehl zu vollſtrecken und entſchloß ſich, die Flotte den Engländern zu überliefern. Sie beſtand aus achtzehn Linienſchiffen, funfzehn Fregatten, ſechs Briggs und fünfundzwanzig Kanonierſchaluppen.

Der Kronprinz erwartete nicht, daß Kopenhagen ſo ſchnell und unter ſolchen Bedingungen capituliren würde

und äußerſte den tiefſten Schmerz, als er die Nachricht erhielt. Er befand ſich eben in Kiel, in ſeinem Palaſte, umgeben von ſeiner Familie. Die Herzogin von Auguſtenburg, ſeine Schweſter, war bei ihm und tief bewegt. Er ergriff in krampfhafter Bewegung ihren Arm und ſagte laut, er ſehe ſich für einen Soldaten an, der eine Ohrfeige erhalten habe und er würde dieſen Schimpf in dem Blute der Engländer abwaſchen*). Als er über dieſen traurigen Gegenſtand mit dem franzöſiſchen Geſandten, Herrn Didelot, ſprach, ſagte er: „wie konnte man ſich ſoweit er„niedrigen, eine ſolche Capitulation zu unterzeichnen und „ſo ganz gegen die Geſetze der Ehre und gegen die Be„fehle handeln? Ich habe geſchworen, Rache an den „Räubern zu nehmen, welche die Hauptſtadt zerſtört und „die Flotte genommen haben. Lieber will ich ſterben, wenn „es ſein muß, als die Engländer dieſes ſchmählichen Sie„ges ſich erfreuen laſſen.“

Die Engländer hatten wegen der Abweſenheit der däniſchen Armee auf Seeland leicht landen können, aber es würde ihnen unmöglich geweſen ſein, ſich da zu halten. Da die Fahrt durch den Belt und den Sund im Winter unterbrochen iſt, ſo würden ſie von einem Schwarme von Feinden überfallen worden ſein, zuerſt von den däniſchen Truppen, dann von den Franzoſen und endlich von der Bevölkerung Seelands und der Hauptſtadt. Sie fühlten auch die Unmöglichkeit, auf der Inſel zu bleiben und da ſie dieſelbe gleichwohl den Dänen nicht zurückgeben wollten, obwohl ſie ſich durch einen Artikel des Vertrags förmlich dazu verbindlich gemacht hatten, ſo wollten ſie den König

*) Schreiben des Herrn Didelot vom 26. September 1807 aus Kiel.

von Schweden überreden, ſie an ihrer Statt zu beſetzen. Das hieß ſich von einer ſehr ſchweren Laſt befreien und ſie einem Verbündeten aufladen, der ſie nicht tragen konnte, wie ſie recht wohl wußten. Aber Guſtav IV. war klug genug, dieſen hinterliſtigen Antrag von ſich zu weiſen. Da hatten die Engländer nichts Beſſeres zu thun, als ſich wieder auf ihre Schiffe zu begeben und von Neuem durch den Sund zu fahren. Unbarmherzig aber blieben ſie bis zur letzten Stunde, denn ſie zerſtörten oder verbrannten alles Material der däniſchen Flotte, das ſie nicht mitnehmen konnten. Endlich verließen ſie dieſe Inſel Seeland, die ſie mit Schrecken und Trauer erfüllt hatten und auf der die Erinnerung an ihre Gewaltthätigkeit ewig leben wird, als die an eine der nothwendigſten aber auch grauſamſten der modernen Politik.

Da ſie nicht auf die völlig niedergedrückte Stimmung der Dänen gerechnet hatten, ſo wagten ſie zwei Unterhändler, Jackſon und Mery, an den Kronprinzen zu ſchicken, um ihm von Neuem ihr Bündniß anzutragen. Jackſon erſchien in dieſer Abſicht vor Nieborg, der Prinz verbot aber im Unwillen ausdrücklich, ihn landen zu laſſen. Er ließ auf alle engliſchen Waaren Beſchlag legen, alle Engländer in dem Reiche verhaften und ſprach die Todesſtrafe gegen jeden Dänen aus, der überführt würde, in Verbindung mit den Engländern geſtanden zu haben. Da er keine Flotte mehr hatte, ſo konnte er es nicht verſuchen, ihnen die Fahrt durch den Sund ſtreitig zu machen, aber es blieb ihm, was ſie ihm nicht hatten nehmen können, die Küſte, an welcher das Schloß Kronberg liegt. Er ließ daſſelbe mit Kanonen vom ſchwerſten Kaliber beſetzen, um im Verhältniß ſeiner Mittel wenigſtens die Schiffe des Feindes zu beläſtigen. Endlich warf er ſich aus Gründen, aus Noth

und hauptſächlich aus Rache Frankreich ganz in die Arme. Es wurde ein Bündnißvertrag am 20. October 1807 in Fontainebleau unterzeichnet, der dieſe innige Verbindung weihete.

Die Beſchießung und die Einnahme von Kopenhagen brachten in Petersburg einen unbeſchreiblichen Eindruck hervor. Niemand war darauf vorbereitet. England hatte in den letzten Feldzügen in Preußen und Polen ſo viel Unentſchloſſenheit und Furchtſamkeit gezeigt, daß man es nicht für fähig gehalten hatte, einen ſolchen Schlag auszuführen. Man hatte ſich geſchmeichelt, England durch die friedfertige Sprache einzuſchläfern, die man ſeinem Geſandten gegenüber führte. Als man erfuhr, wie es Dänemark behandelt hatte, glaubte man, es habe das Geheimniß der Conferenzen von Tilſit erfahren und die Beſchießung von Kopenhagen ſei der Anfang einer Reihe Operationen gegen alle Mächte, welche im Verdachte ſtänden, mit Frankreich in gutem Vernehmen zu ſein. Man zitterte für die Werfte von Kronſtadt; man hielt ſich an den Ufern der Newa nicht mehr für ſicher; man fuhr eilig Batterien am Eingange des Fluſſes auf; man verſah ſie mit Roſten und glühenden Kugeln und der Kaiſer ſelbſt beſichtigte und betrieb die Arbeiten.

Von einer ſolchen That, wie die Beſchießung von Kopenhagen war, konnte man unmöglich ſchweigen. „Das „Verfahren der Engländer iſt ſchändlich,“ ſagte der Kaiſer Alexander zu Herrn von Leſſeps; „es macht das Maß „meiner Mäßigung und Geduld voll. Ich werde mich mit „dem Kaiſer Napoleon vereinigen, um ſie für ihre Perfi„die zu züchtigen und ſie zum Frieden zu zwingen. Nur „eines fürchte ich, meine Flotte zu verlieren.“ Trotz dieſer großen Energie in Worten, hätte Alexander den Bruch

gern noch weiter hinausgeſchoben. Er beklagte ſich aber in ſo gemeſſenen Ausdrücken, daß man erkannte, die Furcht war in ihm noch größer als der Unwille. Herr von Romanzow, den man immer der franzöſiſchen Sache geneigt gehalten, hatte den Baron von Budberg im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten erſetzt. Er ſchrieb an Lord Lewiſon Gower*) bei Gelegenheit des Angriffs gegen Kopenhagen und drückte ihm die tiefe Betrübniß und die Ueberraſchung aus, welche Se. kaiſ. Majeſtät empfunden, als ſie erfahren, wie die engliſche Regierung gegen eine Macht gehandelt habe, welche durch die innigſten Bande mit Rußland vereiniget ſei.

Der engliſche Geſandte beklagte ſich ſeiner Seits ſtatt der Antwort über das hartnäckige Schweigen, welches das ruſſiſche Cabinet in Bezug auf die geheimen Artikel des Vertrags von Tilſit beobachte. „Kommt es alſo Rußland „zu, ſich zu beklagen,“ ſagte er, „da dieſer Hof die einzige Erklärung verweigert, welche den von London über „die Abſichten und Pläne, die man gegen ihn haben kann, „hätte beruhigen können?“

Uebrigens hatte man ſich in St. Petersburg mit Unrecht geängſtiget. Die Engländer dachten keineswegs daran, einen Handſtreich gegen die Ufer der Newa zu unternehmen. Sie waren vielmehr entſchloſſen, wenn nicht die äußerſten Feindſeligkeiten von ruſſiſcher Seite erfolgten, dieſe Macht immer mit der größten Schonung zu behandeln, ſie weniger als einen ernſten Feind, denn als einen Verbündeten zu betrachten, den ſein Unglück auf einige Zeit von ihnen getrennt und der ſich früher oder ſpäter inniger und hingebender als je an ſie anſchließen würde.

*) Note vom 11. September.

Uebrigens hatten ſie ſich durch die Sprache des Kaiſers Alexander und des Miniſters deſſelben zwar nicht täuſchen laſſen, einigermaßen aber doch den Einfluß derſelben empfunden. Sie wußten noch nicht, wozu ſich Rußland entſchließen würde und in ihrer Ungeduld, dies zu erfahren, hatten ſie ſich vorgenommen, daſſelbe zu einer Erklärung zu zwingen. Sie ſchickten Sir Robert Wilſon mit neuen Inſtructionen für den Geſandten nach Petersburg zurück. Lord Gower erhielt den Befehl, die Vermittelung des ruſſiſchen Cabinets anzuſprechen, damit es den gewaltigen Zorn des Kronprinzen von Dänemark beſchwichtige und ihm im Namen Englands eine Entſchädigung ſowohl für das mitgenommene als zerſtörte Material anbiete*). Da-

*) Schreiben des Herrn von Stedingk an den König von Schweden, Petersburg, d. 12. (24.) October 1807: „Der Ritter „Sir Robert Wilſon iſt am 5. (17.) Abends über Schweden „von London hier angekommen. Die Depeſchen, die er mitgebracht hat, ſchreiben Lord Gower Schritte vor, welche keinen „Erfolg haben werden. Herr Canning, der von dem Grundſatze ausgeht, der Kaiſer wolle ſeine Verbindung mit England „beibehalten und ſei nicht im Geringſten gewillt, mit ihm zu „brechen, trägt dem Geſandten auf, das ruſſiſche Miniſterium „aufzufordern, durch ſeine Vermittelung Dänemark zu beſänftigen und dieſe Macht zu veranlaſſen, in eine freundſchaftliche „Ausgleichung zu willigen, durch welche das britiſche Cabinet „ihm die Neutralität und Entſchädigung für den Verluſt der „Flotte und für Alles zuſichert, das ſeit dem Beginne der Feindſeligkeiten ihm genommen oder zerſtört worden iſt. Dieſer Vorſchlag nimmt zwei unmögliche Dinge an, erſtlich daß der Kronprinz von Dänemark, der ſich bereits Frankreich in die Arme „geworfen hat, in ein Abkommen mit England willigen und ſeine „Neutralität behaupten könnte, wenn er auch wollte, was nicht „der Fall zu ſein ſcheint nach dem Lärme, den er gemacht; zweitens, daß der Kaiſer ſich der Gefahr ausſetzen wollte, mit Frank-

gegen ſollte ſich der Hof von Dänemark verpflichten, während des gegenwärtigen Krieges ſich ſtreng neutral zu halten.

Der Kaiſer Alexander konnte nun ſeine Verſtellung nicht weiter treiben; die Umſtände ſelbſt drängten ihn, ſie aufzugeben. Auf der einen Seite drang England in ihn, die in Tilſit verabredeten geheimen Beſtimmungen mitzutheilen, auf der andern ließ Frankreich kaum einen Tag vergehen, ohne ihn an ſeine Verpflichtungen zu erinnern; es forderte ihn mit dem Bundesvertrage in der Hand auf, ſich ſofort

---

„reich ſich zu veruneinigen, indem er ſich in dieſe Ausſöhnung „miſchte, ja ſie ſogar garantirte, wie es Canning zu wünſchen „ſcheint. Als ich gegen Lord Gower meine Verwunderung über „einen ſo ſeltſamen Irthum äußerte, geſtand er mir, er habe „ſelbſt dazu beigetragen, indem er ſeinen Miniſter eine Unterre„dung mit dem Herrn von Budberg gemeldet, in welcher dieſer „ihm geſagt, der Kaiſer ſei weit entfernt, mit England ſich ver„uneinigen zu wollen, das er vielmehr für ſeinen beſten Verbün„deten halte, und Alles, was mit Frankreich abgeſchloſſen wor„den, ſei nur in Folge der Noth geſchehen und von keiner „Dauer.“

Die Correſpondenz des Herrn Stedingk mit dem Könige von Schweden wirft ein helles Licht auf die Politik der Cabinette von Petersburg, London und Stockholm nach dem Abſchluſſe des Vertrags von Tilſit. Man muß ſie indeß mit großem Mißtrauen leſen. Herr von Stedingk war ſchwediſcher Geſandter in Petersburg. England hatte offenbar ein Intereſſe dabei, Schweden in ſeinem Bündniſſe zu erhalten. Alle Worte des Lord Gower an Herrn von Stedingk mußten alſo berechnet ſein, um dieſen Geſandten glaublich zu machen, Rußland würde ſich nicht gegen England erklären. Die Beſchießung von Kopenhagen aber iſt der unwiderleglichſte Beweis, daß das Londoner Cabinet die Bedeutung der in Tilſit eingegangenen Verpflichtungen recht wohl errathen hatte.

gegen England zu erklären. Rußland konnte alſo einen nun unvermeidlich gewordenen Bruch nicht länger hinausſchieben. Am 26. October richtete der Graf von Romanzow an den Geſandten Englands, Lord Lewiſon Gower, eine entſcheidende Note, welche eine wirkliche Kriegserklärung und in jeder Hinſicht ein Muſter von Adel und Würde war. „Zweimal,“ ſagte der ruſſiſche Miniſter, „hat der „Kaiſer die Waffen in einer Sache ergriffen, welche vor „Allem England berührte. Vergebens forderte er daſſelbe „auf, im Verhältniß des eigenen Intereſſes dabei mit thä„tig zu ſein. Er verlangte nicht, daß es ſeine Truppen „mit den ſeinigen vereinige; er wünſchte, daß es eine Di„verſion mache und wunderte ſich, daß es in der eigenen „Sache nicht ſelbſt handele und als kaltblütiger Zuſchauer „bei dem blutigen Kriege, den es entzündet, ſeine Trup„pen verwende, um Buenos Ayres angreifen oder Aegypten „wegnehmen zu laſſen.“

Romanzow erinnerte dann daran, daß der Kaiſer Alexander dem Londoner Hofe vergeblich ſeine Vermittelung angeboten habe. Mit großem Nachdrucke ſprach er ſich gegen das unerhörte Verfahren gegen eine ruhige, gemäßigte Macht aus, die durch lange und unveränderliche Weisheit ausgezeichnet ſei und ſich durch ihre moraliſche Würde zu dem erſten Range im Kreiſe der Monarchien erhoben habe, gegen ein Verfahren, das wegen der gehäſſigſten und ungerechteſten Beraubung ergriffen worden ſei. Er wunderte ſich, daß England die Unſchicklichkeit ſoweit getrieben habe, dem Kaiſer zuzumuthen, ein Attentat zu entſchuldigen, das er höchlich tadele und das gebeugte, gekränkte Dänemark wieder mit der britiſchen Macht zu vereinigen. Er ließ den edeln Geſinnungen des Kronprinzen Gerechtigkeit widerfahren, welcher mit Abſcheu die Demüthigung zurück-

gewieſen habe, die man ihm anthun wollte. Dann ſetzte Herr von Romanzow hinzu: „Gerührt von dem Vertrauen, „das dieſer Prinz auf ihn ſetzt und nachdem er ſeine eige= „nen Beſchwerden gegen Großbritannien überlegt, wie die „Verpflichtungen reiflich geprüft hat, welche die Kaiſerin „Katharine und der Kaiſer Paul glorreichen Andenkens über= „nommen, bricht der Kaiſer jede Verbindung mit England „ab, ruft ſeine ganze Geſandtſchaft aus London zurück und „will die ſeiner britiſchen Majeſtät nicht bei ſich behalten. „Es wird von nun an keine Verbindung mehr zwiſchen „den beiden Mächten beſtehen.

„Er proclamirt von Neuem die Grundſätze der bewaff= „neten Neutralität, jenes Zeugniſſes der Weisheit Katha= „rina's und verpflichtet ſich, nie davon abzugehen.

„Er zeigt an, daß zwiſchen Rußland und England nichts „auf den frühern Fuß geſtellt werden ſoll, bis das Letztere „Dänemark Genugthuung gegeben hat.

„Der Kaiſer erwartet, daß Se. britiſche Majeſtät, ſtatt „ſeinen Miniſtern, wie bisher, zu erlauben, von Neuem „Keime des Krieges auszuſtreuen, die Hand dazu biete, „Frieden mit Sr. Majeſtät dem Kaiſer der Franzoſen zu „ſchließen, was die unſchätzbare Wohlthat des Friedens „über die ganze Erde verbreiten würde.

„Wenn der Kaiſer in allen vorerwähnten Punkten, na= „mentlich auch in dem über den Frieden zwiſchen Frank= „reich und England, zufriedengeſtellt ſein wird, ohne wel= „chen kein Theil Europa's ſich eine wirkliche Ruhe verſprechen „kann, wird Se. kaiſ. Majeſtät ſehr gern das freundſchaft= „liche Vernehmen mit Großbritannien wieder anknüpfen, das „er bei der gerechten Unzufriedenheit, welche er fühlen „mußte, vielleicht zu lange erhalten hat."

Die ganze engliſche Geſandtſchaft verlangte gleich nach

Empfang dieſer Erklärung ihre Päſſe, verließ Petersburg und die beiden Mächte befanden ſich im Kriege. Alle Häfen des ruſſiſchen Reiches wurden den Schiffen und Waaren Englands ſofort verſchloſſen.

Endlich war alſo das ſo ſorgſam von dem Kaiſer Alexander gehütete große Geheimniß enthüllt. Alexander hatte nicht blos eventuelle Verpflichtungen in Tilſit Napoleon gegenüber übernommen; es war, wie man in London gefürchtet hatte, ein wirkliches Offenſiv- und Defenſivbündniß ausſchließlich gegen die britiſche Macht. England war darauf vorbereitet. Es hatte durch den Schlag, den es gegen Kopenhagen geführt, allen ſeinen Feinden verkündiget, daß es dem Zorn derſelben trotze, daß es vor keiner Gewaltthat zurückweiche und lieber ausdauernd bis zur gänzlichen Erſchöpfung ſeiner Kräfte kämpfen, als ſeinen ausſchließlichen Forderungen in Hinſicht auf Flagge und Schifffahrt entſagen würde. Alle Häfen Europa's ſollten ſeinen Schiffen geſchloſſen werden; ſeine Waaren ſollten nur durch Mittelsperſonen und unter der Flagge Neutraler dahin gelangen können. Es ergriff folgende Maßregeln, um die Maſchen des unermeßlichen Netzes zu zerreißen, welches die Kaiſer von Rußland und Frankreich über das ganze Feſtland geworfen hatten. Es erließ ſeine berühmten Geheimrathsbefehle vom 18. und 26. November. Dadurch erklärte es alle Häfen, die ſeiner Flagge verſchloſſen waren, für blockirt, unterwarf alle neutralen Mächte, ſelbſt ſeine Verbündeten, der Durchſuchung durch ſeine Kreuzer und zwang ſie, bei Strafe der Wegnahme ihrer Schiffe, in ſeinen Häfen beizulegen, bevor ſie ſich in einen fremden Hafen begäben, auch ihm im Fall der Wiederausführung ihrer Ladung eine Abgabe zu zahlen.

England ſagte zu allen Neutralen: „das Feſtland äch-

„tet meine Flagge; es ſei; die Eurige wird ſie vertreten. „Ich erkläre Euch, daß ich von heute an keine Neutralen „mehr anerkenne. Ihr werdet mir Eure Flagge, Eure „Schiffe, Eure Mannſchaften leihen und meine Waaren, „als wären es die Eurigen, auf allen Märkten des Feſt„landes verkaufen; wenn nicht, ſo werde ich Eure Schiffe „wegnehmen, in den Grund bohren, verbrennen und Eure „Matroſen preſſen; mit einem Worte, Ihr werdet mir „ganz angehören, meine Commiſſionäre, meine Schmuggler „ſein oder von dem Meere ganz verſchwinden."

Dieſe letztern Maßregeln der Admiralität konnten nicht ohne Antwort bleiben. Wenn Frankreich die Neutralen den Drohungen ſeines Feindes ſchutzlos ausgeſetzt gelaſſen hätte, würde das Continentalſyſtem im Keime erſtickt geweſen ſein. Kein einziger Amerikaner würde ſich den unbarmherzigen Befehlen des engliſchen Geheimraths zu entziehen gewagt, jeder würde ſich bereitwillig in den Dienſt der Rheder von London und Liverpool begeben haben. Napoleon folgte England auf das Feld, auf das es ſich geſtellt hatte und ſchleuderte ihm das Decret von Mailand entgegen (17. December 1807). Er erklärte jedes Schiff, welcher Nation es auch angehören möchte, für entnationaliſirt, der Garantie ſeiner Flagge für verluſtig, für engliſches Eigenthum, folglich für wegnehmbar, ſobald es durch ein engliſches Schiff durchſucht worden wäre, einer Fahrt nach England ſich unterworfen und irgend eine Abgabe an die engliſche Regierung gezahlt hätte, das mit einem Worte aus engliſchen Häfen oder aus engliſchen Colonien abgeſendet worden wäre oder ſich dahin begäbe. (Art. 1. 2. 3.) Dieſe Maßregeln ſollten ihre Giltigkeit den Nationen gegenüber verlieren, welche die engliſche Regierung zu zwingen wüßten, ihre Flagge zu reſpectiren.

Sie würden ſo lange in Kraft bleiben, als die engliſche Regierung zu dem Grundſatze des Völkerrechtes nicht zurückkäme, welcher die Verhältniſſe der civiliſirten Staaten im Kriegszuſtande regelt. (Art. 4.)

Durch dieſes ſchreckliche Decret wendete ſich nun Frankreich ſeiner Seits an die Amerikaner und ſagte zu ihnen: „England führt ſeit vierzehn Jahren einen unverſöhnlichen „Krieg gegen mich; England hat alle Coalitionen organi„ſirt und beſoldet, die ich beſiegen mußte und die mich nö„thigten, um ihm zu widerſtehen, mich über die Grenzen „hinaus auszudehnen, auf die ich gern meine Macht hätte „beſchränken wollen; England ſtört auch jetzt meinen Ruhm, „mein Glück und macht den Frieden unmöglich. Nachdem „es meine Geſchwader und die meiner Verbündeten ver„nichtet hat, kann ich unter den Waffen nicht wählen, den „Feind zu bekämpfen und zu beſiegen. Ich muß ihm den „unermeßlichen Markt des Feſtlandes entziehen, den es mit „ſeinen Erzeugniſſen überſchwemmt und dem es jene Reich„thümer entzieht, durch die es meine Feinde bewaffnet und „bezahlt. Ich überlaſſe Euch jene Märkte. Ihr habt alſo „ein großes Intereſſe, ein Intereſſe der Ehre und des „Ruhms, mein Syſtem zu unterſtützen und Ihr könnt es „nur, wenn Ihr Eurer Neutralität Achtung verſchafft. „Seit vier Jahren laſſet Ihr Euch ſchmählig durch mei„nen Feind beſchimpfen und proſtituirt Eure Flagge. Eure „Neutralität iſt nur noch eine Lüge, die mir mehr ſchadet, „als wenn Ihr mir offen den Krieg erklärtet. Es iſt der „Augenblick gekommen, daß Ihr Euch ausſprechet. Ver„ſchafft der Würde Eurer Flagge Achtung und Ihr werdet „keinen feſtern Verbündeten haben als Frankreich, oder „beugt Euch unter das Joch Englands und Ihr ſeid dann „nicht mehr neutral; Ihr ſeid in Amerikaner verkleidete

„Engländer; Ihr werdet meine Feinde und ich werde Euch „als ſolche behandeln.“

Die amerikaniſche Regierung, welche von zwei Mächten gedrängt wurde, die ſich ſo eifrig um ihre Flagge bemüheten, ergriff Maßregeln, ſich ſo vielen Vexationen und Beleidigungen zu entziehen. Zuerſt kam es darauf an, die Habſucht ihrer eigenen Landsleute zu zügeln. Sie unterſagte ihnen alſo förmlich, in den europäiſchen Meeren zu ſchiffen, dem blutigen Schauplatze, wo ſie nur noch erſcheinen konnten, um die Rolle von Sclaven oder Opfern der kriegführenden Mächte zu ſpielen. Aber die Gewinnſucht der Amerikaner war ſtärker als das Gefühl der Pflicht und der Ehre; ſie ſpielten unwürdig mit den Geſetzen ihres Landes, ließen ſich eifriger als je in die großen Speculationen des Seehandels ein und traten faſt alle in den Dienſt unſerer Feinde, da es weit einträglicher war, für engliſche Rechnung zu fahren, als den Befehlen der Admiralität entgegenzuhandeln. Es wird ein Tag kommen, an welchem die Bundesregierung uns Gerechtigkeit widerfahren läßt und einſieht, daß die Decrete von Berlin und Mailand nur Handlungen der Wiedervergeltung waren, die Sache des Rechts und der Vernunft zu der ihrigen macht und England den Krieg erklärt. Aber dieſer Tag iſt noch entfernt; erſt nach fünf Jahren der Zögerung und ohnmächtiger Anſtrengungen, den Speculationseifer ihrer Kaufleute zu zügeln, wird ſie den muthigen Entſchluß, aber zu ſpät, faſſen. Bis dahin wird England auf allen Meeren die unbeſchränkteſte und unbarmherzigſte Tyrannei ausüben, werden die amerikaniſchen Handelsleute überall ſich zu den demüthigen und knechtiſchen Agenten ſeines Handels machen und ihm durch Liſt und Lüge überall die Häfen und die Märkte wieder öffnen, welche ihm die Decrete von

Berlin und Mailand verſchloſſen hatten. Sie werden ſo das Continentalſyſtem auf allen Punkten zerbrechen und für ihren Theil an dem Sturze des großen Mannes mitwirken, der ihnen die Ehre erzeigt hatte, ſie für würdig zu halten, die Rivale ſeiner Feinde zu werden.

Die Haltung des Kaiſers Alexander ſchien indeß von ſeiner Seite den Willen anzudeuten, muthig, getreu und ihrer ganzen Ausdehnung nach die Verpflichtungen zu erfüllen, welche ihn mit Frankreich vereinigten.

Napoleon hatte, bis er einen Geſandten gewählt haben würde, ſeinen Adjutanten Savary als ſeinen Vertreter nach Petersburg geſchickt. Alexander kannte dieſen General. Er hatte ſchon bei zwei feierlichen Gelegenheiten, vor und nach der Schlacht bei Auſterlitz, von ſeinem Souverain den Auftrag erhalten, Worte des Vertrauens dem Kaiſer von Rußland zu überbringen. Als er in St. Petersburg ankam, fand er daſelbſt Haß und Mißtrauen und er mußte jede Art von Bitterkeit fürchten. Jedermann wußte in dieſer Hauptſtadt, welche Rolle er in dem Drama von Vincennes geſpielt hatte. Die großen Familien ſahen ſeine Sendung für ein Scandal an, ſchloſſen ſich einmüthig aneinander und gewährten ihm keinen Eintritt in ihre Salons. Länger als einen Monat lebte der General Savary in der beleidigendſten Einſamkeit. Nur ein Palaſt ſtand ihm offen, der des Kaiſers. Hier wurde er ſicher jedesmal empfangen, zu welcher Stunde des Tages er auch erſchien und Alexander überhäufte ihn mit allen Zeichen der Achtung und der Freundſchaft. Er ſollte allen Feſten, ſelbſt den Familienfeſten beiwohnen und er nöthigte die beiden Kaiſerinnen, wie ſeine beiden Brüder, die Widerwillen gegen ihn äußerten, ihn herzlich aufzunehmen. Der General Savary benahm ſich in dieſer ſchwierigen Lage vollkommen

würdevoll. Er zeigte ſich feſt ohne Hochmuth, artig ohne Kriecherei, ſetzte der Geringſchätzung des Adels die vollkommenſte Gleichgiltigkeit entgegen und wartete geduldig, bis derſelbe ermüde. Dieſer Adel ſah denn auch bald ein, daß er den Souverain verletze, wenn er den Mann von ſich zurückweiſe, den er mit Artigkeiten überhäufte und kam ihm entgegen. Wie durch einen Zauberſchlag öffneten ſich alle Salons von Petersburg dem, von welchem ſich ein paar Tage vorher jedermann abgewendet hatte. Alle Geſichter heiterten ſich auf; man wetteiferte gleichſam um die Ehre, ihn zu empfangen und zu feiern. Aber der General Savary war zu verſtändig, um auf einen ſolchen Erfolg ſtolz zu ſein. Er wußte dieſe Erfolge ſich einzig durch die Furcht des Adels zu erklären, dem Souveraine zu mißfallen.

Alle Herzen in Rußland waren uns verſchloſſen, alle Intereſſen uns feindſelig. Die öffentliche Meinung, die ſeit funfzehn Jahren in der Idee genährt worden war, daß wir die Ruheſtörer und Feinde Europa's wären, wollte weder den Geiſt noch die Bedeutung der Verträge von Tilſit einſehen. Sie verkannte oder verſchmähete Vortheile, die durch eine Feindeshand geboten wurden. Sie konnte nicht glauben, daß der Sieger von Friedland den Beſiegten zu ſeiner Höhe erhoben habe und plötzlich der Freund deſſelben geworden ſei. In den Augen aller Ruſſen war Napoleon kein Verbündeter und konnte es nicht ſein, ſondern ein Herr. Die begeiſterte Vorliebe, welche Alexander für ſeinen glücklichen Nebenbuhler zur Schau trug, erſchien ihnen als Erniedrigung und Selbſtverleugnung. Die Armee namentlich murrte. Sie hatte in dem letzten Kriege Beweiſe von großem Muthe und unerſchütterlicher Feſtigkeit gegeben; ſie hatte viel gelitten und wunderte

ſich nun, den Feind, den ſie ſo erbittert bekämpft hatte, plötzlich in den Bundesgenoſſen ihres Kaiſers umgewandelt zu ſehen. „Hatte ſie ſoviel Mühen ertragen, ſoviel Blut vergoſſen, um ein ſolches Reſultat zu erlangen? Man verſchmähete alſo ihren Ruhm, man desavouirte ihre großen Thaten? Wie ſollte ſie, wenn der Kaiſer ſich von Neuem an ihren Muth wende, ſeine Freunde von ſeinen Feinden unterſcheiden?“

Mit den Lauten des verletzten Nationalſtolzes verbanden ſich die Klagen der in ihren Intereſſen bedroheten Ariſtocratie. Faſt der ganze Grund und Boden Rußlands gehört den großen Familien. Der bei weitem größte Theil ihrer Einkünfte kam von dem Verkaufe ihres Schiffbauholzes, ihres Flachſes und ihres Getraides von England her, das ihnen dafür ſeine Colonialwaaren und Fabrikate ſchickte. Die meiſten dieſer Familien, die zügellos dem Luxus und dem Spiele fröhnten, waren verſchuldet und konnten nur mit Mühe den Glanz ihres Ranges erhalten. Eine auch nur vorübergehende Unterbrechung des Handels mit England mußte ihre Vermögensumſtände vollends zerrütten. Da die Contrebande unter der amerikaniſchen Flagge erſchien, falſche Certificate vorgelegt wurden, welche die Herkunft der Ladungen und der Mannſchaft verhüllten und alle Betrügereien, welche die Gleichheit der Sprache der Amerikaner und Engländer begünſtigte, in Rußland noch nicht vorgekommen waren, ſo ahnte man deren Wirkung nicht. Niemand, außer einigen beſſer unterrichteten und geſchickteren Kaufleuten, dachte daran, daß in Folge dieſer Fälſchungen die Ruſſen ihre Verbindungen mit England ebenſo ſicher und fruchtbringend beibehalten könnten, als im gewöhnlichen Frieden. Die Adeligen, die Kaufleute, die Bankiers glaubten alſo in Folge des Bruches mit jener Macht von

nahem Verderben bedroht zu ſein und bald hörte man im ganzen Reiche einen einmüthigen Schrei gegen ein Syſtem, welches jede Exiſtenz umſtoßen ſollte. Die Beſtürzung war tief und allgemein. In Rußland befanden ſich viele Engländer, welche da ihren Unterhalt geſucht hatten. Einige leiteten Bank- und Handelshäuſer, andere waren Aerzte, Erzieher, Verwalter großer Güter. Die Paläſte wimmelten von engliſchen Gouvernanten und Kammermädchen. Dieſe Fremden, welche in das häusliche Leben der großen Familien mehr oder weniger eingeweiht waren, brachten den giftigen Haß dahin, mit welchem jeder Engländer damals den franzöſiſchen Namen verfolgte und trugen nach dem Frieden von Tilſit nur zu viel bei, die höhern Claſſen gegen uns aufzureizen. Man kann wohl ſagen, daß zu Ende des Jahres 1807 nur zwei Männer in Rußland waren, die es aufrichtig mit dem neuen Syſteme meinten, nämlich der Kaiſer und ſein Miniſter, der Graf von Romanzow. Alexander hatte den Schmerz, nach ſeiner Rückkunft in die Hauptſtadt ſeine geſchickteſten Generale, ſeine geachtetſten Staatsmänner ſeiner Vorliebe für das Oberhaupt Frankreichs mißbilligendes Schweigen entgegenſetzen zu ſehen. Bagration, Barclay de Tolly, Benningſen trennten ſich von einer Macht, die ſich, wie ſie ſagten, auf einen Weg verirrt hätte, welcher ſie zur Schande und zum Verderben führen müßte. Dieſe berühmten Unzufriedenen, die entweder auf ihren Gütern zurückgezogen oder in Petersburg oder Moskau beiſammenlebten, ſprachen ſich mit ungewohnter Freimüthigkeit über den Kaiſer Alexander aus. Man redete laut von der Nothwendigkeit, in die man vielleicht kommen könnte, an die Stelle eines jungen, ſo ſchwachen und unerfahrenen Souverains einen fähigern und energiſchern zu ſetzen. Der ſchwediſche Geſandte, Herr von

Stedingk, ſchrieb am 28. December an den König Guſtav: „Die Unzufriedenheit mit dem Kaiſer nimmt immer mehr „zu und die Reden, die man überall hört, ſind ſchrecklich. „In den Privatgeſellſchaften wie an öffentlichen Orten „ſpricht man häufig von einer Regierungsveränderung und „man treibt die Nichtachtung der Pflicht ſo weit, daß man „ſagt, die ganze männliche Linie der regierenden Familie „müßte geächtet und, da die Kaiſerin Mutter und die Kai- „ſerin Eliſabeth die erforderlichen Eigenſchaften nicht be- „ſäßen, die Großfürſtin Katharina auf den Thron gehoben „werden.“

Die allgemeine Unzufriedenheit gab ſich auch nicht blos in unfruchtbaren Reden kund; man conſpirirte. Der Mar- ſchall Soult, deſſen Armeecorps an der Weichſel lag, erhielt Kenntniß von einem Complotte gegen das Leben des Kai- ſers Alexander und benachrichtete alsbald den General Sa- vary davon. Der Kaiſer wurde durch den Geſandten Na- poleons gewarnt.

Nach den in den Verträgen von Tilſit enthaltenen Be- ſtimmungen ſollte Frankreich der Türkei ſeine Vermittelung anbieten, um den Frieden zwiſchen dieſer Macht und Ruß- land wiederherzuſtellen, während, wenn die Pforte dieſe Vermittelung zurückwieſe, der Kaiſer Napoleon und der Kaiſer Alexander gemeinſchaftliche Sache gegen dieſelbe machen und zur Theilung ihrer europäiſchen Provinzen ſchreiten wollten.

Das Geheimniß dieſer Verabredungen war ruchbar ge- worden und die Höfe von Wien und London hatten daſſelbe alsbald den Mitgliedern des Divans mitgetheilt. Sie hat- ten dabei das, was in Tilſit vorgegangen war, entſetzlich entſtellt, bloße eventuelle Verſprechungen zu feſtſtehenden Beſchlüſſen gemacht und den türkiſchen Miniſtern die Ver-

ſicherung gegeben, jenes Frankreich, an das ſie ſich mit ſo blindem Vertrauen angeſchloſſen, um deſſen Willen ſie die Ruhe und die Sicherheit ihres Reiches gefährdet hätten, opfere ſie nun eben dem Rußland, mit welchem es verbunden ſei. „Es hat nicht nur nicht die gewöhnliche Billig„keit gehabt,“ ſagten Lord Pagot und der öſterreichiſche Internuntius, Baron von Stürmer, „den Kaiſer Alexander „zu veranlaſſen, Euch den Frieden zu bewilligen, es will „ſogar Euch theilen. Euer Verderben iſt beſchloſſen; bald „werdet Ihr die Ruſſen und Franzoſen in Verein in Eure „europäiſchen Provinzen einfallen und den Verſuch machen „ſehen, Euch nach Aſien zurückzudrängen. Das iſt der „Lohn für Eure Hingebung an einen undankbaren Verbün„deten; dieſes Schickſal bereitet er Euch und das habt Ihr „Euch zugezogen, weil Ihr Eure Intereſſen von denen Eng„lands und Oeſterreichs trenntet.“

Die unwiſſenden und leichtgläubigen Mitglieder des Divans und die Miniſter zitterten vor Unwillen, als ſie dieſe Worte hörten. Im erſten Augenblicke erſtickten die Furcht und der Zorn den Verſtand in ihnen ganz und gar; ſie nahmen ſich gar nicht die Zeit, die Beſchuldigungen unſerer Feinde und die Thatſachen zu erwägen und zu prüfen. Sie ſahen nur unſere Undankbarkeit und fühlten nur Rache. Die verderbliche Nachricht verbreitete ſich bald und im Volke gab ſich eine dumpfe Gährung, die Vorläuferin eines Aufſtandes, zu erkennen. Der Divan wurde feierlich zuſammenberuf.n und die Führer der Janitſcharen wie der Ulemas erhielten die Aufforderung, in dieſer Verſammlung zu erſcheinen, um Kenntniß von den Gefahren zu erhalten, welche den Staat bedroheten. Es wurde beſchloſſen, daß der Sultan bei dem geringſten offenſiven Schritte von Seiten Frankreichs gegen die Pforte die Fahne Mahomeds

entfalte, alle Muſelmänner zu den Waffen rufe und zur Vertheidigung des Islams eile. Die Führer der Janitſcharen und die Ulemas ſchwuren lieber zu ſterben, als das Reich untergehen zu laſſen.

Der General Sebaſtiani wurde erſucht, ſich in den Divan zu begeben, um da Erklärungen über das Verfahren des Kaiſers zu geben*). Die türkiſchen Miniſter hatten alle Briefe Napoleons an Selim, alle Depeſchen und Noten des Marſchalls Brune und des Generals Sebaſtiani ſelbſt mitgebracht. In jedem dieſer Schreiben hatte Frankreich förmlich verſprochen, die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei zu garantiren. Statt aller Antwort auf die Beſchuldigungen des Divans las der Geſandte der Verſammlung die Artikel XXII., XXIII. und XXIV. des in Tilſit unterzeichneten Friedensvertrags vor und trug ihr im Namen Napoleons ſeine Vermittelung an. Er bemühete ſich zu beweiſen, daß dieſe Artikel wie die angetragene Vermittelung ebenſoviel Bürgſchaften der Unabhängigkeit und Integrität der Türkei wären. „Sie ſind der offen„barſte Beweis,“ ſagte er, „daß der Kaiſer Napoleon Euch „nicht hat opfern wollen. Euer Schickſal liegt in Euern „Händen; nehmt die Vermittelung meines Souverains an „und die Ruſſen werden in einer beſtimmten Zeit die Mol„dau und Wallachei räumen. Ihr werdet kein Dorf ver„lieren und bald wird ein ehrenvoller Vertrag den Frieden „zwiſchen der Pforte und Rußland wiederherſtellen.“

Alle Gemüther fühlten noch den Eindruck des Schreckens und des Unwillens, welche die Enthüllungen Lord Pagots und des Barons von Stürmer hervorgebracht hatten. Man

*) Depeſche des Generals Sebaſtiani aus Conſtantinopel vom 9. Auguſt 1807.

hörte die Worte des Generals Sebaſtiani mit Mißtrauen an. Man wollte darin nur eine Liſt ſehen, um Zeit zu gewinnen und die Türkei in trügeriſcher Sicherheit einzuſchläfern. „Wir ſind verrathen, verlaſſen, unwürdig an „Rußland überliefert,“ ſagten die türkiſchen Miniſter. „Sir „Arthur Pagot iſt noch in Tenedos; wir haben keine „Gründe mehr, im Zuſtande des Bruches mit England zu „bleiben. Frankreich hat uns unſerer Verpflichtungen ent„bunden; es hat uns unſere ganze Freiheit zurückgegeben; „wir zeigen Ihnen an, daß wir mit Sir Arthur Pagot „unterhandeln werden.“ Sie ſprachen ihre Beſchuldigungen mit ſolchem Ungeſtüm und ſolcher Bitterkeit aus, daß der Geſandte Frankreichs genöthiget war, die Conferenz ſchnell abzubrechen, um die Würde ſeines Charakters nicht zu gefährden.

Dieſe Nachrichten betrübten den Kaiſer. Er fühlte zu tief, welche Dienſte ihm die Türkei geleiſtet und mit welchem Undanke er ſie belohnt hatte, als daß ſein Gewiſſen nicht hätte beunruhiget werden ſollen. Die Ehre nicht minder als die Intereſſen ſeiner Politik geboten ihm, die mündlichen Verſprechungen zurückzunehmen, welche ihm die Vorſtellungen des Kaiſers Alexander in Tilſit entlockt hatten.

Die unmittelbare Theilung der Türkei gehörte keineswegs zu ſeinen Plänen und er wünſchte lebhaft, daß die Pforte die ihr angebotene Vermittelung annehmen möchte. Er fürchtete deshalb, jener Hof werde beklagenswerthen Rathſchlägen Gehör ſchenken, ſeine Anträge verwerfen und ſo dem Kaiſer Alexander das Recht geben, die Ausführung der ihm gemachten Verſprechungen zu fordern. Er fühlte nicht nur das Bedürfniß, ſich wegen der heftigen und leider nur ſo wohl begründeten Beſchuldigungen zu rechtfertigen, die man in Conſtantinopel gegen ihn richtete; er wollte

auch die Pforte über die Gefahren aufklären, die ſie ſich unfehlbar zuziehen würde, wenn ſie die ſich darbietende Gelegenheit vorbeigehen ließe, einen ehrenhaften Frieden mit Rußland zu ſchließen. Herr von Champagny ſchrieb am 7. September unter dem Dictate ſeines Souverains an den General Sebaſtiani:

„Der Vertrag von Tilſit konnte wohl im erſten Au-„genblicke die Pforte unzufrieden machen, weil derſelbe „nicht alle ihre Hoffnungen erfüllte. Sie wollte nichts „weniger als die Krimm wieder erwerben und ihr Reich „bis an die alten Grenzen ausdehnen. Wie aber konnte „ſie dermaßen verblendet ſein, um zu glauben, daß ſie bei „ihrer Schwäche, nachdem ihre Regierung geſtürzt worden „war und die erſte Revolution noch andere erwarten ließ, „ſo große Erfolge erlangen würde? Konnten ſie das Werk „jener ſo ſchlecht organiſirten türkiſchen Armeen ſein, welche „ihre Führer ermorden, keine Taktik kennen, keine Disciplin „haben und durch 20,000 Ruſſen in dem ganzen Feldzuge „im Schach gehalten worden ſind? Und hat nicht der „Vertrag von Tilſit durch den Waffenſtillſtand jene Armeen, „die, wie Sie ſagen, auf 10,000 Mann herabgebracht „worden ſind, vor der unvermeidlichen Vernichtung bewahrt, „von der ſie bedrohet waren? Hat er der Pforte nicht „die Wallachei und Moldau zurückgegeben, die ſie nicht „einen einzigen Tag vertheidigen konnte? Ein Federſtrich „that, was der Großvezier und alle ottomaniſchen Streit-„kräfte in zehn Kriegsjahren nicht hätten bewirken können. „Hatte Frankreich andere Verpflichtungen? Welcher Ver-„trag band es an die Pforte? Es iſt ein türkiſcher Ge-„ſandter zu dem Kaiſer geſchickt worden, er hat vierzehn Tage „bei ihm verbracht und wollte nicht unterzeichnen. Die „freundſchaftlichen Verhältniſſe, welche zwiſchen dem Kaiſer

„und dem Sultan Selim beſtanden, beſtimmten hinreichend, „ohne irgend einen diplomatiſchen Character zu haben, die „Beziehungen der beiden Souveraine zu einander. Der „Kaiſer konnte ſich aus Ehr- und Zartgefühl an die In- „tereſſen dieſes Landes gebunden halten, aber dieſe Ver- „pflichtungen waren rein perſönliche. Selim iſt von dem „Throne geſtürzt worden. Sein Nachfolger zeigte ſich in „Verhältniſſen, welche nicht annehmen ließen, daß er ein „Freund Frankreichs ſei. Es waren vierzehn Tage vergan- „gen und Sie hatten nichts empfangen. Kein Geſandter „wurde bei dem Kaiſer beglaubiget; es wurde kein Schrei- „ben abgefertiget und die Ihrigen beweiſen, daß die Bande, „welche Selim mit Frankreich vereinigten, ein Hinder- „niß *) bei einer ähnlichen Verbindung mit Muſtapha wa- „ren. Die Thatſachen haben es auch dargethan. Die „franzöſiſchen Kanoniere, welche auf das Geſuch der „Pforte abgeſchickt waren, wurden von dem neuen Für- „ſten zurückgeſandt und gemißhandelt. Lag es nicht offen „vor, daß die Pforte ein anderes Syſtem angenommen „hatte? Sollte der Kaiſer wegen dieſer unbeſtändigen, „launenhaften und grauſamen Regierung einen ehrenhaften „Frieden von ſich weiſen und einen Krieg fortſetzen, deſſen „ganze Laſt er allein trug? Der Kaiſer hofft, daß der „Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden iſt, daß die Pforte „ſeine Vermittelung angenommen hat und ihr Geſandter „unterwegs iſt, um ſich nach Paris zu begeben. Iſt dieſe „Annahme gegründet, vertraut die Pforte ferner auf die „Freundſchaft Frankreichs, ſo wird ſie der Kaiſer weiter „unterſtützen, er wird ihr den Beſitz der Moldau und Wal- „lachei verbürgen und dieſe Macht wird noch einige Zeit

*) Depeſche des Generals Sebaſtiani vom 23. Auguſt 1807.

„hinvegetiren können. Wenn aber die Pforte Frieden mit „England geſchloſſen, wenn ſie ſich von Frankreich getrennt „hat, ſo halten Sie dieſelbe für verloren. Der Kaiſer wird „nichts gegen den in Tilſit ausgeſprochenen Plan, ihre „Provinzen zu theilen, einwenden und ihre politiſche Exi= „ſtenz wird mit dieſem Jahre zu Ende gehen. Der Kaiſer „will dieſen unvermeidlichen Untergang nicht beſchleunigen; „er wird die Pforte unterſtützen, ſo lange ſie ihm treu „bleibt.“

Als dieſes Schreiben dem General Sebaſtiani zukam, hatte ſich die Stimmung der Pforte ganz geändert und war uns günſtig. Die Wahrheit hatte endlich über die Ver= läumdungen unſerer Feinde geſiegt, die Vorurtheile des Divans zerſtreut, ſeine Zweifel aufgeklärt und uns alle die Männer zurückgeführt, welche ſich einen Augenblick durch den Zorn oder die Furcht von uns hatten abwenden laſſen. Der Friedensvertrag vom 7. Juli war ihnen in ſeinem wirklichen Character, nicht als Gefahr, ſondern als eine Bürgſchaft erſchienen. Sie hatten eingeſehen, daß es bei dem Zuſtande der Auflöſung, in welchem ſich die Türkei befand, noch am ſicherſten ſei, ſich an die zu Tilſit feſtge= ſtellten Clauſeln zu halten und deshalb die Vermittelung des Kaiſers Napoleon ſofort und ohne Rückhalt anzuneh= men. Die türkiſchen Miniſter zeigten alſo dem General Sebaſtiani dieſen Entſchluß an und gaben dem Wunſch des Kaiſers Napoleon zu Folge ihre Zuſtimmung, daß die Ver= mittelung nicht in Conſtantinopel, ſondern in Paris erfolge. Es wurden auch ſofort die nöthigen Vollmachten an Mo= hed=Effendi geſandt.

Schon von Tilſit aus hatte der Kaiſer Napoleon den General Guilleminot nach Buchareſt geſandt, damit er mit den ruſſiſchen und türkiſchen Generalen ſich in Verbindung

ſetze, ihnen die Art. 21, 22, 23 und 24 des Vertrags zwiſchen Frankreich und Rußland mittheile und eine Einſtellung der Feindſeligkeiten zwiſchen den beiden Heeren vermittle. In Folge dieſer Conferenzen wurde eine Uebereinkunft zu Soloboſa am 24. Aug. unterzeichnet. Nach derſelben ſollte im Falle, daß der Friede zwiſchen der Türkei und Rußland nicht zu Stande käme, der Waffenſtillſtand wenigſtens bis zum 21. März 1808 dauern (2. Art.); ferner ſollten die Türken und die Ruſſen die beiden Provinzen in einer Zeit von fünfunddreißig Tagen räumen und ſich, die Türken auf das rechte Ufer der Donau, die Ruſſen auf ihr eigenes Gebiet, zurückziehen; endlich ſollten ſie einander gegenſeitig die Schiffe und Mannſchaften, deren ſie ſich in dem gegenwärtigen Kriege bemächtiget, ſowie ihre Kriegsgefangenen zurückgeben. (4. und 6. Art.)

Die Pforte erhielt mit großer Freude die Nachricht von dem Abſchluſſe des Vertrags von Soloboſa, ratifizirte ihn ſofort und ſah ihn als eine Rettungsbürgſchaft an. Von dieſem Augenblicke an zeigte ſie unbeſchränktes Vertrauen gegen uns. Niemals ſtand der franzöſiſche Name in höherm Anſehen und Glanz an den Ufern des Bosporus. Wir hatten den ganzen Einfluß wie ſonſt auf den Divan wieder erlangt. Die Miniſter, die Ulemas, die Führer der Janitſcharen, der Sultan ſelbſt, alle äußerten eine unbegränzte Verehrung und Bewunderung des Kaiſers Napoleon. Sultan Muſtapha ſchrieb ihm, er ſei ſein treueſter Verbündeter und ſtellte ihm ſein Heer und ſeine Flotte zur Verfügung. Unter dem Eindrucke der erſten Nachrichten von Tilſit hatte die Pforte ihre Drohung wirklich ausgeführt und die Unterhandlungen mit Lord Pagot wieder aufgenommen; ſobald ſie aber auf unſre Freundſchaft rechnen zu können glaubte, brach ſie plötzlich mit dem eng-

liſchen Geſandten und drängte ihn die levantiſchen Gewäſſer zu verlaſſen. Endlich gab ſie uns das ausdrucksvollſte Zeugniß ihrer Hingebung an unſere Intereſſen: ſie ſchloß ſich öffentlich dem Continentalſyſteme an und verbot den Schiffen und Waaren Englands alle Häfen ihres Reiches.

## Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Anwendung der Decrete von Berlin und Mailand auf das Feſtland. — Eindruck der in Tilſit abgeſchloſſenen Verträge auf Oeſterreich. — Schutz-Rüſtungen. — Sendung des Fürſten Kurakin nach Wien. — Der Kaiſer Napoleon bemüht ſich dieſen Hof zu beruhigen. — Uebereinkunft vom 16. October zu Fontainebleau. — Oeſterreich bietet vergebens England ſeine Vermittelung an. — Zurückberufung des Fürſten von Stahremberg von London. — Oeſterreich ſchließt ſich dem Continentalſyſteme an. — Die Häfen Preußens, der Hanſeſtädte, Hannovers und Oldenburgs werden den engliſchen Waaren verſchloſſen. — Lage Hollands. — Offene engliſche Schmuggelei in dieſem Lande. — Der König Ludwig widerſetzt ſich dem Willen des Kaiſers Napoleon. — Vließingen wird Frankreich einverleibt. — Aufregung der Holländer. — Traurige Ahnung des Königs. — Anwendung des Continentalſyſtems auf die Häfen Italiens. — Livorno ein großer Heerd engliſcher Contrebande. — Uebelwollende Stimmung der Königin von Etrurien in Bezug auf Frankreich. — Beſetzung Toscanas durch die franzöſiſchen Truppen. — Mittheilung der Uebereinkunft von Fontainebleau an die Königin von Etrurien. — Verzweiflung dieſer Fürſtin. — Vereinigung Toscanas mit Frankreich.

Das in Tilſit abgeſchloſſene Bündniß war weſentlich ein Seebündniß und hatte den beſtimmten und begrenzten Zweck

England zu nöthigen, ſeinen abſoluten Anſichten in Schiff-fahrtsſachen zu entſagen, ſo wie den Grundſatz einer voll-kommenen Gleichheit unter allen Flaggen anzuerkennen. In der Vorausſicht, daß es den Frieden unter ſolchen Be-dingungen abweiſe, hatten Frankreich und Rußland ſich verpflichtet, alle Seemächte ohne Ausnahme zu zwingen, ihm ihre Häfen und Märkte zu verſchließen und ihm den Krieg zu erklären.

Im Monat November 1807 hatte England auf dem ganzen Feſtlande nur noch einen Verbündeten, den König von Schweden. Es ſtand in friedlicher Verbindung mit Preußen, Oeſterreich, dem päpſtlichen Stuhle und Portu-gal und war mit allen andern Mächten im Kriege be-griffen. Das war der offizielle Character ſeiner Verhält-niſſe zu dem Feſtlande. In der Wirklichkeit aber ſtanden dieſelben ganz anders. England beſchränkte ſich nicht darauf blos in friedlichem Verkehr mit den Höfen von Wien, Rom und Liſſabon zu ſein; es ſtand auch mit dieſen Höfen, namentlich mit denen von Wien und Liſſabon, in vertrau-tem Verhältniſſe. Noch ſeltſamer war der Abſtand zwiſchen ſeinen offiziellen Beziehungen und den wirklichen Verhält-niſſen mit den Staaten, die auf das engſte mit uns ver-bunden waren. So befand es ſich in offenem Kriege mit Holland, mit Toscana, mit Spanien und gleichwohl hatte es nie lebhaftern Handel mit dieſen Ländern getrieben. Es hatte an der ganzen Ausdehnung ihrer Küſten eine un-ermeßliche Schmuggelei begründet, welche allen unſern Ver-botsdecreten ſpottete und ihm dieſelben Völker, die es auf dem Meere bekriegte, als Abnehmer ſicherte. Da, wo ſeine Rheder nicht wagen konnten ihre Waaren zu landen, beförderten und verkauften dieſelben für eigene Rechnung die Neutralen, die Nordamerikaner, welche ihre Agenten

geworden waren. Dieſer unerlaubte Handel fand nicht blos unter den Völkern, ſondern ſelbſt bei den Regierungen im geheimen Schutz. So waren die Engländer durch Liſt, Kühnheit und Ausdauer die ausſchließlichen Herren aller Märkte des Feſtlandes geblieben und der Krieg, der ſie hätte benachtheiligen ſollen, hatte ihren auswärtigen Handel und ihren Gewinn zu einer bis dahin unbekannten Entwickelung gebracht. Es kam nun wie geſagt darauf an, alle dieſe Verbindungen abzuſchneiden und es iſt dies vielleicht das rieſenhafteſte Werk, welches jemals das gekrönte Oberhaupt eines großen Volkes unternommen hat. Es kam nicht blos darauf an, Oeſterreich, den päpſtlichen Stuhl, Portugal und Schweden zu zwingen ihre friedlichen Verhältniſſe mit England aufzugeben; die Aufgabe war noch weit ſchwieriger. Es mußte auf unſere eigenen Verbündeten eingewirkt, ſie mußten genöthiget werden, an ihren Küſten ſtrenge Polizei auszuüben und ernſtlich und getreulich die Decrete von Berlin und Mailand auszuführen. Napoleon verſtieß alſo gegen eine zahlloſe Menge Intereſſen und ſtörte alle Völker Europa's in ihren Gewohnheiten und häuslichen Genüſſen. Er hatte es nicht mehr blos mit den Fürſten und den Regierungen, ſondern mit ganzen Nationen zu thun; er mußte den materiellen und moraliſchen Widerſtand überwinden, den ihm ſo ſchmerzliche Entbehrungen unfehlbar entgegenſtellten und hatte ſeine Armeen anzuwenden, um überall ſeine eiſernen Geſetze zur Ausführung zu bringen. Es giebt vielleicht kein Beiſpiel von der Anwendung eines ſo gewaltſamen Syſtems auf ſo viele Volksmaſſen und von einer ſo unbeugſamen Ausführung derſelben.

Als der Hof von Wien den Abſchluß des Bündniſſes von Tilſit erfuhr, konnte er ſich vor Beſtürzung kaum

faſſen. Seit vierzehn Jahren ſtand Oeſterreich an der Spitze der gegen Frankreich verbündeten Continentalmächte. Das immer ſiegreiche Frankreich, das es anfangs geſchont, um wo möglich den Haß zu entwaffnen, hatte es endlich als unverſöhnlichen Feind behandelt und in Preßburg zum erſtenmale etwas von den Schutzgrenzen dieſes Reiches abgeriſſen. Das war großes Unglück und die Geſchichte des Hauſes Habsburg kannte kein gleiches; aber dies Unglück berührte Oeſterreich nicht allein, ſondern ſeine ganze Partei. Die Schlachten von Zürich, Marengo, Auſterlitz und Jena waren in ſeinen Augen nur verſchiedene Scenen des großen Dramas, das ſeit 1792 in Europa geſpielt wurde und deſſen Entwickelung noch ein Geheimniß der Vorſehung war. Jeder war in den beiden Lagern ſeiner Fahne treu geblieben. Die Beſiegten blieben trotz ihrer großen Niederlagen furchtbar, weil ſie durch ein Gefühl verbunden wurden, den Haß gegen Frankreich, durch einen Gedanken, Frankreich ſobald als möglich zu demüthigen. Frankreich ſeiner Seits war bei allem ſeinem Ruhme ſchwach geblieben, weil es allein ſtand und um ſich her nur feindliche oder unterjochte Regierungen ſah. Es war zu der ſchrecklichen und verderblichen Alternative verurtheilt, immer zu ſiegen oder zu unterliegen, allein ſtärker zu werden als ganz Europa zuſammen oder ſich von demſelben Geſetze vorſchreiben zu laſſen.

Dieſen Zuſtand der Dinge änderte das Bündniß von Tilſit zum erſtenmale. Die eine der großen nordiſchen Monarchien war bei Jena unterlegen und beſtand nur noch aus unbedeutenden Ueberreſten und eine zweite war zu dem Lager Frankreichs übergegangen. Die dritte war Oeſterreich, das ſich nun von Allen verlaſſen ſah. Das feudale Europa, an deſſen Spitze es ſtand, ſchien diesmal wirklich

beſeitigt zu ſein; ſeine Elemente hatten ſich von einander geſondert. Das ſo ſehr gefürchtete Bündniß zwiſchen Frankreich und Rußland war endlich zu Stande gekommen; Tilſit hatte die beiden Kaiſer einander in den Armen geſehen; der Norden und der Süden reichten ſich die Hand. Oeſterreich, zwiſchen dieſen beiden großen Mächten gelegen, hatte nun gleichſam die freie Bewegung verloren. Sein glücklicher Feind hatte es von allen Seiten umſtrickt. Wohin es auch die Augen wendete, in Petersburg, in Warſchau, in Berlin, in Dresden, in München, in Bern, in Mailand, ſelbſt in der Türkei fand es Frankreich. Rußland, das bis jetzt für Oeſterreich eine Stütze geweſen war, ſollte eine Gefahr werden. Während wir durch unſere Grundſätze das oligarchiſche Syſtem Oeſterreichs und durch unſere Siege ſeine Gebietsverfaſſung angegriffen hatten, wendete ſich Rußland an die Slawen und Griechen Ungarns und drohete ihm früher oder ſpäter dieſe Bevölkerungen zu entreißen. So gab es für Oeſterreich nun keine Sicherheit mehr; im Norden, im Oſten, im Süden, überall war die Gefahr. Ohne Zweifel hatten die beiden Kaiſer in Tilſit auch von ihm und ſeinem künftigen Geſchicke geſprochen. Oeſterreich brannte vor Verlangen den Schleier zu zerreißen, welcher die geheimen Artikel des Bundesvertrages noch umgab. Enthielten dieſe ſo ſorgſam verheimlichten Artikel Beſtimmungen, die gegen die Exiſtenz Oeſterreichs gerichtet waren? Da es recht wohl das Unrecht fühlte, deſſen es ſich gegen Rußland und Preußen hatte zu Schulden kommen laſſen, ſo fürchtete es, ſie hätten, um ſich dafür zu rächen, daß es ihnen nicht beigeſtanden, auf ſeine Koſten Frieden geſchloſſen. Der Hof, der Adel, die Bürger ſogar ſprachen nur von den Leiden der Gegenwart und von den noch größern Gefahren der Zukunft. „Alexan-

„der und Napoleon," ſagte der Kaiſer Franz, „wollen „die europäiſche Dictatur begründen; wir werden ſehen, „ob es ihnen gelingt."*) Der Miniſter Graf Colloredo, der in ſeinen Ausdrücken noch energiſcher war, rief aus: „wir ſehen wohl, daß Alles, was in Tilſit geſchehen iſt, „aus Haß gegen England und Oeſterreich gethan wurde „und daß unſer Verderben beſchloſſen iſt; aber wenn wir „untergehen ſollen, wollen wir wenigſtens mit Ehren und „mit den Waffen in der Hand fallen."**)

Der allgemeine Haß traf Rußland und Frankreich in gleichem Maße; er erſchöpfte ſich in bittern Sarkasmen gegen den perſönlichen Character des Kaiſers Alexander; man nannte ihn einfältig, feig und undankbar. Die Nachſichtigſten gaben ihm eine Schwäche und Veränderlichkeit Schuld. „Er iſt ein Kind," ſagte der Kaiſer Franz, „und „ich wundere mich nicht, daß Napoleon ihn zu Allem ge„bracht hat, was er wünſchte, denn er iſt im Stande jede „Rolle zu ſpielen."***) Die Klügſten indeß, welche überall die kleinſte Anzahl ausmachen, hielten die Lage noch nicht für ſo ganz verzweifelt. Alexander war in ihren Augen ein ſchlauer Staatsmann, der, auf dem Schlachtfelde von Napoleon geſchlagen, im Felde der Diplomatie Vergeltung gefunden habe. Er habe ſich unter der Gewalt der Ereigniſſe beugen müſſen, bleibe aber im Grunde des Herzens doch immer der Mann der alten heiligen Sache. Bei der erſten Gelegenheit werde er die verhaßten Bande zerreißen und hingebender als je zu ſeinen alten Verbündeten, Oeſterreich und England, zurückkehren.

---

*) Depeſche des Generals Andreoſſy, Wien, vom 2. Aug. 1807.

**) Depeſche deſſelben aus Wien vom 2. Aug. 1807.

***) Depeſche deſſelben aus Wien vom 5. Aug. 1807.

Der Wiener Hof hatte, in der Abſicht ſicherlich uns die letzten Streiche zu verſetzen, wenn wir geſchlagen würden, während des letzten Krieges furchtbare Rüſtungen unternommen, er hielt ſich aber würdevoller als es Preußen unter ähnlichen Umſtänden gethan hatte und erniedrigte ſich nicht zu feigen Entſchuldigungen. Er beklagte ſich nur ſehr über Rußland und beſchuldigte daſſelbe, alles Böſe gethan zu haben. Der Graf von Stadion ſprach ſich ohne Umſchweife gegen den General Andreoſſy aus. „Der König Friedrich Wilhelm iſt ſehr zu beklagen,“ ſagte er, „und der Kaiſer Alexander hat viel zu verantworten.“ Die andern Miniſter ſprachen ſich wie der Graf Stadion aus und äußerten lebhaft ihr Bedauern die Bündnißanträge nicht angenommen zu haben, welche ihnen der Kaiſer Napoleon ſo oftmals gemacht.

Wenn das erſte Gefühl des Wiener Hofes die Furcht geweſen war, ſo veranlaßte ihn das zweite auf eine kräftige Vertheidigung für den Fall eines Angriffes zu denken. Die einen Augenblick mit geringerem Eifer betriebenen Rüſtungen wurden wiederum aufgenommen. Man brachte bedeutende Magazine in Paſſau, wie zwiſchen Wien und Molk zuſammen und ſandte eine große Menge Kanonen nach Böhmen. Alle Streitkräfte des Reiches wurden an den Grenzen Böhmens und Mährens zuſammengezogen. Auch wurde beſchloſſen, einen neuen Aufruf an die Ungarn zu erlaſſen, wie man neue Opfer an Menſchen, Pferden und Geld von den Erbſtaaten verlangte.

Frankreich und Rußland ſahen ein, daß es von großer Wichtigkeit ſei, die Beſorgniſſe des Wiener Hofes zu beruhigen. Der Kaiſer Alexander ſandte demzufolge den Fürſten Kurakin, der ſich bemühete ihm die Beſorgniſſe zu benehmen. Er ſtellte ihm das Bündniß, welches ſein Sou-

verain eingegangen, als eine den Frieden ſtörende Maß-
regel dar, welche der Welt die Ruhe wiedergeben ſolle.
Gleichzeitig erklärte er aber auch, daß der von ſeinem Herrn
gefaßte Entſchluß unwiderruflich feſtſtehe, daß er ſich feſt
vorgenommen habe, alle ſeine Bemühungen mit denen Na-
poleons zu vereinigen, um England zum Frieden zu zwin-
gen und daß Oeſterreich demnach jeder Hoffnung entſagen
müßte, den Kaiſer von dem eingeſchlagenen Wege abzu-
bringen.

Napoleon ſeiner Seits bezeigte dem Wiener Hofe die
friedfertigſten Geſinnungen und erbot ſich ihm alle nur
wünſchenswerthen Erklärungen zu geben.*) Er theilte ihm
die beiden in Tilſit unterzeichneten Verträge mit, den Frie-
dens- und den Bündnißvertrag. Dieſe Mittheilung war
indeß von ſeiner Seite etwas ganz Anderes als eine Ge-
fälligkeit; ſie enthielt, auch ohne nähere Erklärung, eine
ſehr beſtimmte Aufforderung, die nämlich unverzüglich dem
Continentalſyſteme beigetreten. Als Seeſtaat ſpielte Oeſter-
reich eine ſehr kleine Rolle in den Weltangelegenheiten;
es beſaß eine geringe Küſtenausdehnung und eine unbedeu-
tende Marine; aber es nahm in Europa eine bedeutende
Stelle ein und war ſeit ſechzehn Jahren die feſteſte Stütze
der engliſchen Politik auf dem Feſtlande. Wenn es mit
England in freundſchaftlichen und commerziellen Verbindun-
gen geblieben wäre, würden die Colonialwaaren und Fa-
brikate dieſer Macht in die Häfen Trieſt und Fiume ge-
worfen und von da aus über ganz Deutſchland verbreitet
worden ſein. Es kam alſo weſentlich darauf an, daß ſich
Oeſterreich ohne Zögern dem Continentalſyſteme anſchloß.

*) Depeſche des franzöſiſchen Miniſters der auswärtigen An-
gelegenheiten, Paris vom 3. Aug. 1807.

Um eine ſolche Forderung minder empfindlich erſcheinen zu laſſen, zeigte ſich Napoleon ſehr nachgiebig in den andern Punkten, welche zwiſchen den beiden Höfen noch ſtreitig waren. Seine Truppen hielten Braunau noch beſetzt, das nach dem Vertrage von Preßburg Oeſterreich zurückgegeben werden ſollte, ſobald es uns Cattaro überliefert haben würde. Da der Vertrag von Tilſit das Schickſal des letztern Ortes feſtgeſtellt hatte, ſo wünſchte der Wiener Hof ſo bald als möglich wieder in den Beſitz von Braunau zu kommen, zögerte aber es von uns zu verlangen, weil es eine Weigerung fürchtete. Napoleon beeilte ſich, ohne dazu aufgefordert worden zu ſein, ihm den Ort faſt unmittelbar nach dem Abſchluſſe des Vertrags von Tilſit zu übergeben.

Der Vertrag von Preßburg hatte die Grenzbeſtimmung zwiſchen Oeſterreich und dem Königreiche Italien unentſchieden gelaſſen. Seit zwei Jahren beſtritt Frankreich dem Wiener Hofe die Stadt Monte-Falcone, welche Trieſt beherrſcht. Gewiß hätte es von ſeinem Willen abgehangen, ſie in die Grenzen des Königreichs Italien aufzunehmen, aber er that dies nicht. Oeſterreich machte ſeiner Seits einige Gebietsconceſſionen und der Iſonzo wurde die Grenze der beiden Staaten. Es wurde überdies zwiſchen den Höfen von Wien und Paris verabredet, daß eine Militairſtraße auf dem öſterreichiſchen Gebiete eröffnet werden ſolle, um eine freie Verbindung der Provinzen des Königreichs Italien am rechten Ufer des Iſonzo mit Iſtrien und Dalmatien zu ſichern und umgekehrt. Alle dieſe verſchiedenen Punkte wurden durch einen Zuſatzvertrag zu dem Vertrage von Preßburg geordnet, den man am 4. Februar 1807 in Fontainebleau unterzeichnete.

Napoleon, welcher in dieſer Weiſe dem Wiener Hofe

ein genaues Maß von dem gab, was er von ihm zu fürchten und zu hoffen hatte, war der Meinung geweſen, Oeſterreich werde ſich glücklich ſchätzen, größerm Unglücke zu entgehen und ſich einer Ordnung der Dinge unterwerfen, die es nicht mehr zu ändern vermochte. Es fühlte denn auch wirklich, daß die Ereigniſſe ſtärker waren als ſein Wille und ſeine Leidenſchaften. Die geringſte Zögerung, dem Continentalſyſteme beizutreten, konnte es verderben. Unſere Armeen, die an den Ufern der Oder und der Weichſel lagerten, im Beſitze aller Feſtungen Preußens waren, brauchten blos eine Frontveränderung zu machen, um Oeſterreich zu erdrücken. Es beugte ſich bereits, aber noch mit geheimer Verzweiflung. Es äußerte keine Klage, kein Bedauern mehr, es ſtellte alle ſeine Rüſtungen ein, rief ſeine Bataillone von den Grenzen Böhmens und Mährens zurück, nahm die letzten Befehle zu neuen Aushebungen zurück und ſtellte ſich ruhig und heiter. Seine Beziehungen wurden die einer Macht, welche nach der Ehre ſtrebt, Theil an unſern Bündniſſen zu nehmen und endlich gab es das ausdrucksvollſte Pfand ſeiner Nachgiebigkeit: es verſprach uns förmlich dem Continentalſyſteme beizutreten, wenn ſich England weigern ſollte, ſich in Unterhandlungen zur Wiederherſtellung des Seefriedens einzulaſſen.

Der öſterreichiſche Geſandte in London, der Fürſt von Stahremberg, erhielt den Befehl Canning zu fragen, ob ſein Hof geneigt ſei, Friede mit Frankreich zu ſchließen.*) Canning gab eine ausweichende Antwort.**) Er ſprach ſeine Verwunderung darüber aus, daß Oeſterreich nach den wiederholten

*) Note des Fürſten von Stahremberg vom 20. November 1807.

**) Note des Herrn Canning vom 23. November 1807.

Beweiſen, welche die engliſche Regierung von ihren friedliebenden Geſinnungen gegeben hätte, noch Zweifel darüber hegen könnte. „Sie wünſche jetzt wie immer,“ ſagte er, „den Uebeln des Krieges ein Ende zu machen, ſei aber „ihren Verbündeten treu und wolle einen Frieden, welcher „das Gleichgewicht zwiſchen den Intereſſen aller im Kriege „befindlichen Mächte wiederherſtelle und in dauernder Weiſe „die Ruhe Europa's verbürge.“ Dieſe Antwort wurde ſofort von dem Wiener Cabinet dem der Tuilerien mitgetheilt. Herr von Champagny wollte ſich ſelbſt mit dem Grafen Stadion darüber ausſprechen und ſchrieb ihm direct. Er ſuchte zu beweiſen, wie wenig aufrichtig die Geſinnungen wären, welche das engliſche Cabinet in Bezug auf den Frieden ausſpreche. „Iſt es nicht offenbar,“ ſagte er, „daß es nur Zeit gewinnen und den ſchlechten Eindruck „vermeiden will, den der edele Entſchluß, welchen der Kai„ſer von Oeſterreich gefaßt hat, auf alle Gemüther machen „wird? Wir wollen alſo die diplomatiſchen Schleier zer„reißen, unter denen England die wirkliche Frage zu ver„hüllen ſich bemühet und gerade auf das Ziel losgehen. „Der Fürſt von Stahremberg möge dem Londoner Cabinet „vorſchlagen, unmittelbar Bevollmächtigte zu ernennen, um „über den Frieden mit Frankreich und Rußland zu unter„handeln. Wenn die engliſche Regierung dieſen Antrag „annimmt, wird der Fürſt von Stahremberg in London „bleiben können; weiſet ſie ihn aber von ſich, ſo zeigt ſie, „daß ſie es jetzt nicht aufrichtiger meint als zur Zeit, da „es Kopenhagen angriff und ganz Europa in Blockadezu„ſtand erklärte.“

Das Wiener Cabinet war ſehr bereitwillig Alles zu thun, was Frankreich von ihm verlangte. Der Fürſt von

Stahremberg forderte Canning auf*), Bevollmächtigte zur Unterhandlung mit allen kriegführenden Mächten zu bezeichnen und kündigte ihm an, daß er ermächtiget ſei, ihnen Päſſe zu geſtatten, damit ſie ſich nach Paris begeben könnten. Der Antrag war in ſo beſtimmten und klaren Ausdrücken abgefaßt, daß keine ausweichende Antwort darauf erfolgen könnte; man mußte ihn annehmen oder abweiſen. Das Londoner Cabinet wies ihn ab. Es wagte Zweifel über die Vollmacht auszudrücken, nach der der Fürſt von Stahremberg gehandelt habe und verlangte, wiewohl es wußte, daß dies nicht geſchehen konnte, die Regierungen möchten vor allen Erörterungen die Grundlagen der Unterhandlung feſtſtellen.**) „Wenn man über dieſe einig iſt," ſagte Canning, „wird die engliſche Regierung Bevoll„mächtigte ernennen, aber ſie wird dieſelben nicht nach „Paris, in die Hauptſtadt des Feindes, ſchicken, ſondern in „eine Stadt, die noch zu beſtimmen iſt." Dieſe Antwort war vollkommen geeignet, der Vermittelung ein Ende zu machen, welche der Wiener Hof in London übernommen hatte. Und ſo zerriß England mit eigener Hand die Bande, welche es ſeit ſo vielen Jahren mit Oeſterreich vereiniget hatte. Es warf kühn allen Mächten des Feſtlandes, ſeinen beſten Verbündeten wie ſeinen Feinden den Handſchuh hin. Es blieb demnach dem Fürſten von Stahremberg nichts übrig als ſeine Päſſe zu verlangen. Sie wurden ihm geſandt und er verließ London mit dem ganzen Geſandtſchaftsperſonale. Der Kaiſer von Oeſterreich erklärte alle ſeine politiſchen und commerziellen Verbindungen mit England für abgebrochen und verſchloß den engliſchen Schiffen alle ſeine

---

*) Note des Fürſten von Stahremberg vom 1. Jan. 1808.

**) Note des Herrn Canning vom 8. Mai 1808.

Häfen. Der engliſche Geſandte in Wien erhielt ebenfalls ſeine Päſſe und die beiden Mächte befanden ſich im Kriegszuſtande.

Europa ließ ſich durch dieſen angeblichen Bruch nicht täuſchen, ſondern hielt ihn für das, was er war, das Werk einer unvermeidlichen Nothwendigkeit. Der General Andreoſſy ſchrieb unter dem 30. December an Herrn von Champagny: „Dieſer Hof hat aus Furcht dem Londoner „auseinandergeſetzt, daß er ſich gezwungen geſehen habe, „ihm ſeine Häfen zu verſchließen. Die Miniſter des Kai„ſers haben Herrn Adair erſucht, ihrer Regierung deßhalb „nicht zu zürnen und ihm vorgeſtellt, das Haus Oeſterreich „ſei nicht in der Lage, den ſchmerzlichen Umſtänden zu „widerſtehen, die auf ihm laſteten.“

Napoleon wußte recht wohl, daß die Freundſchaftsäußerungen Oeſterreichs nur erheuchelt waren und daß es die franzöſiſche Macht nie mehr gehaßt. Aber was kümmerte ihn dieſer Haß, wenn er unterdrückt wurde und ohnmächtig war? Die Hauptſache für ihn war, daß ſich der Wiener Hof ſchweigend und ergeben ſeinem traurigen Geſchicke unterwarf und ihm die Freiheit ließ, die große Aufgabe durchzuführen, welche er übernommen, die Oberherrſchaft der Engländer auf dem Meere zu brechen.

Durch den 27. Art. des Vertrags von Tilſit hatte ſich Preußen verpflichtet, den Schiffen und dem Handel Englands ſeine Häfen für die ganze Dauer des Krieges zwiſchen Frankreich und England zu verſchließen. Ein anderer geheimer Artikel hatte ihm die ausdrückliche Verpflichtung aufgelegt, mit Frankreich gemeinſchaftliche Sache gegen England zu machen, wenn dieſe Macht am 1. December 1807 nicht eingewilliget habe, auf billigen Grundlagen

Frieden zu ſchließen. Der König wünſchte lebhaft, ſeinen Beitritt zu dem Continentalſyſteme erſt dann bekannt zu machen, wenn die preußiſchen Schiffe, die ſich noch auf dem Meere und in England befanden, in die Landeshäfen zurückgekommen wären, aber in dieſem Punkte wie in allen andern blieb Napoleon unerbittlich. Am 6. November*) erinnerte Herr von Champagny den preußiſchen Geſandten in Paris an die Verſprechungen des Königs. Er ſagte ihm, daß der 1. December herankomme, daß England die Vermittelung Rußlands zurückgewieſen habe und jede Hoffnung auf Frieden verſchwunden ſei und forderte ihn deshalb auf ſeinem Hofe zu melden, wie die Zeit gekommen ſei, die in Tilſit übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. Der König that, was er verſprochen hatte. Am 1. December erließ er in Memel ein Decret, welches alle Verbindungen mit Großbritannien für gelöſet und alle ſeine Häfen den Schiffen und Waaren dieſer Macht für verſchloſſen erklärte.

In den Häfen Hannovers und der Hanſeſtädte ſtand das Decret von Berlin lange ſchon in Kraft, aber nach dem Abſchluſſe der Verträge von Tilſit verdoppelte Frankreich die Strenge in der Anwendung der Prohibitivmaßregeln und übernahm es an allen Küſten der Nordſee die Polizei ſelbſt zu handhaben. Das Netz wurde auf dieſem Punkte des Feſtlandes ſo feſt zuſammengezogen, daß der Feind da, trotz der Kühnheit und Liſt der Schleichhändler, keinen Eingang fand und die Mündungen der Elbe, Weſer und Ems waren ihm hermetiſch verſchloſſen.

Napoleon hatte zu demſelben Zwecke des Herzogthum

---

*) Note des Herrn von Champagny an Herrn von Brockhauſen, aus Fontainebleau vom 6. November 1807.

Oldenburg beſetzen laſſen, aber der Souverain dieſes kleinen Staates war der Oheim des Kaiſers von Rußland. Alexander erſuchte den Kaiſer Napoleon, er möge doch ſeine Truppen aus dem Herzogthume Oldenburg zurückziehen und dieſem Lande die völlige Unabhängigkeit zurückgeben. Napoleon, der bereitwillig jede Gelegenheit ergriff ſeinem Verbündeten gefällig zu ſein, ließ das Herzogthum Oldenburg unmittelbar räumen, indeß unter der Bedingung, daß die franzöſiſchen Decrete gegen die engliſchen Waaren ſtreng zur Ausführung gebracht würden.

Holland gewährte in dieſem Augenblicke der Welt ein ſeltſames Schauſpiel. Es hatte eigentlich eine doppelte Art des Seins, deren eine von der andern weſentlich verſchieden war. Als Regierung ſchien es den Intereſſen Frankreichs ohne Rückhalt ergeben zu ſein. Das Contingent, das es uns in dem letzten preußiſchen Kriege geſtellt, hatte ſich auf 50,000 Mann belaufen, eine unermeßliche Anſtrengung für ein Land, deſſen Finanzen ſich in ſo bedrängter Lage befanden. Seine Kriegsmarine befand ſich in einem nicht minder blühenden Zuſtande. Sie beſtand aus zwölf Linienſchiffen und einer bedeutenden Anzahl Briggs und Kanonenſchaluppen. Dieſe Streitkräfte hatten einen ruhmvollen Antheil an allen unſern Kämpfen zu Waſſer und zu Lande genommen. Als Volk dagegen hatten dieſelben Holländer Intereſſen, Sympathien und Gewohnheiten, welche ſie zu wahren Verbündeten Englands machten.

Holland iſt eine künſtliche Schöpfung. Was es iſt, verdankt es einzig und allein der Macht ſeines Speculationsgeiſtes. Es beſitzt nicht wie Frankreich einen fruchtbaren ausgedehnten Boden, auf welchem ſich in Zeiten des Seekrieges die Arbeit und Induſtrie der Bewohner concentriren könnten. Sümpfe, unbebaute Haideflächen, ſehr

koſtſpielig zu unterhaltende Dämme und Wieſen, die dem Meere ſtreitig zu machen ſind, bilden den undankbaren Boden, auf welchem Holland das Gebäude ſeines Glückes aufgerichtet hat. Sein wirkliches Feld der Thätigkeit iſt das Meer. Da bewegt es ſich, da entfaltet es ſich, da lebt es. Die Holländer haben das Geſchick die Commiſſionäre und Agenten zur See für alle Völker zu ſein. Verſchließt man ihnen das Meer, ſo ſchneidet man ihnen alle Adern durch, welche dieſem Kaufmannsvolke Leben geben und lähmt zu gleicher Zeit das Privat- und Staatswohl. Als Holland ein Theil der franzöſiſchen Macht geworden war, ſtürzten ſich die Engländer gierig auf die Colonien deſſelben und vernichteten ſeinen Seehandel. Da ihm jede Schifffahrt unterſagt war, ſo wurde es der Hauptzwiſchenhändler für die engliſchen Waaren, welche für die Bewohner der Rheingegenden und Norddeutſchlands beſtimmt waren. Ein ſolcher Zuſtand griff in das Leben ein und verletzte alle unſere Intereſſen; er ermuthigte die Unternehmungen des Feindes, ſicherte ſein Glück, verewigte dadurch den Krieg und zerſtörte alle unſere fiskaliſchen und Schutzmaßregeln. Oftmals verlangten wir von der bataviſchen Regierung, daß ſie das Verhalten ihrer Unterthanen mit ihren politiſchen Pflichten in Uebereinſtimmung bringen möchte. Immer verſprach ſie unſern Forderungen nachzukommen und nie hielt ſie dieſe Verſprechungen. Napoleon konnte unmöglich eine ſo offene Verletzung der Verpflichtungen dulden, welche die bataviſche Republik an unſer Geſchick banden. Sie war die Feindin Englands, ſie mußte es alſo im Ernſt ſein und den Handel deſſelben wie die Schiffe bekriegen. Daraus mußten allerdings für ſie empfindliche Leiden hervorgehen, aber litt Frankreich nicht auch? Vergoß es nicht ſeit funf-

zehn Jahren ſein Blut, um die Rechte und die Unabhängigkeit aller Marinen von untergeordnetem Range zu ſichern? Der Krieg war für Alle ein Zuſtand des Schmerzes und der Sorge und unſere Verbündeten mußten unſere Leiden, unſere Opfer, unſere Gefahren mit uns tragen, wenn ſie ſpäter unſere Erfolge mit genießen ſollten. Wenn Holland als getreuer und redlicher Bundesſtaat handelte, kamen wir ihm in ſeiner Noth zu Hilfe, ſchloſſen es der Bewegung unſeres Binnenhandels an und eröffneten ſeiner Thätigkeit ein weites Feld; wir vermochten es jetzt. Wenn wir aber bei einem ſolchen Zuſtande der Dinge einen Handelsvertrag abſchloſſen, überließen wir die Bedeutung unſerer Märkte dem engliſchen Handel.

Der König Ludwig war in die großen Pläne ſeines Bruders eingeweihet worden; er wußte wohl, daß Napoleon ihn nicht auf den Thron gehoben hatte, um ſich die eitele Freude zu machen, einen König mehr in ſeiner Familie zu ſehen; es mußte ihm bekannt ſein, daß bei der vorübergehenden Lage, in welche der Seekrieg Frankreich gebracht hatte, ein König von Holland nur ein gekrönter Präfect des Kaiſers ſein konnte. Ludwig wußte alles dies, aber es gebrach ſeinem Character die Energie und ſeinem Geiſte die umfaſſende Bildung. Er war nicht für die Geſchäfte geeignet, da er ſich bis dahin mit dem Studium der Literatur und Philoſophie beſchäftiget hatte. Gleichwohl hatte er den Muth nicht gehabt, die holländiſche Krone auszuſchlagen. Als er ſie angenommen, fand er die Kraft nicht, getreu die Verpflichtungen zu erfüllen, welche ſie ihm auferlegte. Kaum hatte er einige Monate regiert, ſo ließ er ſich von den bataviſchen Intereſſen beherrſchen. Er legte unmerklich den alten Menſchen ab, verläugnete ſein erſtes Vaterland, ſeinen Bruder und die große Politik

Frankreichs, um ſich zum kleinlichen und eigenſinnigen Vertheidiger der kleinen Politik Hollands zu machen. Er überließ ſich dem philanthropiſchen Glücke, die Liebe ſeiner neuen Unterthanen zu gewinnen und da ihm dies nur dann gelingen konnte, wenn er die unerlaubten Verbindungen derſelben mit dem Feinde duldete, ſo ließ er dem Schleichhandel volle Freiheit. Als der Kaiſer ihn aufforderte, in den Häfen ſeines Reiches die Prohibitivmaßregeln vom 21. November 1806 in Kraft zu ſetzen, weigerte er ſich offen und erklärte am 1. December, das Decret von Berlin könne nur in den Gegenden in Kraft geſetzt werden, welche in dieſem Augenblicke von den bataviſchen Truppen beſetzt wären, nämlich in Oſtfriesland, in Oldenburg, Jever, Kniphauſen und Varel.

Der Kaiſer ſchrieb an den König Ludwig, um ihm ſeine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben. Er drohete, wenn er in ſeinen traurigen Verirrungen beharre, ſeine eigenen Zollwächter und Soldaten nach Holland zu ſchicken und in dem Lande Hausſuchungen anſtellen zu laſſen. Der König antwortete ihm und beauftragte eine Deputation, die er an ſeinen Bruder geſchickt hatte, um ihn wegen der letzten Siege beglückwünſchen zu laſſen, ihm ſeinen Brief zu übergeben.

„Se. kaiſerl. Maj.," ſchrieb er ihm, „hätten zu bedenken, daß die Unterdrückung jedes Handels und jeder „Schifffahrt, die für Frankreich nur ein großer Verluſt „ſei, für Holland ſoviel ſei, als werde ihm ſein Boden „entzogen. Das Gebiet ſei nicht nur klein, ſondern zum „Theil durch die Kunſt entſtanden; es mache koſtſpielige „Dämme, gleichſam goldene Unterlagen nothwendig . . . . „Nach der Luft ſei dieſem Volke am nöthigſten die Schifffahrt und die Unterſtützung fremder Arme . . . . Se.

„kaiſ. Maj. habe durch die conſtitutionelle Acte einen „vortheilhaften Handelsvertrag verſprochen. Jetzt verſage „man nicht nur denſelben, ſondern nöthige auch die Be„wohner durch die vexatoriſchen Verſuche der Zollagenten „zu Repreſſalien, zu einem kleinen Kriege an den Grenzen.“ Der König ſchloß, indem er den Kaiſer erſuchte ihm beizuſtehen, „weil es ſein Werk ſei, ein Land zu ſchützen, deſſen „Unterſtützung ihm um ſo weniger fehlen würde, je feſter „die Herrſchaft ſeines Bruders da begründet ſei.“

Die holländiſche Deputation konnte den Kaiſer erſt in Polen erreichen. Er empfing ſie ſehr ſchlecht und beklagte ſich bitter über die geringe Sorge des Königs und ſeines Volkes, die kaiſerlichen Verordnungen auszuführen. Die Heftigkeit dieſer Vorwürfe veranlaßte den König zu weiterm Nachdenken. Er kannte ſeinen Bruder und fühlte, daß er zu gleicher Zeit ſeinen Thron und die Nationalität der Holländer gefährde, wenn es ihm nicht gelinge, den engliſchen Schleichhandel in ſeinen Staaten zu unterdrücken. Er ſchien ernſtlich geneigt zu ſein, dieſes Syſtem zu ändern und verſprach die Wachſamkeit in der Küſtenpolizei zu verdoppeln. Aber ſeine Befehle wurden nirgends ausgeführt. Alle Intereſſen und alle Gewalten in Holland waren verbündet, ſich der Strenge des Prohibitivſyſtems zu entziehen. Jeder von dem reichſten Capitaliſten bis zu dem geringſten Matroſen hielt es für eine patriotiſche Handlung, durch alle möglichen Mittel das Einbringen der engliſchen Waaren in das Land zu erleichtern. Uebrigens würde auch der Schleichhandel der thätigſten Polizei getrotzt haben, da er von den Nebeln, die in jenen Gegenden ſo gewöhnlich ſind und von der Nähe der engliſchen Küſte begünſtiget wurde.

Das war die politiſche und commerzielle Lage Hollands zur Zeit als der Friede in Tilſit unterzeichnet wurde. Der

Kaiſer theilte ſeinem Bruder ſofort die Verpflichtungen mit, die er gegen den Kaiſer Alexander übernommen hatte. Er machte ihm bemerklich, daß nun der Augenblick gekommen ſei, die entſcheidenden Schläge zu führen und forderte ihn in den dringendſten Worten auf, redlich, energiſch, als aufgeklärter Fürſt und guter Bruder zu dem Siege der Sache des Feſtlandes und aller untergeordneten Marinen mit zu wirken. Auch diesmal verſprach der König den Wünſchen des Kaiſers nachzukommen. Er ergriff neue Maßregeln, um jeden Verkehr zwiſchen ſeinen und den engliſchen Häfen zu verhindern. Er unterſagte ſeinen Unterthanen ausdrücklich, anders als in Begleitung von Schiffen der königlichen Marine Küſtenfahrt zu betreiben. Wenn man nur nach dem äußern Scheine urtheilte, war die vollkommenſte Einigkeit zwiſchen den beiden Brüdern wieder hergeſtellt; aber im Grunde war es nicht der Fall.

Der Kaiſer Napoleon hatte durch den Vertrag von Tilſit das Fürſtenthum Oſtfriesland, das Land Jever und die Herrſchaften Varel und Kniphauſen an Holland abgetreten, aber er wollte damit kein Geſchenk machen. Er verlangte, daß es ihm dafür den Hafen Vließingen und deſſen Gebiet abtrete. Vließingen beherrſcht die Mündung der Schelde; es war für die Sicherheit Antwerpens durchaus nöthig, gleichſam ein vorgeſchobener Poſten gegen England. Es wurde am 11. November 1807 ein Vertrag unterzeichnet, den der König Ludwig ſich mehr gefallen ließ als annahm und derſelbe ſprach die Vereinigung dieſes Platzes mit Frankreich aus. Der Verluſt Vließingens war äußerſt empfindlich für die Holländer und die geſetzgebende Körperſchaft ſprach denn auch die Unzufriedenheit der Nation aus. Der König ſelbſt begann die Hoffnung aufzugeben, daß er ſeine Pflichten gegen ſein Volk mit den Ver-

pflichtungen gegen den Kaiſer werde vereinigen können. Die Maßregel in Bezug auf Vließingen erſchien ihm als der erſte Schritt auf einem Wege der Beraubung, welcher vielleicht zur Vereinigung von ganz Holland mit dem franzöſiſchen Reiche führe. Er fühlte tiefen Kummer darüber und ſtatt einen muthigen Entſchluß zu faſſen und die Neigungen ſeines Volkes energiſch zu bekämpfen, wenn es auch nur geſchehen wäre, um ihm die Nationalität zu erhalten, verfiel er auf Jammern und Klagen. Er beſchuldigte ſeinen Bruder, ihm eine unerträgliche Lage zu bereiten und von dieſem Augenblicke an hielt er ſich für einen verfolgten Fürſten, wie er ſich anſchickte, die Rolle eines Märtyrers zu ſpielen.

Italien bildete die Grundlage unſerer mittelländiſchen und föderativen Macht. Mit Ausnahme von Sicilien, das von den Engländern beſetzt war und von dem päpſtlichen Stuhle, deſſen Fehler und Schwanken wir erzählen werden, war es ganz unſerer Herrſchaft unterworfen. Wir hatten ihm unſere politiſchen Geſetze, unſere Geſetzbücher und unſere Verwaltungseinrichtung gegeben. Seine Soldaten zu Waſſer und zu Lande kämpften in unſern Reihen; unſer Ruhm war der ſeinige, unſere Siege bildeten ſeine Größe. Es war uns endlich gelungen, Italien ſo innig mit uns zu verſchmelzen, daß es gewiſſermaßen ein franzöſiſches Land geworden. Wie es alſo ſchien, hätte Italien längſt ſchon den Intriguen und Waaren Englands nicht mehr zugänglich ſein ſollen. Gleichwohl war es nicht ſo. Da, wo ſich unſere Macht unmittelbar furchtbar machte, an der Küſte Genua's und an der ganzen Küſtenfläche des Königreichs Italien wurden unſere Prohibitivmaßregeln in ihrer ganzen Strenge in Anwendung gebracht, an allen andern Orten aber umging man ſie. So waren die Nähe Siciliens und

die geheimen Verbindungen, welche der alte Hof, der ſich auf dieſe Inſel geflüchtet hatte, noch immer mit Calabrien unterhielt, unüberſteigliche Hinderniſſe bei einer wirkſamen Unterdrückung des engliſchen Schleichhandels an den Küſten Neapels. Napoleon hoffte, es werde mit der Zeit und durch große Thätigkeit ſeinem Bruder Joſeph gelingen, die Ausführung der kaiſerlichen Decrete in der ganzen Ausdehnung ſeines Reiches zu ſichern. Aber mit den rohen Bewohnern Calabriens konnten die Engländer keinen bedeutenden und einträglichen Handel zu treiben hoffen, ihre Speculationen hatten ſich auf einen mehr in der Mitte gelegenen und civiliſirten Punkt Italiens, auf die Küſten Toscana's gerichtet. Aus Livorno hatten ſie eines ihrer reichſten Comptoire gemacht. Ungeheure Maſſen von Colonialwaaren und Fabrikaten aus Mancheſter und Birmingham ſtrömten unter der amerikaniſchen Flagge in dieſen Hafen. Von da aus wurden ſie über die ganze Halbinſel verbreitet und nährten die Märkte Roms, Neapels und der Lombardei. Das, was nicht auf der Halbinſel ſelbſt verbraucht wurde, ging über die Berge, gelangte nach Deutſchland und kam bis nach Leipzig.

Der letzte Souverain von Etrurien, derſelbe, welchen Napoleon 1801 zum Könige gemacht hatte, war geſtorben und hatte einen noch minderjährigen Sohn hinterlaſſen. Die Königin Mutter hatte unter dem Titel einer Regentin die Regierung des Staates übernommen. Sie war eine unwiſſende Frau voll Vorurtheile und kleinlicher Leidenſchaften, von beſchränktem Verſtande und ſchwachem Willen. Statt auf dem Wege der väterlichen Regierung des Großherzogs Leopold fortzugehen, hatte ſie die Unordnung und die Bigotterie des ſpaniſchen Hofes in die Verwaltung ſich einſchleichen laſſen. Es giebt Verirrungen, welche der

ganze Scharfſinn des Geſchichtſchreibers kaum zu begreifen und zu erklären vermag. Die der Königin von Etrurien gehören dahin. Die gewöhnlichſte Klugheit empfahl ihr die äußerſte Umſicht und eine ſorgfältige, unabläſſige Aufmerkſamkeit, um kein Mißtrauen in dem Kaiſer zu erregen. Sie war von allen Seiten von der Macht dieſes Fürſten eingeſchloſſen; ſie wußte, daß ſie aus einer Familie ſtammte, die ſein Haß verfolgte und daß er ſie von dem Throne herabſtürzen würde, auf den er ſie erhoben, ſobald als ſie ihm Veranlaſſung gebe, an ihrer Treue zu zweifeln. Dennoch verſtand ſie es nicht, ſich nur durch den gewöhnlichen Selbſterhaltungstrieb leiten zu laſſen; ſie umgab ſich nur mit fanatiſchen Prieſtern und ſchenkte ihr ganzes Vertrauen ihrem Beichtiger, dem eifrigen Biſchof von Fieſole und einem franzöſiſchen Emigrirten. Sie erholte ſich Raths in Rom, das, wie ſie wußte, uns feindlich geſinnt war und knüpfte durch Vermittelung des Nuntius Morrozzo ein geheimes Verſtändniß mit dem heiligen Collegium und der Königin Caroline an. Sie lieh ihr Ohr den hinterliſtigen Einflüſterungen Englands und unter dem Vorwande, daß ſie ohne Ungerechtigkeit amerikaniſcher Schiffe ſich nicht bemächtigen könnte, welche mit Certificaten unſerer Conſuln verſehen wären, öffnete ſie ihre Häfen den engliſchen Waaren. Endlich, als während des polniſchen Krieges ſich die Nachricht verbreitete, der Kaiſer und ſeine Armee wären bei Eylau geſchlagen worden, empfand ſie eine unbeſchreibliche Freude und war unklug genug, ſie zu äußern. „Die „Königin iſt in Livorno,“ ſchrieb der franzöſiſche Geſandte, Herr von Aubuſſon la Feuillade, unter dem 8. Juni 1807 aus Florenz an den Fürſten Talleyrand; „man bemerkt, „daß ihr Aufenthalt daſelbſt genau in den Augenblick „fiel, als die Intriguen der Coalition am lebhafteſten be-

„trieben wurden.“ Am 7. September ſchrieb derſelbe Geſandte: „Anfangs hatte ich an die Aufrichtigkeit der „Freundſchaftsäußerungen der Königin gegen den Kaiſer „geglaubt; jetzt ſehe ich nichts mehr davon. Dieſe Regie„rung iſt eine Zuſammenſetzung von Unfähigkeit, Falſchheit „und Schwäche. Toscana iſt unbeſtreitbar einer der thä„tigſten Heerde der Intriguen unſerer Feinde.“

Durch alle dieſe Fehler hatte ſich die Königin die Zuneigung ihres Volkes entfremdet und in dem Geiſte des Kaiſers unrettbar geſtürzt. Ihr Sturz wurde beſchloſſen. Napoleon deutete die Wegnahme Toscana's durch die militäriſche Beſetzung des Gebietes an. Der General Miollis erhielt den Befehl mit 6000 Mann raſch gegen Florenz, von da gegen Livorno zu rücken und in dieſer Stadt alle etwa da befindlichen engliſchen Waaren wegzunehmen*).

Am 30. Auguſt 1807 meldete Aubuſſon la Feuillade der Königin das Einrücken des Generals Miollis in ihre Staaten und die Beſtimmung des Armeecorps. Da ſie fühlte, worin ſie gefehlt hatte, ahnte ſie ſogleich ihr und ihres Sohnes Schickſal und verſank in wahre Verzweiflung. Nachdem ſie mehrere Tage in Thränen verbracht hatte, wollte ſie den Verſuch machen, ob ſie den Einſturz ihres Thrones nicht abwenden könnte, wenn ſie ſich direct an den Kaiſer wendete; ſie ſchrieb ihm deshalb einen ſehr rührenden Brief. Sie ließ dabei nicht merken, daß ſie die Pläne des Kaiſers errathen habe und ſtellte ſich nur über die ungeheure Laſt erſchrocken, welche die Anweſenheit von

*) Depeſche des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten an Herrn Aubuſſon la Feuillade vom 18. Auguſt 1807.

6000 Franzoſen in Livorno veranlaſſen würde und beſchwor ihn in den dringendſten Ausdrücken, ihr dieſe Laſt zu erſparen. Die Reue kam zu ſpät. Bald wurde das verderbliche Decret unterzeichnet, welches den Sturz ihres Hauſes ausſprach. Herr von Aubuſſon la Feuillade begab ſich am 24. October in den Palaſt Pitti und machte die unglückliche Königin mit dem Vertrage bekannt, der drei Tage ſpäter in Fontainebleau unterzeichnet wurde und in welchem beſtimmt war, daß der König von Etrurien Toscana an Frankreich abtreten und dafür als Entſchädigung die nördlichen Provinzen von Portugal erhalten ſolle. Dieſe Mittheilung brachte den ſchrecklichen Eindruck, den man hatte fürchten können, auf die Königin nicht hervor. Sie war ſeit ſechs Wochen darauf vorbereitet. Sie nahm ihr Schickſal mit ſtummem Schmerze hin und kündigte es ihren Frauen, ihren Hofleuten und ihrer ganzen Umgebung an. Mehrere Tage lang hörte man in dem Palaſte Pitti nur Thränen und Wehklagen. Endlich verließ ſie das lachende und ſchöne Toscana, wo ſie ſo leicht ein glückliches Leben hätte führen können. Sie reiſete mit ihrem Sohne ab, ohne ſelbſt den Troſt zu haben, in den Herzen ihrer ehemaligen Unterthanen ein Bedauern zurückzulaſſen. Sie begab ſich in der Hoffnung nach Mailand, da den Kaiſer zu treffen und ihn vielleicht über das Schickſal ihres Sohnes zu rühren. Auch hatte ſie wirklich mit Napoleon eine für beide peinliche Unterredung, denn ſie konnte keine Veränderung in der Lage des jungen Königs erwirken. Von Mailand wendete ſich die Königin nach Madrid, wo ſie genau zu der Zeit ankam, um Zeuge des Sturzes und der Schande ihrer Familie zu ſein.

Eine proviſoriſche Verwaltung trat für einige Monate an die Stelle der Verwaltung der Königin von Etrurien,

als Anbahnung einer definitiven Einverleibung. Ein Senatsbeſchluß vom 30. Mai 1808 erklärte Toscana für vereiniget mit dem Kaiſerreiche. Es bildete die drei Departements des Arno, des mittelländiſchen Meeres und des Ombrone.

# Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Geſinnungen Pius VII. gegen den Kaiſer nach der Ceremonie der Salbung. — Rückkehr des Papſtes nach Rom. — Kirchliche Erörterungen. — Schreiben des Kaiſers an den Papſt aus Boulogne vom 19. Auguſt 1805. — Weigerung des heiligen Vaters, die Ehe des Hieronymus Bonaparte zu trennen. — Feindſelige Stimmungen und Intriguen des heiligen Collegiums gegen Frankreich während des öſterreichiſchen Feldzuges (1805). — Unzufriedenheit Napoleons. — Er läßt Ancona beſetzen. — Klage des Papſtes. — Sein Schreiben an den Kaiſer vom 13. November 1805. — Antwort des Kaiſers aus München vom 13. Januar 1806. — Reflectionen über die ſchwierige Lage Frankreichs dem heiligen Stuhle gegenüber und über das Verhalten, welches Frankreich hätte annehmen ſollen. — Heftiges Schreiben des Kaiſers an den Papſt vom 13. Februar 1806. — Schmerz des heiligen Vaters. — Widerſtand des heiligen Collegiums gegen den Willen des Kaiſers. — Heftiges Verfahren des Kaiſers. — Repreſſalien des römiſchen Hofes. — Aeußerſte Entſchließungen des Papſtes Pius VII. und des heiligen Collegiums. — Zurückberufung des Cardinal Feſch. — Alquier zum franzöſiſchen Geſandten in Rom ernannt. — Inſtructionen für ihn. — Energiſche Anrede des heiligen Vaters an Alquier. — Verſöhnliche Vorſchläge an den römiſchen Hof durch den Nuntius Arezzo. — Neue Weigerung des heiligen Vaters. — Schreiben des Kaiſers aus Dresden vom 22. Juli 1807 an den Vicekönig von Italien und Mittheilung deſſelben durch Alquier an den Papſt. — Schmerzlicher

Eindruck dieſes Schreibens auf den Papſt. — Beſtimmte Weigerung desſelben, einem Bundesvertrage Italiens beizutreten. — Schwierigkeiten bei der Wahl eines neuen Bevollmächtigten des heiligen Stuhles in Frankreich. — Ernennung des Cardinals von Bayanne. — Ultimatum, das durch Champagny dem Cardinal-Legaten Caprara am 21. September 1807 vorgelegt wird. — Neue Inſtructionen an Alquier. — Hinterliſtige Mittheilung des Vicekönigs an den Herrn von Bayanne. — Erklärung Alquiers an die Regierung des heiligen Stuhles. — Der Papſt nimmt endlich die Bedingungen des Kaiſers an. — Militäriſche Beſetzung der drei Provinzen Urbino, Ancona und Macerata durch den General Lemarrois. — Verzweiflung des heiligen Stuhles. — Ankunft Bayannes in Paris. — Ausſöhnungsvertrag, unterzeichnet von den Cardinälen Bayanne und Caprara. — Zorn des Papſtes. — Er desavouirt die beiden Cardinäle. — Militäriſche Beſetzung Roms durch den General Miollis. — Schmerz und Muth des heiligen Vaters. — Zurückberufung Alquiers. — Eduard Lefebvre behält die Leitung der Geſandtſchaft. — Befehle an alle Cardinäle, in ihre reſp. Länder zurückzukehren. — Verſuch einer friedlichen Eröffnung durch Lefebvre. — Er wird durch ſeinen Hof desavouirt. — Bruch zwiſchen Frankreich und dem heiligen Stuhle. — Letzte Unterredung Lefebvres mit dem Papſt. — Unbeugſame Weigerung des heiligen Vaters. — Abreiſe Lefebvres von Rom.

Der heilige Stuhl iſt eine der Regierungen Europa's geweſen, welche den Einfluß der in Tilſit abgeſchloſſenen Verträge am empfindlichſten gefühlt haben. Seine Geſchicke wurden durch denſelben gänzlich zerrüttet. Wir haben zuerſt die Lage genau auseinander zu ſetzen, in welcher ſich die Höfe von Paris und Rom in dieſer Zeit gegen einander befanden, in welcher jene Verträge unterzeichnet wurden.

Die Reiſe des Papſtes nach Frankreich hatte keine der glücklichen Folgen gehabt, welche die Höfe von Paris und Rom davon erwarteten. Der geheime Beweggrund, welcher Pius VII. beſtimmt hatte, den Kaiſer ſelbſt zu ſalben,

war, wie erwähnt, die Hoffnung, daß dieſer Fürſt, durch eine ſo große Handlung der Herablaſſung gerührt, den Vertrag von Tolentino aufheben und ihm die drei Legationen zurückgeben würde. Dies, was ihm ſo ſehr am Herzen lag, hatte er nicht erreichen können; eben ſo wenig war es ihm gelungen, einen der organiſchen Artikel umzuändern, welche ſo ſehr den abſoluten Lehren des heiligen Stuhles widerſprachen; er hatte demnach ſeine päpſtliche Würde gefährdet, wider die Bedenklichkeiten eines großen Theiles des heiligen Collegiums verſtoßen, durch ſein Gebet eine Macht für rechtmäßig erklärt, die aus einer Revolution hervorgegangen war, welche Ludwig XVI. geopfert hatte und alles das ohne Gewinn ſowohl für ſeine weltliche Macht, als für ſeine päpſtliche Obergewalt. Noch war dies nicht Alles.

Einige Zeit nach der Ceremonie der Salbung war der Kaiſer von mehrern großen Würdenträgern ſeines Hofes lebhaft angegangen worden, den Papſt in Frankreich zu behalten, den Sitz der päpſtlichen Gewalt dahin zu verlegen und demzufolge den Kirchenſtaat einzuziehen und mit dem Königreiche Italien zu vereinigen. Man ſetzt hinzu, einer ſeiner hohen Beamten habe eines Tages den Papſt über die Möglichkeit einer ſolchen Veränderung in der Exiſtenz ſeiner Regierung auszuhorchen gewagt.

Zu oft haben wir bereits geſehen und werden noch ſehen, daß der Kaiſer ſeinem Haſſe ganz nachgab und gegen treuloſe Verbündete die Liſt und Doppelzüngigkeit wendete, deren ſie ſich bedient hatten, um ihn zu verderben. Aber man tritt dem Andenken dieſes großen Mannes zu nahe, wenn man nur den einfachen Verdacht über ihm ſchweben läßt, als ſei er verſucht geweſen, die Anweſenheit des Papſtes in Frankreich zu mißbrauchen, um ihn da zurückzuhal-

ten und ihn ſeiner weltlichen Krone zu berauben. Dies war ebenſo wenig der Fall mit den Perſonen, die ſeinen Hof bildeten. Einige, und zwar einige der ausgezeichnetſten*), welche durch ihren ärgerlichen Lebenswandel die perſönlichen Feinde der Kirche geworden, waren durch einen gewiſſen geheimen Haß getrieben, den Sturz einer Macht zu wünſchen, die ſie verrathen und beleidiget hatten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ohren des heiligen Vaters Worte vernehmen mußten, die vor ihm nicht hätten ausgeſprochen werden ſollen. Das übrige that die Furcht. In den Herzen der Prälaten, die ihn nach Frankreich begleitet hatten, lag viel Mißtrauen und bisweilen auch ſeltſame Beſorgniß. Da ſie an die Freiheit unſerer Sprache und unſeres Handelns nicht gewöhnt waren, ſo deuteten ſie ein unpaſſendes oder unſchickliches Wort als Anzeichen einer ſchlechten Abſicht. Sie ſahen überall Gefahr und Aergerniß.

Pius VII. hatte die Abſicht zu erkennen gegeben, nach Rom zurückzukehren und die Zeit angezeigt, wann er aufzubrechen wünſche. Leider aber iſt es nur zu gewiß, daß der heilige Vater zu der Zeit, welche er beſtimmt hatte, nicht abreiſen konnte, entweder in Folge materieller Hinderniſſe wegen der Reiſe, welche der Kaiſer um dieſelbe Zeit nach der Lombardei machte, oder aus einem andern nicht aufgeklärten Grunde. Dieſe Verzögerungen deuteten zum wenigſtens von Seiten der franzöſiſchen Regierung eine ungaſtfreundliche Vernachläſſigung an und Pius VII. wurde dadurch empfindlich gekränkt. Auch verfehlte man in ſeiner Umgebung nicht, ihr eine nachtheilige Auslegung zu geben und er ſelbſt ſcheint endlich Beſorgniß gehegt zu haben.

*) Die Herren Fouché und von Talleyrand.

„Wenn man die Abſicht hat, mich hier zurückzuhalten,“ ſagte er, „ſo habe ich in Rom meine Vorſichtsmaßregeln „für einen ſolchen Fall getroffen. Ich lege dann meine „päpſtliche Würde nieder und die franzöſiſche Regierung „wird nur einen armen Mönch mit Namen Barnabas „Chiaramonti in den Händen haben*).“

In Rom waren die Gemüther noch weit mehr beunruhiget. Die Nachrichten aus Paris, welche die Entfernung und die Furcht vergrößerte, erreichten eine entſetzliche Ausdehnung. Da man den heiligen Vater nicht ankommen ſah, ſo zitterte man für die Sicherheit ſeiner Perſon; man zeigte einander geheimnißvoll Briefe aus Frankreich und zog daraus die ſchlimmſten Folgerungen; man fürchtete, das Kirchenoberhaupt nicht wiederzuſehen. Endlich indeß wurde man aus der Beſorgniß geriſſen, denn man erfuhr, daß er die Erlaubniß zur Abreiſe erhalten habe und auf dem Wege nach ſeiner Hauptſtadt ſei. Er langte wirklich mit ſeinem ganzen Gefolge am 16. Mai 1806 an. Bei dem Anblicke des Greiſes gab die geſammte Bevölkerung Beweiſe der Rührung. Die Leute knieten nieder, um ſeinen Segen zu empfangen und feierten ſeine Anweſenheit mehr noch durch Gebete als durch Freudenrufe.

Der Papſt nahm nach ſeiner Wiederankunft in Rom eine würdevolle Haltung an. Er äußerte keine Klage und ſchien mit der Reiſe und dem Kaiſer ganz zufrieden zu ſein. „Ich habe mich zu der Reiſe nicht durch weltliche „Rückſichten beſtimmen laſſen,“ ſagte er. „Ich hatte den „guten Glauben zu Frankreich, da die Religion zu ſuchen „und ich habe ſie da gefunden.“ Er ſprach gern davon,

*) Depeſche des Herrn Artaud, franzöſiſchen Geſchäftsträgers in Rom. (II. Floreal des Jahres XIII.)

daß der Kaiſer mehrmals zu ihm geſagt habe, er werde von allen Seiten bedrängt, der weltlichen Herrſchaft des heiligen Stuhles ein Ende zu machen, aber er werde dieſe Herrſchaft aufrecht erhalten, ſo lange es in ſeiner Macht ſtehe. Unter dieſem Anſcheine von Zufriedenheit verbarg er indeß einen geheimen Schmerz; er fühlte ſich verlegen und beſchämt, den Cardinälen, welche die Reiſe gemißbilliget hatten, wieder gegenüber zu ſtehen, ohne ihnen das mitzubringen, was ihn in ihren Augen würde haben entſchuldigen können, die Rückgabe nämlich Bologna's, Ravenna's und Ferrara's, oder wenigſtens die Zurücknahme der organiſchen Geſetze. Sein Herz war betrübt. Obgleich der Kaiſer ihm nichts verſprochen hatte, ſo beſchuldigte er ihn doch faſt, er habe ihn in eine Schlinge gelockt. Er hatte den Prälaten, die ihn nach Frankreich begleitet, ausdrücklich empfohlen, über die Reiſe ſich nur mit der äußerſten Vorſicht auszuſprechen; ſie ſchwiegen alſo, aber was ihr Mund nicht ausſprach, ſagte ihr Geſicht, in welchem ſich die Unzufriedenheit ausdrückte und Alles an ihnen, ſelbſt ihr Schweigen, klagte den Kaiſer und deſſen Hof an.

Während ſeines Aufenthaltes in Mailand hatte ſich der Kaiſer damit beſchäftiget, die Geiſtlichkeit Oberitaliens neu zu organiſiren und alle ſeine Maßregeln waren eben ſo viele Wohlthaten geweſen. Er hatte alle Seminarien geplündert, die beſten Biſchofsſitze in tiefer Armuth und die Kirchengüter wie die Einkünfte der Kapitel ungenügend gefunden. Allen dieſen Uebelſtänden hatte er abgeholfen und überdies die Klöſter wieder eingerichtet. Aber er hatte die Einkünfte, mit denen er dieſe Anſtalten ausgeſtattet, in Renten auf das große Buch oder in beſtimmten Staatsbeſoldungen angewieſen. Der römiſche Hof nun, der ſeinen Entſchluß in Bezug auf die franzöſiſche Kirche gefaßt, hatte

ſeine ganze Aufmerkſamkeit der italieniſchen Kirche wieder zugewendet und ſein ganzes Streben ging dahin, ſie in ihrem ſonſtigen Glanze wieder herzuſtellen. Er verlangte deshalb, daß die kirchlichen Anſtalten in der Lombardei nicht auf Staatsrenten, ſondern wie ſonſt auf liegende Güter angewieſen würden. Der Kaiſer hatte, um die Intereſſen der Kirche mit der aufgeklärten Zeit in Einklang zu bringen, die Zahl der Klöſter verringert und mehrere von denen, die verſchiedenen Orden angehörten, verſchmolzen. Auch hatte er eine neue Eintheilung der Pfarrbezirke vornehmen zu müſſen geglaubt. Alle dieſe Anordnungen an ſich waren vortrefflich, aber nach der Regel hätte Napoleon, bevor er ſie traf, mit dem päpſtlichen Stuhle ſich darüber verſtändigen ſollen. Das hatte er aber nicht gewollt, weil er gefürchtet, in den Forderungen und abſoluten Lehren des päpſtlichen Hofes auf endloſen Widerſtand zu ſtoßen. Er hatte eine Klippe nicht vermeiden können, ohne an eine andere zu ſtoßen. Rom fühlte ſich durch die Geringachtung verletzt, mit welcher der Kaiſer ſeine Rechte in Fragen behandelt hatte, die allein, wie es ſagte, von ſeiner geiſtlichen Obergewalt abhingen. Die Wunde war tief, die Gereiztheit groß.

Der Papſt ſprach ſeinen Schmerz darüber in einem vertraulichen Schreiben aus, das er am 31. Juli 1805 eigenhändig an den Kaiſer ſchrieb. Der Kaiſer antwortete ihm am 19. Auguſt aus dem Lager zu Boulogne: „ich „habe Ew. Heiligkeit oftmals geſagt, der römiſche Hof iſt „zu langſam und befolgt eine Politik, die in andern Zei„ten gut geweſen ſein mag, für das Jahrhundert aber nicht „paßt, in welchem wir leben. Die meiſten Klöſter waren „desorganiſirt und alle bedrohete die Aufhebung; ich habe „ſie wiederhergeſtellt. Ich gab dem philoſophiſchen Geiſte

„der Zeit Unrecht und billigte das Prinzip der Nützlichkeit „dieſer kirchlichen Anſtalten. Ich verdiene nur den Vor- „wurf, Alles dies ohne Mitwirkung des heiligen Stuhles „gethan zu haben, weil ich in Mailand keinen Bevollmäch- „tigten fand und aus Erfahrung wußte, daß der heilige „Stuhl drei bis vier Jahre brauchen würde, um die An- „gelegenheiten Italiens zu beendigen und daß ſie immer „ſchlimmer ſich geſtalten mußten, wenn ich nicht ſchnell „eingriff. Ich glaubte, Ew. Heiligkeit würde des Beweg- „grundes wegen darüber hinwegſehen und fühle mich des- „halb unangenehm berührt, daß Ew. Heiligkeit mit mir „unzufrieden iſt, nachdem ich Alles zur Befriedigung der „Geiſtlichkeit gethan habe. Wenn Ew. Heiligkeit gut un- „terrichtet iſt, wird ſie auch wiſſen, daß man in Italien „meinte, ich hätte für die Geiſtlichkeit zu viel gethan."

Der Kaiſer äußerte einen ſo aufrichtigen Wunſch, die materielle und geiſtige Lage der Geiſtlichkeit von Oberita- lien zu verbeſſern, daß der Papſt ſich wohl damit befrie- diget zeigen mußte. Er ſprach ſich alſo in einem zweiten Briefe, den er am 6. September an den Kaiſer ſchrieb, in liebevollen Worten aus, aber im Grunde ſeines Herzens lag doch Bitterkeit.

Der jüngſte Bruder des Kaiſers, Hieronymus, hatte ſich in Amerika mit einer Demoiſelle Patterſon verheirathet. Napoleon, der ſeinem Bruder ein hohes Geſchick zugedacht hatte, mißbilligte dieſe Heirath und verlangte von dem Papſte als ein Zeichen perſönlicher Freundſchaft, daß er eine Verbindung löſe, die ein katholiſcher junger Mann mit einem proteſtantiſchen Mädchen leichtſinnig geſchloſſen habe, aber der Papſt zeigte ſich keineswegs geneigt, in den Wunſch des Kaiſers zu willigen. Nachdem er die Sache lange geprüft hatte, erklärte er, ſeine geiſtliche Macht ge-

ſtatte es ihm nicht, die Nichtigkeit einer Ehe auszuſprechen, die, obwohl zwiſchen einem Katholiken und einer Proteſtantin geſchloſſen, alle Bedingungen einer rechtmäßigen und unauflöslichen Verbindung habe.

Dieſe Weigerung war dem Kaiſer ſehr verdrießlich. Er beſtand zwar nicht weiter darauf, forderte aber, ohne ſich weiter um das von dem päpſtlichen Hofe angeregte Hinderniß zu kümmern, daß die Civilehe gelöſet werde. — Dieſe gegenſeitigen Beſchwerden der beiden Regierungen gegen einander gingen dem großen Zwiſte voraus, welcher ſie zu Ende deſſelben Jahres 1805 völlig veruneinigte.

Die dritte Coalition hatte beſonders den Zweck gehabt, uns aus Italien zu vertreiben und alle ihre Mittel aufgeboten, Gold mit vollen Händen ausgeſtreut und tauſend Intriguen angeknüpft, um die Regierungen und die Völker der Halbinſel gegen uns aufzureizen. Rom war nicht minder wie Neapel und Florenz aufgefordert worden, ſich gegen uns zu erklären. Im Grunde war die Sache des heiligen Stuhles die der gegen Frankreich verbündeten Kronen. Wenn Napoleon auch die Altäre und den Thron wieder aufrichtete, er blieb nichtsdeſtoweniger die Perſonification der Revolution, wenn auch nicht der blutigen und ausſchweifenden, ſo doch der geordneten und organiſirten Revolution. Es fand zwiſchen dem Geiſte der Revolution und dem alten ultramontanen Geiſte jener gewaltige Unterſchied ſtatt, wie zwiſchen dem freien Gedanken und jenem, der in den Grenzen des katholiſchen Dogmas gehalten wird, wie zwiſchen dem Fortſchritte und dem Stillſtande. Bei dem heiligen Stuhle iſt es nicht wie bei den andern Regierungen; ſeine theokratiſche Einrichtung geſtattet ihm nicht, durch Umwandlung ſich zu verjüngen. Da ſein moraliſcher Machtglanz in der Unfehlbarkeit ſeiner Dogmen

liegt, ſo iſt es ihm gewiſſermaßen verſagt, mit den Intereſſen und Gewalten dieſer Welt zu verhandeln. Er gehörte ſchon dem Weſen ſeines ausſchließenden Geiſtes nach zu der großen Partei, welche ſeit funfzehn Jahren mit ſo vielen Anſtrengungen gegen den Strom der neuen Ideen kämpfte. In Rom fürchtete man noch mehr als in Wien und St. Petersburg die Entwickelung jener kühnen Nation, welche ihre wunderbare Macht nur unter der Bedingung befeſtigen konnte, daß ſie überall um ſich ihre Grundſätze, ihre Einrichtungen und Geſetze verbreitete. Es begann ein neuer Krieg; wenn die Coalition ſiegte, mußte Italien wieder unter die Herrſchaft Oeſterreichs fallen. Das wünſchte denn auch Rom ſehr eifrig, denn es konnte dann wenigſtens die Sicherheit haben, ruhig im Schatten der deutſchen Macht zu leben; es konnte ſogar hoffen, wieder in den Beſitz von Bologna, Ferrara und Ravenna zu gelangen. Weiter ging ſein weltlicher Ehrgeiz nicht. Wenn dagegen Frankreich durch ſein Schwerdt der höchſte Richter Italiens wurde, ſuchte es gewiß ſeinen Ruhm darin, die altitalieniſche Einheit wieder herzuſtellen und hauchte ihm den neuen Geiſt ein, von dem es ſelbſt erfüllt war. Was ſollte aus Rom und ſeiner Prieſterherrſchaft inmitten einer Revolution werden, welche alle Geſchicke der Halbinſel erneuerte? Die päpſtliche Regierung, in vielfacher Hinſicht ein Nebenwerk in der neuen Organiſation Italiens geworden, mußte endlich früher oder ſpäter fallen und verſchwinden. Rom konnte alſo in dem beginnenden Kriege nicht neutral bleiben, wenigſtens nicht in ſeinen Gedanken und Geſinnungen. Es war zu klug, um ſeine Vorliebe laut zu erkennen zu geben, aber ſeine innigſte Theilnahme, ſein inbrünſtigſtes Gebet galt unſern Feinden. Die meiſten Mitglieder des heiligen Collegiums ſtanden in ununterbrochener Verbin-

dung mit den Agenten der Coalition, correſpondirten durch Vermittelung der neapolitaniſchen Cardinäle mit der Königin Caroline, theilten allen Beamten der päpſtlichen Regierung ihren Haß gegen Frankreich mit und bereiteten überall durch Vermittelung der Mönche und Pfarrer den Aufſtand der Maſſen vor.

Der Papſt perſönlich war dieſen Intriguen fremd geblieben. Zwar war er mit dem Verfahren des Kaiſers gegen ihn nichts weniger als zufrieden, aber er nahm auch noch keineswegs, ſelbſt indirect, an Combinationen Theil, welche aus Haß gegen dieſen Fürſten und die Macht desſelben gemacht wurden. Er war mild und theilnehmend bis zur Zärtlichkeit und hatte ebenfalls den Einfluß erfahren, den Napoleon auf alle Perſonen ausübte, die er an ſich feſſeln wollte und nicht weniger nach der Neigung ſeines Herzens als nach der ſtrengen Forderung ſeines Gewiſſens wünſchte er in dem Kriege, der beginnen ſollte, ſtrenge Neutralität zu behaupten. Der Cardinal Staatsſecretär Conſalvi, der ein weit ſchmiegſameres Gewiſſen und unendlich größere Gewandtheit in der Behandlung der Geſchäfte und Menſchen beſaß, theilte die Anſicht des heiligen Vaters über das bei der europäiſchen Kriſis zu befolgende Syſtem; in Rom iſt aber die perſönliche Einwirkung des Souverains auf die Leitung der großen Angelegenheiten eine ſehr beſchränkte und das heilige Collegium beſtimmt, mit ſeltenen Ausnahmen, Alles. Aus Unkenntniß alſo deſſen, was geſchah, oder aus Ohnmacht verhinderte Pius VII. nichts.

Kaum hatten die erſten Feindſeligkeiten an der Donau und Etſch begonnen, als ſich in dem ganzen Kirchenſtaate eine außerordentliche Aufregung kundgab. Ehemalige Inſurgentenführer, die ſich ſonſt durch ihre Kühnheit und

Grauſamkeit bekannt gemacht hatten, Vanni, Navarro und der ehemalige Mönch Benignotti erſchienen in dem Gebirge und an den Grenzen des Königreichs Neapel von Neuem. Sie durchzogen die Dörfer, riefen die Landleute zu den Waffen, erhoben Steuern und nahmen alle ſchlechten Subjecte, die ſie fanden, unter ihre Schaaren auf. Sogar in Rom, vor den Augen unſeres Geſandten, waren unſere Feinde thätig. Es hatten ſich daſelbſt zwei Clubs gebildet, welche offen mit den Emiſſären der Coalition in ganz Italien correſpondirten; ſie hatten eine Claſſification der Einwohner entworfen und eine Proſcriptionsliſte aller Anhänger Frankreichs aufgeſtellt. „Man ſucht alle Gelegen„heiten auf, den allgemeinen Haß gegen die Franzoſen zu „ſchüren," ſchrieb der Cardinal Feſch am 28. Fructidor des Jahres XIII. an den Herrn von Talleyrand. „Man „müßte Bücher ſchreiben, wenn man Ew. Excellenz eine „unendliche Menge kleiner Details angeben wollte, welche „für ſich allein wenig zu bedeuten haben, aber für eben ſo „viele Verzweigungen eines großen Planes angeſehen wer„den können, welcher die Abſicht hat, alle Völker Italiens „gegen uns zum Aufſtande zu bringen."

In einer Nacht bekamen zwei unglückliche Melonenhändler auf dem Marius-Platze Streit mit Leuten aus dem Volke und fielen unter Dolchſtichen. Die Mörder wurden verhaftet; ſie trugen die franzöſiſche Cocarde. Dieſes Privatverbrechen beuteten unſere Feinde zum Vortheile ihrer politiſchen Leidenſchaften aus. Sie verbreiteten überall, daß die Mörder Franzoſen wären, daß das Leben der Römer nicht mehr ſicher wäre und es gelang ihnen nur zu gut, die Stimmung des Pöbels gegen uns aufzureizen. Der Cardinal Feſch that endlich einen auffallenden Schritt. Er ſchrieb an den Cardinal Conſalvi, um ſich zu beſchwe-

ren, daß die päpſtliche Polizei ſich ſo wenig Mühe gebe, die wahren Schuldigen zu ermitteln, im Gegentheil unſern Feinden Schutz zu gewähren ſcheine. Sein Brief verrieth die ſchreckliche Lage, in welcher ſich Italien befand. Er war hart und ſtolz. Der Cardinal Conſalvi hielt ſich dadurch beleidiget und beklagte ſich bitter in einem vertraulichen Schreiben an Herrn von Talleyrand.

Ancona, das an den Communicationslinien des Corps Gouvion Saint-Cyrs lag, hatte in dieſem Augenblicke eine außerordentliche Wichtigkeit. Nur einige Stunden trennten es von Corfu und von Corfu ſollten die Ruſſen kommen, welche die Beſtimmung hatten, in Verein mit den Engländern einen Handſtreich gegen Unteritalien zu verſuchen. Ancona war faſt ganz entwaffnet und hatte zu ſeiner Vertheidigung nur eine Beſatzung von 656 Mann und 58 Kanonen. Die Feſtungswerke befanden ſich in dem vernachläſſigtſten Zuſtande. Frankreich konnte nicht zugeben, daß ein ſolcher Platz ſeinen Feinden ausgeſetzt bleibe. Es forderte deshalb den heiligen Stuhl auf, ſeine Feſtungen und Küſten in einen geeigneten Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Eine ſolche Forderung widerſprach der Neutralität der päpſtlichen Regierung nicht, aber ſie verſtieß gegen die Leidenſchaften des heiligen Collegiums, abgeſehen davon, daß ſie daſſelbe zu Geſchäften und Arbeiten antrieb, die ihm vollkommen widerwärtig waren. Wie auch der Cardinal Feſch den römiſchen Hof beſchwur, ſich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, wie er ihm auch die Gefahr, die ihn bedrohete, als nahe bevorſtehend vorſtellte, Alles blieb nutzlos, nichts konnte ihn aus ſeiner trägen Rolle herausbringen. Napoleon hatte dieſe Sorgloſigkeit nur zu wohl vorausgeſehen und dafür geſorgt; Gouvion St. Cyr hatte den Befehl erhalten, in dem Augenblicke, da er durch den

Kirchenſtaat marſchire, um ſich mit Maſſena zu vereinigen, Truppen nach Ancona zu werfen. Am 6. November 1805 erſchien plötzlich der General Montrichard an der Spitze ſeiner Colonne vor den Mauern dieſes Platzes, ließ ſich die Thore öffnen und ſetzte ſich da feſt.

Der Papſt erwartete einen ſolchen Gewaltſtreich von Frankreich nicht und verrieth eben ſo viel Schmerz als Verwunderung darüber; er trieb ſeine Unzufriedenheit ſogar ſo weit, um von den Verbündeten jeden Argwohn zu entfernen, als ließe er Frankreich nach Gefallen handeln. Er wollte ſein Mißfallen dem Kaiſer ſelbſt zu erkennen geben und ſchrieb ihm deshalb am 13. November ...... „Wir wollen es offen ſagen, ſeit unſerer Rückkehr nach „Rom haben wir nur Verdruß und Aerger gehabt, da „doch die perſönliche Bekanntſchaft mit Ew. kaiſ. Majeſtät, „die wir gemacht haben und unſer unveränderliches Ver„halten uns etwas ganz Anderes zu verſprechen ſchienen. „Mit einem Worte, wir finden in Ew. Majeſtät die ent„ſprechenden Geſinnungen nicht, welche wir von Ihnen zu „erwarten ein Recht hatten. Wir fühlen es lebhaft und „ſagen es aufrichtig dem gegenwärtigen Einfalle gegenüber, „daß uns das, was wir uns ſchuldig ſind und die Ver„pflichtungen, welche wir gegen unſere Unterthanen über„nommen haben, uns zwingen, von Ew. Majeſtät die „Räumung Ancona's zu verlangen, mit deren Verweige„rung ſich die Fortdauer des Verkehrs mit dem Miniſter „Ew. kaiſ. Majeſtät in Rom nicht vereinigen laſſen würde, „da dieſer Verkehr in Widerſpruch mit der Behandlung „ſtände, welche wir in Ancona von Ew. Majeſtät fort„während erfuhren.“

Dieſer Brief war ein Fehler. Napoleon hatte bei der Beſetzung Ancona's einer gebieteriſchen Nothwendigkeit nach-

gegeben. Er konnte dieſen Platz unmöglich der Bewachung von 600 päpſtlichen Soldaten in einem Augenblicke überlaſſen, wo 30,000 Ruſſen und Engländer an den Küſten Neapels landen ſollten und Gouvion de Saint-Cyr Maſſena zu Hilfe eilen mußte. Die militäriſche Beſetzung Ancona's durch unſere Truppen war eine nothwendige Folge des vernachläſſigten Zuſtandes, in welchem der römiſche Hof ſeine Häfen und Feſtungen gelaſſen hatte. Jeder andere Souverain würde in der Lage des Kaiſers ebenſo gehandelt haben. Pius VII. hätte ſich in die Umſtände fügen und mit Reſignation das, was er nicht zu hindern vermochte, dulden und ſich vor allen Schreiben und Worten hüten ſollen, welche den Character eines perſönlichen Kampfes zwiſchen ihm und dem Staatsoberhaupte Frankreichs hatten. Aber er hatte eine übertrieben hohe Vorſtellung von ſeiner ſouverainen Würde. Er hielt die Beſetzung Ancona's für eine Beleidigung ſeiner Krone und machte das Maß ſeiner Fehler durch die Haltung voll, welche er annahm, als die Ruſſen und Engländer an den Küſten Neapels wirklich gelandet waren. Als der Cardinal Feſch darauf drang, daß die päpſtliche Regierung ohne Zeitverluſt alle ihre Truppen an der Grenze Neapels zuſammenziehe und wenigſtens die Abſicht zeige, dem Einfalle der verbündeten Armee in ihr Gebiet ſich zu widerſetzen, weigerte ſich der Papſt auf das Beſtimmteſte. Er ging in ſeiner Verirrung ſoweit, daß er erklärte, wenn die Ruſſen erſchienen, um Civita-Vecchia zu beſetzen, würde er ihnen kein Hinderniß in den Weg legen und nur verlangen, daß ſie nicht in Rom erſchienen.

Napoleon empfing den letzten Brief des heiligen Vaters einige Tage vor der Schlacht von Auſterlitz und machte es mit dem Papſte wie mit dem Könige von Preußen; er beeilte ſich mit der Antwort nicht und ließ die Ereigniſſe

ſich erſt vollenden. Als er Oeſterreich kampfunfähig gemacht, die Ruſſen nach Hauſe geſchickt, Preußen Geſetze vorgeſchrieben und alle ſeine Feinde gedemüthiget hatte, griff er zur Feder und antwortete dem Papſte. Sein aus München datirter Brief unterſcheidet ſich ſowohl der Sache als der Form nach weſentlich von allen vorhergehenden. Es ſpricht nicht mehr der Freund, der Gleiche Pius' VII., ſondern der ſeiner Kraft ſich bewußte, mit Recht gegen Rom erzürnte Gebieter. Er hat die Intriguen des heiligen Collegiums durchſchauet; er ſieht an dem päpſtlichen Throne nur Feinde Frankreichs, leidenſchaftliche und ergebene Agenten der Coalition, die um ſo gefährlicher ſind, da die Religion in den Augen der Völker ihren Haß heiligte. Was liegt ihm daran, ob Pius VII. perſönlich von den Complotten ſeines Hofes ſich fern gehalten und ob er in ſeinem Herzen eine unfruchtbare Zuneigung zu ihm hegt? Haben die Männer, denen er ſein Vertrauen geſchenkt hat und die in Rom Alles konnten, weniger gegen unſere Macht conſpirirt? Iſt er für die Verirrungen ſeiner Räthe nicht verantwortlich? Das Vertrauen, das Napoleon auf den Papſt geſetzt hatte, war vernichtet. Er hatte geglaubt, ſich denſelben für immer angeſchloſſen zu haben und bemerkte, daß er ſich getäuſcht hatte; er trennte ſich alſo von ihm. Pius VII. war nun in ſeinen Augen nichts als ein ſchwacher Greis mit beſchränktem Verſtande, in dem engen Kreiſe ſeiner theologiſchen Wiſſenſchaft gebannt, von den Mönchen und Prälaten beherrſcht, aus denen er ſeinen Hof zuſammengeſetzt hatte und unfähig, die gefährlichen Complotte deſſelben zu vereiteln. Er ſagte ihm ſeine Gedanken noch nicht ganz, er begnügte ſich, ſie errathen zu laſſen und hoffte, eine heilſame Furcht werde ihn auf dem gefährlichen Wege zurückhalten, auf den er

ſich hatte ziehen laſſen. „Sehr heiliger Vater,“ ſchrieb er ihm, „ich empfange einen Brief von Ew. Heiligkeit vom „13. November. Es mußte mich ſehr verletzen, daß Ew. „Heiligkeit, als alle Mächte im Solde Englands ſich ver„bündet hatten, ungerechten Krieg gegen mich zu führen, „ſchlimmem Rathe ein Ohr lieh und mir einen ſo rück„ſichtsloſen Brief ſchrieb. Es ſteht Ihnen vollkommen frei, „ob Sie meinen Geſandten in Rom behalten oder ihn fort„ſchicken wollen. Die Beſetzung Ancona's iſt eine unmit„telbare und nothwendige Folge der ſchlechten Militäror„ganiſation des heiligen Stuhles. Ew. Heiligkeit hatte „ein Intereſſe daran, dieſe Feſtung lieber in meine Hände „fallen zu ſehen, als in die der Engländer oder der Türken. „Ew. Heiligkeit beklagt ſich, daß Sie ſeit Ihrer Rückkehr „von Paris nur Veranlaſſungen zu Schmerz gehabt. Der „Grund davon iſt, daß ſeitdem alle die, welche meine „Macht fürchteten und mir Freundſchaft erwieſen, ihre Ge„ſinnungen änderten, wozu ſie ſich in Folge der Stärke der „Coalition berechtiget hielten und daß ich ſeit der Rückkehr „Ew. Heiligkeit nach Rom nur Weigerungen von Ihrer „Seite über alle Gegenſtände, ſelbſt über die empfangen „habe, welche vom höchſten Intereſſe für die Religion wa„ren, wie z. B. der Proteſtantismus zu hindern war, wie„der in Frankreich das Haupt zu erheben*). Ich habe „mich für den Beſchützer des heiligen Stuhles angeſehen „und als ſolcher Ancona beſetzt. Ich hielt mich, wie meine „Vorgänger zweiten und dritten Geſchlechts, für den älte„ſten Sohn der Kirche, für den, welcher allein das Schwerdt

*) Dies bezieht ſich auf die Weigerung des heiligen Vaters, die Ehe des Hieronymus mit der Mademoiſelle Patterſon zu trennen.

„hat, ſie zu ſchützen und ſie vor einer Befleckung durch „die Griechen und Muſelmänner zu bewahren. Ich werde „den heiligen Stuhl auch immer ſchützen trotz den fal- „ſchen Schritten, der Undankbarkeit und der Abneigung „der Männer, welche in dieſen drei Monaten ſich gezeigt „haben, wie ſie eigentlich ſind. Sie hielten mich für „verloren, Gott hat aber durch die Siege, mit denen „er meine Waffen begünſtigte, den Schutz offen gezeigt, „den er meiner Sache ſchenkt. Ich werde der Freund „Ew. Heiligkeit immer ſein, wenn Sie nur Ihr Herz und „die wahren Freunde der Religion zu Rathe ziehen. Ich „wiederhole es, es ſteht Ew. Heiligkeit frei, meinen Ge- „ſandten fortzuſchicken und lieber die Engländer und den „Kalifen von Conſtantinopel aufzunehmen; da ich aber den „Cardinal Feſch ſolchen Unannehmlichkeiten nicht Preis „geben will, werde ich ihn durch einen Weltlichen erſetzen. „Der Haß des Cardinals Conſalvi iſt ſo groß, daß mein „Geſandter immer nur auf Weigerungen geſtoßen iſt, wäh- „rend er immer und überall meine Feinde vorzog. Gott „iſt Richter, wer von allen regierenden Fürſten am mei- „ſten für die Religion gethan hat.

„Ich bitte Gott, ſehr heiliger Vater, daß er Sie der „Leitung und Verwaltung unſerer heiligen Mutter Kirche „lange Jahre erhalten möge.

„München, den 7. Januar 1806.

„Der Kaiſer der Franzoſen,

„König von Italien,

„Napoleon.“

Dieſes Schreiben zeigte dem heiligen Vater an, wie ſehr der Kaiſer verletzt war und es erfüllte ihn mit Schmerz und Unruhe. Er antwortete faſt ſogleich, am 20. Januar und erklärte zuerſt, daß es nie ſeine Abſicht geweſen ſei,

den franzöſiſchen Geſandten zu entfernen, ſowie er ſich bemühete den Ausdrücken, deren er ſich in dem letzten Schreiben bedient hatte, die unſchuldigſte Auslegung zu geben. Dann ſetzte er hinzu: „Die Ihnen wohlbekannte Aufrich„tigkeit unſeres Characters nöthiget uns, hier Ew. Maje„ſtät zu ſagen, daß Sie ſich irren, wenn Sie glauben, „daß wir durch böſen Rath Anderer zu dem Zwiſte ge„trieben worden. Wir fühlten tiefes Bedauern in unſe„rem Herzen und ſprachen dies mit aller Offenheit gegen „Sie aus. Wenn Ew. Majeſtät auf den 13. November „zurückſehen, an welchem wir dieſen Brief ſchrieben, werden „Sie finden, daß es eine Zeit war, in welcher wir wußten, „daß Sie vor den Thoren Wiens ſtanden und daß die „ruhmreichen Erfolge Ihres großen Geiſtes und Ihrer „Waffen das Schickſal des Krieges bereits entſchieden hat„ten. Wir alſo konnten ebenſo wenig als ein Anderer „Sie für verloren halten, wie Sie ſagen; dieſer Gedanke „würde auch nimmer in unſer Herz gekommen ſein, da er „unſerer nicht nur unwürdig, ſondern auch für uns ſehr „ſchmerzlich ſein würde, wegen unſerer Anhänglichkeit an „Ihre Perſon." Der Papſt entſchuldigte ſich dann wegen des Vorwurfes, daß er allen Forderungen des Kaiſers in Bezug auf die Heirath des Prinzen Hieronymus widerſtanden habe. „Es fehlte uns durch die göttlichen Verordnun„gen an Macht, nicht an dem Willen," ſagte er. Er vertheidigte mit großer Wärme ſeinen Staatsſecretär, den Cardinal Conſalvi, gegen die Beſchuldigungen, die gegen denſelben gerichtet worden waren und erinnerte an alle Beweiſe der Zuneigung, welche jene Eminenz Frankreich bei ſo vielen Gelegenheiten gegeben habe, namentlich bei den Unterhandlungen über das Concordat. Er erſuchte den Kaiſer, ihm nicht den Schmerz zu machen, den Cardinal

Feſch von Rom abzurufen und wünſchte ihm in den Ausdrücken der lebhafteſten Bewunderung zu den neuen Siegen Glück. „Ew. Majeſtät,“ ſagte er, „iſt der Monarch der „venetianiſchen Staaten geworden und wir erſuchen Sie, „dort unverletzt die Religion zu erhalten, welche daſelbſt „herrſcht und keine Neuerungen in Bezug auf die regel„mäßige und die Weltgeiſtlichkeit vorzunehmen. Dieſe „Vergrößerung Ihrer Staaten in Italien läßt uns glau„ben, daß der Augenblick gekommen ſei, durch Ew. Ma„jeſtät die Hoffnungen endlich verwirklichet zu ſehen, die „Sie uns nie entzogen haben, daß der Kirchenſtaat nicht „länger durch den Verluſt der drei Legationen geſchwächt „werde.“ Pius VII. beſchwur den Kaiſer, die Stadt Ancona dem friedlichen Zuſtande wieder zu geben, deſſen ſie ſich vor der Beſetzung erfreut habe und ſchloß mit den Worten, welche bei ſeiner Lage einen Character tiefer Trauer und gänzlicher Ergebung hatten. „Wenn der Zu„ſtand der Sorgen, die uns Gott in unſerm ſchmerzensrei„chen Pontificate vorbehalten hat, ſeinen Gipfel erreichen, „wenn wir uns eines ſo koſtbaren Gutes beraubt ſehen „ſollten, der Freundſchaft und des Wohlwollens Ew. Ma„jeſtät, ſo wird der Prieſter des Heilandes Jeſus Chri„ſtus, der die Wahrheit im Herzen und auf den Lippen „hat, Alles mit Ergebung und ohne Furcht ertragen. Er „hofft, daß der Lohn, den ihm die Welt nicht gewährt, „dauernder und ewig in dem Himmel vorbehalten iſt. Wir „hören nicht auf, Gott um die lange und glückliche Erhal„tung Ew. kaiſ. königl. Majeſtät zu bitten und geben „Ihnen mit ganzem Herzen unſern väterlichen und apoſto„liſchen Segen.“

Wir glauben mehr als je, daß es nach den Siegen von Hohenlinden und Marengo für den erſten Conſul gute Politik

geweſen wäre, ſich in die italieniſchen Angelegenheiten nicht zu ſehr einzumiſchen und daß die Aufgabe, England zu beſiegen, ſowie unſere Eroberungen am Rheine und an der Schelde hinreichten, das Leben eines großen Mannes auszufüllen und ruhmreich zu machen, ſowie die Kräfte einer ganzen Generation zu erſchöpfen. Indem Frankreich in Campo Formio und Luneville die cisalpiniſche Republik gründete, verbreitete es nicht blos ſeine Grundſätze, Inſtitutionen und Geſetze; es that etwas, was unberechenbare Folgen hatte; es legte den Grund zu einem neuen Italien. Der Vertrag von Luneville trug bald ſeine Früchte. Vergebens würde das Oberhaupt Frankreichs die Entwickelung des Prinzips zu hindern verſucht haben, das er ſelbſt aufgeſtellt hatte; alle Berechnungen der Klugheit und Mäßigung würden durch den unwiderſtehlichen Lauf der Dinge über den Haufen geworfen worden ſein. Ebenſo wenig war es ihm möglich, nach dem Vertrage von Preßburg ſtille zu ſtehen. Die Ereigniſſe waren ſchneller gegangen als ſeine Gedanken und ſein Ehrgeiz führte gleichſam dadurch die Beſchlüſſe ſeines Schickſals aus. Die Organiſation der italieniſchen Staaten war ein unermeßliches Unternehmen. Die Völker Italiens, welche ſeit Jahrhunderten unter verſchiedenen Regierungen gelebt, hatten alle Fehler erhalten, welche aus der Zerſtückelung hervorgehen. Ueberall hatten die Localintereſſen über die allgemeinen geherrſcht. Die Italiener, welche ſonſt die Welt regiert hatten, zehrten ihre ſchönen Geiſtesgaben in kleinlichem Ehrgeize, in engherziger Eiferſucht und kleinen Plänen auf. Jetzt ſollte ihre politiſche Bildung ganz umgeändert werden; man hatte ſie von ihren Vorurtheilen zu befreien, den Kreis ihrer Intelligenz zu erweitern, indem man den ihrer Intereſſen erweiterte, ihre Leidenſchaften zu veredeln, indem man ſie

verallgemeinerte und Allen den edeln Ehrgeiz einzuflößen, in der Weltlage den ihnen gebührenden Platz einzunehmen. Wenn ſie ſich ſelbſt, ihrer Unerfahrenheit, dem Localhaſſe, der ſie veruneinigte, überlaſſen blieben, würden ſie ſich nicht plötzlich in einen einzigen Staatskörper haben verſchmelzen können. Eine ſolche Verſchmelzung konnte nur durch eine einzige und höchſte Gewalt bewirket werden, welche mit der Macht auch das Genie und den Ruhm verband und ganz Italien imponirte. Die Piemonteſen, die Lombarden, die Römer, die Neapolitaner mußten ſich daran gewöhnen, einem und demſelben Antriebe zu gehorchen, um ſich allmälig daran zu gewöhnen, ſpäter die Kinder eines und desſelben Vaterlandes zu werden. Das Werk war 1806 ſchon weit vorgeſchritten. Die Macht, welche ſich der Gründung der italieniſchen Einheit am ſtärkſten widerſetzt hatte, Oeſterreich, war beſiegt und über die juliſchen Alpen zurückgeworfen; an ſeine Stelle war überall Frankreich getreten. Napoleon herrſchte in Turin, in Genua, in Mailand, in Bologna, in Parma und Venedig. Der ganze Norden der Halbinſel gehorchte ihm. Bald ſollte auch der Süden ſeine Oberherrſchaft anerkennen. Maſſena rückte raſch gegen Neapel vor und die Königin Caroline ſollte durch den Verluſt ihrer Krone ihre Tollkühnheiten und ihre Treuloſigkeit büßen und durch einen Bonaparte erſetzt werden.

Aber der Vereinigung aller Völker Italiens unter einer und derſelben Regierung ſtellte ſich ein großes Hinderniß entgegen: der Kirchenſtaat. Die theokratiſche Einrichtung Roms paßte nicht mehr für die ſociale und politiſche Organiſation des neuen Italiens. Es mußte ſicherlich ein Tag kommen, an welchem die ſonſt ſo blühenden Länder, als ſie dem Scepter des alten Rom gehorchten, die jetzt durch die Schuld von Einrichtungen und Menſchen ſo tief

herabgekommen waren, ſelbſt den neuen Geiſt in ſich aufnahmen, der die ganze Halbinſel mit ſeinem Leben zu durchdringen begann; aber dieſer Augenblick war noch weit entfernt und es lag uns nichts daran ihn zu beſchleunigen. Auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß ein Greis, der unvergängliche Anſprüche auf die Liebe und Dankbarkeit des Kaiſers erworben hatte. Es waren kaum funfzehn Monate vergangen, ſeit das Kirchenoberhaupt ihn in der Notre Dame zu Paris geſalbt hatte. Napoleon hatte nicht unempfindlich gegen ſo große Hingebung, Kraft, Muth und Tugend bleiben können und er wünſchte aufrichtig nicht genöthiget zu werden, das Leben dieſes verehrungswürdigen Mannes mit Unruhe und Kummer zu erfüllen. Auch ohne Liebe und Dankbarkeit würde ſchon die Klugheit hingereicht haben, jeden Gedanken an Beraubung von ihm fern zu halten. Der Eindruck von den Scenen der Krönung war noch friſch in allen Gemüthern. Was würde die Welt geſagt haben, wenn ſie den Kaiſer Napoleon, undankbar gegen einen ſolchen Dienſt, das erhabene Haupt der Kirche der weltlichen Krone hätte berauben ſehen? Welches Aergerniß würde eine ſolche Gewaltthat unter allen Katholiken hervorgerufen haben? Uebrigens durfte man nicht glauben, daß der Papſt ſich ſo ruhig würde abſetzen laſſen. Wenn er zum Aeußerſten getrieben wurde, klagte er den Stifter der vierten Dynaſtie in Frankreich bei allen katholiſchen Völkern an und ſchleuderte den Bannſtrahl gegen den, welchen ſein Gebet geweiht hatte. Die kirchlichen Waffen hatten viel von ihrer Macht verloren, doch gebot die Klugheit ſie nicht zu gering zu achten. Aus allen dieſen Gründen lag es nicht in der Abſicht Napoleons, den Sturz der weltlichen Regierung des Papſtes zu übereilen. Gleichwohl mußte die Schonung, die er ſich gegen den heiligen

Vater zur Pflicht gemacht hatte, ihre Grenzen haben. Er verlangte gar nicht mehr als ihn ruhig ſein Leben auf dem Throne beſchließen zu laſſen, allerdings aber unter der Bedingung, daß der Kirchenfürſt der Ausführung ſeiner großen Pläne mit Italien kein Hinderniß in den Weg lege, in allen Stücken ſich ſeiner Politik anſchließe, alle unſere Feinde für ſeine Feinde halte und ihnen ſeine Häfen und Märkte verſchließe. Ohne Zweifel hatte ihm der Papſt einen großen Beweis ſeiner Zuneigung dadurch gegeben, daß er zur Krönung nach Paris gekommen war; hatte er aber nicht auch Anſprüche auf die Dankbarkeit des heil. Vaters durch den Eifer erworben, mit welchem er den katholiſchen Cultus in Frankreich wieder hergeſtellt und die Geiſtlichkeit neu organiſirt hatte? Er glaubte ſich gegen Rom abgefunden zu haben und das Recht zu beſitzen, von dieſem Hofe dieſelbe Nachgiebigkeit zu verlangen, die er bei allen Regierungen Italiens fand. Durch ſeinen Brief vom 7. Januar hatte er den heil. Vater benachrichtigen wollen, daß ſeinem Willen von nun an in Rom ebenſo zu gehorchen wäre wie in Mailand, Florenz und Venedig und bald in Neapel. Man hatte ſeine Meinung nur zu wohl verſtanden, aber der muthige Kirchenfürſt antwortete ihm als Souverain, welcher unabhängig ſein und ſeiner Unabhängigkeit Achtung verſchaffen will. Er ließ ſich merken, daß er großes Unglück erwarte und daß er daſſelbe lieber ertragen als gegen ſeine Würde und die unveräußerlichen Rechte ſeiner Krone handeln würde. Der Kaiſer hatte keinen ſo feſten Widerſtand von Seiten des Papſtes erwartet. Er hätte vor dieſer Schranke, welche ſich plötzlich vor ihm erhob, einhalten und den katholiſchen Völkern das traurige Schauſpiel eines Kampfes zwiſchen der weltlichen und der kirchlichen Oberherrſchaft, zwiſchen dem Schwerdte

und der dreifachen Krone, zwiſchen dem Gebieter des europäiſchen Feſtlandes und dem geiſtlichen Oberhaupte der ganzen Kirche nicht geben ſollen. Als weltlicher Fürſt nahm der Papſt den letzten Rang unter den Fürſten der Erde ein. Welche wirkliche Verſtärkung unſerer Macht konnte uns ſein Bündniß bringen? Keine. In der höhern Sphäre des Glaubens und der Ideen dagegen ſtand der Papſt auf dem erſten Platze. Er herrſchte über alle katholiſche Gewiſſen; für alle Gläubigen war er mehr als ein Menſch, mehr als ein König; er hatte ſeine Macht von Gott ſelbſt und war deſſen Stellvertreter und heiliger Dollmetſcher auf Erden; ſeine moraliſche Macht war alſo unermeßlich groß. Wem gebührte der eigentliche Triumph, wenn er ſich weigerte, unter der Hand des Kaiſers ſich zu beugen? Nicht der materiellen Macht, welche die weltliche Krone des Papſtes zertrümmerte, ſondern dem heiligen Kirchenhaupte, das ohne Waffen, ohne Schiffe, ohne Kanonen, ohne Feſtungen, ſtark nur durch ſein Bewußtſein und das Gefühl ſeiner Rechte, den Muth gehabt hatte dem Manne zu trotzen, zu deſſen Füßen das ganze Feſtland lag. Ein Gebiet von beſchränktem Umfange, unterjochte, aber gereizte Unterthanen, ein unermeßliches Aergerniß und die Mißbilligung der ganzen katholiſchen Welt würde dem zugefallen ſein, welcher den Kirchenſtaat an ſich riß. Statt ſich mit Unterhandlungen zu begnügen und den heiligen Vater durch Zeit und Geduld zu beugen, beſchloß Napoleon ihn durch Drohungen und Gewaltthat zu unterwerfen. Am 13. Februar ſchrieb er ihm, um ihm ſeinen Willen kund zu thun. Sein Brief eignete ſich nicht für den ſchwächlichen Zuſtand des heiligen Vaters. Er war ſtolz und heftig und in den Ausdrücken noch härter als in den Gedanken, die er enthielt.

„Sehr heiliger Vater,

„ich habe das Schreiben Ew. Heiligkeit vom 29. Januar „erhalten. Ich theile alle Ihre Schmerzen und ſehe ein, „daß Sie in Verlegenheit ſein müſſen. Sie können aber „Alles vermeiden, wenn Sie auf richtigem Wege gehen „und ſich nicht in das Labyrinth der Politik und der Rück- „ſichten auf andere Mächte einlaſſen, welche in kirchlicher „Hinſicht Ketzer ſind und außerhalb der Kirche ſtehen, auch „vom politiſchen Standpunkte aus fern von Ihren Staaten „unfähig ſind Sie zu ſchützen oder Ihnen Schaden zu- „zufügen. Ganz Italien wird meinem Geſetze unterwor- „fen werden. Ich werde die Unabhängigkeit des heiligen „Stuhles nicht antaſten und ihm ſelbſt die Ausgaben er- „ſtatten, welche ihm die Bewegungen meiner Armee ver- „urſachen, aber unſere Bedingung muß ſein, daß Ew. Hei- „ligkeit im Weltlichen auf mich ebenſo viel Rückſicht nehmen „als ich in kirchlicher auf Sie und daß Sie die nutzloſen „Schonungen der Ketzer, der Feinde der Kirche und der „Mächte einſtellen, die Ihnen nichts Gutes thun können. „Ew. Heiligkeit iſt Souverain in Rom, ich bin „aber Kaiſer dort. Alle meine Feinde müſſen „die Ihrigen ſein. Es ziemt ſich alſo nicht, daß ein „Agent des Königs von Sardinien, ein Engländer, Ruſſe „oder Schwede in Rom oder Ihren Staaten ſich aufhalte „und daß ein jenen Mächten gehörendes Schiff in Ihre „Häfen einlaufe. Ich werde gegen Ew. Heiligkeit als „Haupt unſerer Religion immer die kindliche Ehrfurcht be- „weiſen, die ich Ihnen bei allen Gelegenheiten bewieſen „habe, aber ich bin gegen Gott verantwortlich, der ſich „meines Armes bedienen wollte, um die Religion wieder „herzuſtellen. Und wie kann ich ohne zu klagen ſie durch die „Langſamkeit des römiſchen Hofes gefährdet ſehen, wo man

„nichts thut und wo man aus weltlichen Intereſſen und eiteln „Vorrechten der dreifachen Krone, Seelen verderben läßt? „Es werden die, welche Deutſchland in der Anarchie laſſen, „vor Gott Rechenſchaft geben müſſen, wie die, welche ſo „viel Eifer aufwenden, proteſtantiſche Ehen zu ſchützen und „mich nöthigen wollen, meine Familie mit proteſtantiſchen „Fürſten zu verbinden; es werden die vor Gott Rechen„ſchaft geben müſſen, welche die Abfertigung der Bullen „meiner Biſchöfe verzögern und meine Diöceſen in Anarchie „verfallen laſſen. Sechs Monate braucht man, ehe die „Biſchöfe ihr Amt antreten können und es kann binnen „acht Tage abgethan ſein! Was die italieniſchen Ange„legenheiten betrifft, ſo habe ich Alles für die Biſchöfe ge„than, die Intereſſen der Kirche befeſtiget und das Kirch„liche ſelbſt nicht angetaſtet. Was ich in Mailand that, „werde ich in Neapel thun und überall, wohin meine Macht „reicht. Ich weigere mich nicht die Mitwirkung von Män„nern anzunehmen, die wahren Eifer für die Religion haben, „und mich mit ihnen zu verſtändigen; wenn man aber in Rom „ganze Tage in ſchuldiger Trägheit hinbringt, ohne etwas „zu thun, ſo kann ich, weil Gott mir aufgetragen hat, „nach ſo großen Umwälzungen für die Aufrechterhaltung „der Religion zu ſorgen, bei dem nicht gleichgiltig ſein, was „dem Wohle meiner Völker ſchaden kann.

„Sehr heiliger Vater, ich weiß, daß Ew. Heiligkeit das „Beſte will; aber Sie ſind von Menſchen umgeben, die „es nicht wollen, die ſchlechte Grundſätze haben und ſtatt „in den jetzigen kritiſchen Zeiten ſich zu beſtreben, die „Uebelſtände zu beſeitigen, welche ſich eingeſchlichen haben, „ſie nur zu verſchlimmern ſuchen. Wenn Ew. Heiligkeit „ſich erinnern wollte, was ich in Paris geſagt habe, würde „die Religion in Deutſchland organiſirt ſein und ſich nicht

„in dem ſchlimmen Zuſtande befinden, in dem ſie dort und „in Italien iſt. Alles würde in Verein mit Ew. Heilig„keit und paſſend geſchehen. Aber ich kann das kein Jahr „lang hinziehen laſſen, was binnen vierzehn Tagen ge„ſchehen muß. Nicht im Schlafe habe ich den Zuſtand „der Geiſtlichkeit und die Oeffentlichkeit des Cultus ſo hoch „gehoben und die Religion in Frankreich wieder hergeſtellt, „ſo daß es jetzt kein Land giebt, in welchem ſie ſo viel „Gutes wirkt, wo ſie mehr geachtet wird und in höherm „Anſehen ſteht. Diejenigen, welche eine andere Sprache „gegen Ew. Heiligkeit führen, täuſchen Sie und ſind meine „Feinde; ſie ziehen Unglück herbei, daß ihnen endlich ver„derblich werden wird.

„Ich bitte Gott ꝛc.

„Paris, den 13. Februar 1806.

(Unterz.) „Napoleon.“

In derſelben Zeit als der Kaiſer dieſen zerſchmetternden Brief an den heiligen Vater richtete, ſchickte er dem Cardinal Feſch neue Inſtructionen zu. Er befahl ihm von der päpſtlichen Regierung die unmittelbare Austreibung der Ruſſen, Engländer, Schweden und Sardinier aus Rom und dem ganzen päpſtlichen Staate, ſo wie die Verſchließung aller Häfen des päpſtlichen Stuhles gegen die Schiffe der Feinde Frankreichs zu verlangen. In einer Note vom 2. März 1806 verlangte der Cardinal Feſch, daß dieſe Ausſchließungsmaßregeln ſofort angenommen würden. „Sie wären,“ ſagte er, „wegen des Heils Italiens und namentlich des Königreichs Neapel erforderlich.“

Der Papſt vereinigte in ſeiner Perſon zwei Gewalten, welche der römiſche Hof ſtets mit einander verſchmolz, wenn er ſein Intereſſe dabei fand, die aber gleichwohl von ein-

ander ſehr verſchieden ſind. Als Oberhaupt der katholiſchen Kirche hat er nur Gott Rechenſchaft zu geben, deſſen Stellvertreter er auf Erden iſt. Als weltlicher Fürſt dagegen iſt er dem ewig wechſelnden Gange der menſchlichen Dinge unterworfen und hängt wie alle Häupter kleiner Staaten nothwendig von der Macht erſten Ranges ab, in deren Kreiſe er ſich befindet. Jahrhunderte lang war dieſe Macht das Haus Oeſterreich geweſen. Zu Ende des letzten Jahrhunderts hatte der römiſche Hof keineswegs den ganz geiſtlichen Character ſeiner Sendung hienieden angeführt, um dem heftigen Andrängen des Bundes von Pillnitz zu widerſtehen, vielmehr wie ſo viele Kronen der Republik den Krieg erklärt. Die jetzt vorherrſchende Macht war Frankreich. Die Armeen derſelben bedeckten die Halbinſel und umringten von allen Seiten den Kirchenſtaat. Rom mußte ſich fügen und die Oberherrſchaft des Kaiſers Napoleon anerkennen. Es mußte wohl wiſſen, daß der Mann, welcher ſo oft die Monarchien des Feſtlandes beſiegt hatte, ſich in der Ausführung ſeiner Pläne durch den Widerſtand des Papſtes nicht aufhalten laſſen würde. Aber Pius VII. war nicht im Stande, in ſolche Rückſichten ſich zu fügen. Man hatte ſich in Paris eine falſche Vorſtellung von ſeinem Character gemacht. Seine ſalbungsvolle Rede und der Ausdruck unendlicher Milde in ſeinen Zügen hatten die Vermuthung genährt, daß er bis zur Demuth beugſam ſein würde und daß man Alles von ihm verlangen könnte. Das war ein großer Irrthum. Er verbarg unter der Miene evangeliſcher Ergebung einen ſehr hartnäckigen Willen, der in manchen Fällen bis zur Heftigkeit gehen konnte und einen Muth, der weder durch großes Unglück, noch durch Verfolgung, nicht einmal durch den Verluſt der Krone und des Lebens zu brechen war. Er beſaß weder den umfaſſenden Geiſt

noch die Gewandtheit, welche die Leitung großer weltlicher Angelegenheiten erfordert. Er war ein Mann der alten Zeit, ein wirklicher Apoſtel, in dem das Feuer des Proſelitismus glühete, der ganz von der Aufgabe ſeiner apoſtoliſchen Sendung durchdrungen und in allen Tiefen der theologiſchen Wiſſenſchaft erfahren war. Seine Rechte als weltlicher Fürſt verſchmolzen in ſeinen Gedanken mit denen der päpſtlichen Obergewalt und er hielt ſie für ein heiliges Vermächtniß, das er ſeinen Nachfolgern unverletzt erhalten müſſe, wenn er nicht ſeine heiligſten Pflichten verletzen wolle. Er war nicht abgeneigt ſich als eine ſchuldige Schwäche vorzuwerfen, daß er den Kaiſer in Paris geſalbt hatte und von einem kriegeriſchen Eifer ergriffen, der ihn drängte, ſeinen Fehler wieder gut zu machen. Sein Entſchluß war gefaßt; er hatte ſich vorgenommen ſeine Rechte als unabhängiger Fürſt in ihrer ganzen Ausdehnung und auf allen Punkten zu behaupten. So wollte er Alles verſagen, was man von Frankreich aus von ihm verlangte, den engliſchen, ruſſiſchen und ſardiniſchen Miniſtern nicht befehlen ſich zu entfernen, ſeine friedlichen Verhältniſſe mit England und Rußland nicht abbrechen, ſeine Häfen deren Schiffen nicht verſchließen und endlich dem unter der Leitung Frankreichs gebildeten italieniſchen Bunde nicht beitreten.

Ehe er indeß dem Kaiſer Napoleon dieſen wichtigen Entſchluß mittheilte, wollte er das heilige Collegium zu Rathe ziehen. Dieſes beſtand zum größten Theil aus Männern, deren Geiſt, geſchärft durch die theologiſchen Spitzfindigkeiten und durch das ehrgeizige Streben, einen unvergleichlichen Grad von Schlauheit erlangt hatte. Sie hatten die Pläne des Gebieters von Frankreich nur zu wohl errathen. Derſelbe hatte keine Maßregel ergriffen,

kein Wort geſprochen, das ſich auf die Neugeſtaltung Italiens bezog, ohne daß ſie dieſelben geprüft, erwogen, erläutert hätten und immer waren ſie zu dem verderblichen Schluſſe gekommen, daß die weltliche Herrſchaft des römiſchen Hofes, wozu er ſich auch entſchließen möchte, zum Widerſtande oder zur Demuth, früher oder ſpäter in der Bewegung mit fortgeriſſen werden würde, welche Italien neugeſtaltete. Alle ſahen ſich in dem bedrohet, was ihnen das Theuerſte war, in ihrem Glauben von ſich ſelbſt, in ihrer Würde als Fürſten der Kirche und ihrem perſönlichen Ehrgeize. Faſt einſtimmig erklärten ſie ſich förmlich gegen den Beitritt des heiligen Stuhles zu dem Bundesvertrage Italiens. „Sich mit Frankreich verbünden,“ ſagten ſie, „hieße Rußland und England den Krieg erklären. „Nun könnte aber der Papſt ſeinen Character als Apoſtel „des Friedens nicht ablegen und keinen Antheil an einer „Handlung der Feindſeligkeit und des Krieges nehmen. Man „würde das Syſtem der katholiſchen Verwaltung auflöſen „und die Anarchie an die Stelle der Ordnung und Ein„heit einführen. Namentlich in Bezug auf England würde „man die Verfolgung gegen die Bewohner Irlands her„vorrufen. In den Augen des heiligen Vaters machten „alle Katholiken der Welt nur ein einziges Volk aus, auf „welches ſich ſeine Wachſamkeit und ſeine väterliche Liebe „gleichmäßig erſtrecken müßten. Wenn man ihn zwänge, „die Waffen gegen Rußland und England zu ergreifen, „würde man ihn zu der Rolle eines Vaſallen herabwürdigen. „Der Papſt hätte geſchworen, die Rechte des heiligen Stuh„les unverletzt und unveräußerlich zu erhalten und er könnte „in eine ſolche Herabſetzung nicht willigen, ohne ſich eid„brüchig zu machen.“

Ermuthiget durch die Zuſtimmung des heiligen Collegiums,

antwortete der Papſt am 21. März auf das letzte Schreiben des Kaiſers.

Nachdem er die ſchmerzlichen Gefühle ausgeſprochen hatte, die daſſelbe in ihm hervorgerufen, ſchrieb er: „Dieſer Brief betrifft ſo viele und ſo wichtige Gegenſtände, „er enthält ſo bittere Grundſätze, Forderungen und Klagen und er bezieht ſich in einer ſolchen Weiſe auf das, „was Ew. Majeſtät uns durch Ihren Geſandten ſagen „ließen, daß wir uns vor Gott, vor der katholiſchen Welt „und der Zukunft der feigſten Schwäche ſchuldig machen „würden, wenn wir unſere Geſinnungen nicht in der offenſten Weiſe ausſprächen und es vernachläſſigten auf die „Forderungen, die man an uns ſtellt, auf die Grundſätze, „die man aufſtellt, auf die Klagen, die man vorbringt, „die Antworten zu geben, welche uns das richtige Gefühl „der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Unſchuld vorſchreibt.“ Dann ging er auf die Hauptſache ein, auf die Verhältniſſe des päpſtlichen Stuhles mit England, Rußland, Schweden und Sardinien und erklärte, daß es ihm unmöglich ſei mit dieſen verſchiedenen Mächten zu brechen, wie Se. kaiſ. Majeſtät verlange. „Können wir,“ ſagte er, „als Stellvertreter des ewigen Wortes, das nicht von dem „Gotte des Unfriedens, ſondern von dem Gotte der Eintracht iſt und das in die Welt kam, um Haß und Feindſchaft daraus zu vertreiben und den Frieden zu bringen, „ſowohl denen, die entfernt, als jenen, die nah ſind (Ausdrücke des Apoſtels), von den Lehren unſeres göttlichen „Meiſters abweichen? Wie könnten wir gegen den Auftrag handeln, der uns gegeben iſt? Es iſt nicht unſer „Wille, ſondern der Wille Gottes, deſſen Stelle wir auf „Erden einnehmen und der uns die Pflicht des Friedens „gegen Alle vorſchreibt, ohne Unterſchied zwiſchen Katholiken

„und Ketzer, zwiſchen Nahen und Entfernten, zwiſchen De-
„nen, von welchen wir Gutes und Denen, von welchen wir
„Böſes erwarten. Wenn wir die Unterthanen der Mächte,
„die mit Ew. Majeſtät im Kriege begriffen ſind, vertrieben
„und ihnen die Häfen verſchlöſſen, würden wir jede Ver-
„bindung zwiſchen uns und den Katholiken abbrechen, die
„in ihren Reichen wohnen. Sie ſind nicht in geringer
„Anzahl; Millionen wohnen in dem ruſſiſchen Reiche, Mil-
„lionen und Millionen in den Ländern unter der Herrſchaft
„Englands; ſie genießen die freie Ausübung ihres Cultus
„und werden geſchützt. Wir können nicht vorherſehen,
„was geſchehen würde, wenn die Fürſten dieſer Staaten
„ſich durch uns herausgefordert ſähen ſowohl durch eine
„ſo entſchiedene feindſelige Handlung, wie es die Vertrei-
„bung ihrer Unterthanen ſein würde, als auch durch das
„Verſchließen unſerer Häfen. Der Haß gegen uns würde
„um ſo ſtärker ſein, um ſo gerechter er wäre, da wir von
„ihnen keine Beleidigung erlitten haben.

„Sire, wir wollen den Schleier heben. Sie ſagen,
„Sie würden die Unabhängigkeit der Kirche nicht antaſten;
„Sie ſagen, wir wären der Souverain von Rom; Sie
„ſagen aber uns zugleich, daß ganz Italien Ihrem Geſetz
„unterworfen wäre; Sie melden uns, daß Sie den Schein
„nicht ändern würden, wenn wir wollten, was Sie woll-
„ten; wenn Sie aber meinen, daß Rom, als ein Theil
„von Italien, unter Ihrem Geſetze ſtehe, wenn Sie nur
„den Schein erhalten wollen, wird die weltliche Herrſchaft
„der Kirche zu einem Vaſallenzuſtande herabgebracht und
„die Souverainetät und Unabhängigkeit des heiligen Stuhles
„vernichtet werden. Und können wir ſchweigen? Können
„wir durch ein Stillſchweigen, das uns der Nachläſſigkeit
„in unſerem Amte vor Gott ſchuldig machen und uns vor

„der ganzen Nachwelt mit Schmach bedecken würde, die „Ankündigung ſolcher Maßregeln verheimlichen? Ew. Ma„jeſtät ſtellt die Behauptung auf, daß Sie Kaiſer von „Rom wären. Wir antworten mit dem apoſtoliſchen Frei„muthe, daß das Haupt der Kirche, das ſolches ſeit einer „ſo großen Anzahl von Jahrhunderten iſt, daß kein anderer „regierender Fürſt ein dem ſeinigen gleichkommendes Alter „zählt, in ſeinen Staaten eine über der ſeinigen ſtehende „Macht nicht kennt und niemals anerkannt hat. Sie ſind „unermeßlich groß, aber Sie ſind als Kaiſer der Franzoſen „erwählt und gekrönt worden, nicht als Kaiſer von Rom. „Es giebt keinen Kaiſer von Rom; es kann keinen geben, „wenn man das Haupt der Kirche nicht der Herrſchaft in „Rom beraubt. Es giebt wohl einen römiſchen Kaiſer, „aber dieſer Titel iſt von ganz Europa und von Ew. Ma„jeſtät ſelbſt in dem deutſchen Kaiſer anerkannt. Dieſen „Titel können nicht zwei Fürſten gleichzeitig führen; er iſt „nur ein Ehrentitel, welcher die wirkliche Unabhängigkeit „des heiligen Stuhles in nichts verringert. Kurz dieſe „kaiſerliche Würde hat keinen Bezug und hat nie Bezug „gehabt auf die wirkliche Herrſchaft und wurde vom An„fange an immer nach einer Wahl ertheilt.“

Der heilige Vater rechtfertigte ſich dann wegen der Langſamkeit ſeiner Entſcheidungen in kirchlichen Angelegenheiten und zur Antwort auf die Anklage, daß er um weltlicher Intereſſen willen Seelen untergehen laſſe, erklärte er, daß er die demüthigende Herbe dieſes Vorwurfes als von dem Allmächtigen kommend annehme. „Gott und die „Welt wiſſen,“ ſagte er, „ob weltliche Intereſſen und „eitele Vorrechte unſere Handlungen geleitet haben.“

Endlich ſchloß der Brief mit den Worten: „ja, die „Wahrheit wird ſtets auf unſern Lippen ſiegen. Die Aus-

„dauer, die Rechte unſeres Stuhles unangetaſtet zu erhal=
„ten, wird in unſerm Herzen herrſchen; wir werden lieber
„alle Widerwärtigkeiten dieſes Lebens ertragen als uns
„unſeres Amtes unwürdig machen. Und Sie werden ſich
„von dem Geiſte der Weisheit und der Vorſicht nicht ent=
„fernen, der Sie auszeichnet. Er hat Ihnen angezeigt,
„daß das Glück der Regierungen und die Ruhe der Völker
„unzertrennbar mit dem Heile der Religion verbunden
„ſind. . . Sie werden nicht vergeſſen, daß wir in Rom
„ſo vielen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt ſind und daß wir
„kaum vor einem Jahre nach Paris reiſeten.

„Wir ertheilen Ihnen zum Schluſſe mit ganzem Her=
„zen den väterlichen apoſtoliſchen Segen.

„Gegeben zu Rom am 21. März des Jahres 1806,
unſeres Pontificats des ſiebenten.

(Unterz.) Pius VII.“

Trotz ſeiner Feſtigkeit fürchtete der Papſt im Grunde einen Fürſten zum Aeußerſten zu treiben, der wie er wußte in ſeinem Willen ebenſo hartnäckig als in ſeinem Haſſe ſchrecklich war. Kaum war das Schreiben abgegangen als er den Eindruck fürchtete, den es hervorbringen würde und das Aufreizende in ſeinen Entſchlüſſen in der Ausführung zu mildern ſuchte. Er forderte die Miniſter Rußlands, Englands und Sardiniens vertraulich auf, ſtatt ſie gewaltſam aus Rom zu verweiſen, wie es der Kaiſer verlangte, ihn durch einen längern Aufenthalt in ſeinen Staaten nicht zu gefährden und bald hatten ſie alle Rom und das päpſtliche Gebiet verlaſſen. Er ging ſoweit, daß er dem Cardinal Feſch ſagen ließ, obwohl ihm die Pflichten der Neutralität verböten, uns die Schlüſſel von Civita=Vecchia ſelbſt zu übergeben, ſo würde er es doch ohne Verwunderung und Schmerz ſehen, wenn wir eine Garniſon in dieſe Stadt

legten. Die Gelegenheit war zu gut, als daß ſie nicht hätte ergriffen werden ſollen; auf einen Befehl des Kaiſers marſchirte der General Duhesme gegen Civita-Vecchia, beſetzte die Stadt und übernahm das Commando darin. So ſicherte uns der Papſt alle wirklichen Vortheile einer factiſchen Allianz. Er hatte gehofft, der Kaiſer würde ſich mit der paſſiven Ergebung in Alles, was er verlangte, begnügen und nicht fordern, daß er ſich ſoweit erniedrige, um ſeine moraliſche Sanction Handlungen der Oberherrſchaft zu geben, die, wie er ſagte, mit den Rechten und der Würde ſeiner päpſtlichen Krone ſich nicht vertrügen. Aber Napoleon wollte ſich vor Europa nicht den Anſchein geben, als habe er dem Papſte Gewalt angethan. Je höher das Kirchenhaupt in den höhern Kreiſen der geiſtigen Welt geſtellt war, eine um ſo größere Wichtigkeit legte der Kaiſer darauf, daß es öffentlich und offiziell an der Politik Frankreichs Theil nehme. Die Hinderniſſe, welche ihm der Eigenſinn des heiligen Vaters entgegenſtellte, erbitterten ihn. „Ich bin nicht zu rechter Zeit geboren," ſagte er zu Herrn von Fontanes; „ſehen Sie auf Alexander; er konnte ſich „den Sohn Jupiters nennen, ohne daß man ihm wider„ſprach. Ich finde in meinem Jahrhunderte einen Prieſter, „der mächtiger iſt als ich, denn er herrſcht über die Geiſter, „während ich nur die Körper beherrſche." Ein ander Mal ſagte er: „Die Prieſter behalten die Seele und werfen „mir den todten Leib hin."

Der Brief vom 21. März brachte ihn außer ſich. Rom trieb ihn zum Aeußerſten; er nahm den Kampf an, machte jeder Schonung ein Ende und behandelte von nun an den heiligen Vater mit dem Stolze und der Härte eines Oberherrn, welcher einen aufrühreriſchen Vaſallen unterwerfen will.

Es war eine bedeutende Indiscretion begangen worden; man hatte die vertraulichen Briefe Napoleons an Pius VII. den Miniſtern der Coalition mitgetheilt. Der Kaiſer beklagte ſich bitter darüber und brach jede perſönliche Correſpondenz mit dem heiligen Vater ab. Herr von Talleyrand ſchrieb am 3. Mai an den Cardinal Caprara: „Se. „kaiſerliche Majeſtät wird von nun an durch ſeine Miniſter „alle Angelegenheiten behandeln laſſen, welche er aus Zu„neigung ſonſt ſelbſt behandelte, aber er erwartete nicht, „daß das erſte Beiſpiel eines Vertrauensmißbrauchs eines „Souverains gegen den andern von dem heiligen Vater „gegeben werden würde.“

Als Joſeph Bonaparte den Thron Neapels beſtieg, erinnerte der päpſtliche Hof, ſtatt ihn ſchnell und einfach anzuerkennen, an das Inveſtiturrecht, das er in den frühern Jahrhunderten über die Krone Neapels geübt hatte und ſprach ſeinen Entſchluß aus, daſſelbe dem neuen Könige gegenüber geltend zu machen. Es war dies eine verjährte und lächerliche Forderung, gleichſam eine neue Herausforderung an den Kaiſer. Aber der Papſt war entſchloſſen keines der Rechte ſchwächen zu laſſen, das ſeiner weltlichen Macht gebührte. Der Kaiſer benutzte dieſe Gelegenheit, um ihm ſeine Verachtung fühlen zu laſſen und ihn durch ſeine Drohungen einzuſchüchtern; zum erſten Male ließ er einen begehrlichen Gedanken merken, der ſicherlich bereits in ihm arbeitete, den Gedanken den Kirchenſtaat ſich anzueignen.

Herr von Talleyrand wunderte ſich in einem Briefe, den er am 18. Mai an den Cardinal Caprara ſchrieb, über die ſeltſame Anmaßung des römiſchen Hofes und ſetzte dann hinzu: „W e n n  a u c h  S e.  k a i ſ e r l i c h e  M a j e ſ t ä t

„jede Rückſicht gegen Se. Heiligkeit beibe„hält, die ihm als geiſtlichem Oberhaupt der „Kirche gebührt, ſo würde er ſich doch mit „Schmerz genöthiget ſehen, eine weltliche Sou„verainetät nicht mehr anzuerkennen, welche „franzöſiſche Fürſten ſelbſt gebildet und ver„größert haben und die ohne Zweifel derſel„ben Grundlage noch bedarf, um ſich zu be„haupten.“

Ohne ſich vorher mit dem römiſchen Hofe zu verſtändigen, ließ Napoleon in Lucca und in den venetianiſchen Provinzen, welche vor Kurzem ſeinen italieniſchen Staaten einverleibt worden waren, das Concordat von Italien bekannt machen. Es waren in den venetianiſchen Provinzen mehrere Biſchofsſitze erledigt und er ſorgte ſofort für neue Ernennungen. Man zeigte ſich in Rom äußerſt verletzt wegen dieſer neuen Eingriffe in die Rechte des heiligen Stuhles in kirchlichen Angelegenheiten. Der Papſt proteſtirte durch ein Breve, das er in Lucca bekannt machen ließ, gegen die Einführung des italieniſchen Concordates. In Bezug auf die ernannten neuen Biſchöfe erklärte er, daß er ihnen die canoniſche Inſtitution nur dann verleihen würde, wenn ſie deshalb nach Rom kämen und nachdem ein beſonderes Concordat für die venetianiſchen Provinzen vereinbart worden wäre. „Was hofft Se. Heiligkeit?“ ſchrieb Talleyrand am 29. Mai an den Cardinal-Legaten. „Will er Unruhen in dem Fürſtenthume Lucca erregen? „Will er Se. Majeſtät von ſeinen Entſchlüſſen abbringen? „Die Befehle Sr. Majeſtät werden befolgt werden; der „Kaiſer wird ſeine Autorität und die Rechte ſeiner Krone „behaupten und die Verantwortlichkeit für die Unruhen, „die man zu erregen ſucht, wird ausſchließlich auf die Per-

„ſonen zurückfallen, durch deren Rathſchläge ſie hervorge-
„rufen worden ſind.“

Einige Bandenführer, welche in den letzten Kriegen gegen Frankreich gekämpft hatten, wohnten in den Vorſtädten von Rom, abgeſondert, ohne Geld und Anſehen; ſie waren keine gefährlichen Menſchen mehr, wenigſtens in dieſem Augenblicke. Aber Frankreich lauerte auf alle Gelegenheiten, die päpſtliche Regierung auf einem Vergehen zu betreffen. Es zeigte ſich unwillig über die Anweſenheit der Bandenführer in Rom und forderte in gebieteriſchen Ausdrücken deren ſofortige Ausweiſung.*)

Die päpſtliche Regierung, welche, um die Koſten der Anweſenheit und des Durchzugs der franzöſiſchen Truppen beſtreiten zu können, neue Auflagen hatte ausſchreiben müſſen, hatte das ſchwere Unrecht begangen den Grund anzugeben, welcher ſie nöthige die Laſten des Volkes zu erhöhen; man bezeichnete dadurch unſere Soldaten und unſere Fahne dem Haſſe des Volkes. Der Kaiſer beſchränkte ſich nicht darauf ſeine Unzufriedenheit erkennen zu geben, er that etwas, was man nie einem unabhängigen Staate gegenüber geſehen hatte: er deutete dem römiſchen Hofe**) an, daß er ſich von den wirklichen Urſachen einer Steuererhöhung, für die man die Verantwortlichkeit auf ihn wälzen wolle, zu überzeugen wünſche und eine Mittheilung über die Einkünfte und Ausgaben der päpſtlichen Regierung ſeit zwei Jahren verlange.

Der päpſtliche Stuhl beſaß zwei kleine Fürſtenthümer, Benevent und Ponte-Corvo, welche von dem Königreiche

*) Brief Talleyrands an den Cardinal-Legaten, Paris, den 28. April 1806.

**) Note Talleyrands vom 18. April 1806.

Neapel ganz umſchloſſen waren. Ohne die Zuſtimmung des Papſtes zu verlangen, ja ohne ihn nur zu benachrichtigen, verfügte der Kaiſer darüber, als ob ſie ihm gehörten und gab ſie, wie bereits erwähnt, als erbliche Lehen Benevent an Talleyrand, Ponte-Corvo an den Marſchall Bernadotte.

Als der Papſt ſo unabläſſig von einem Fürſten verletzt wurde, deſſen Liebe er für immer gewonnen zu haben glaubte, empfand er die bitterſten Schmerzen. Seine Würde als weltlicher Fürſt war gewaltig erſchüttert, aber er richtete ſich ſtolz auf unter dieſen verletzenden Beleidigungen und ſetzte der materiellen Macht, die ihn unterjochen wollte, die geiſtliche Macht des Kirchenoberhauptes, den ſtolzen Forderungen des Kaiſers eine unbeugſame Weigerung entgegen. Er wurde auch von dem ganzen heiligen Collegium in ſeinem Widerſtande unterſtützt und ermuthiget. Die Cardinäle Antonelli, de Pietro und Novarella, welche die Angeſehenſten in dieſer Corporation waren, die, welche Se. Heiligkeit am häufigſten zu Rathe zog, waren überzeugt, daß die Kirche die Prüfungen einer Verfolgung beſtehen müſſe, damit der überall geſchwächte Glaube wieder geſtärkt und in den lau gewordenen Seelen der Glaubenseifer wieder angefacht werde. Pius VII. hatte endlich dieſe extremen Anſichten ſelbſt angenommen. Er würde ſtolz und glücklich geweſen ſein, ſich für die Sache der Religion zu opfern; er rief die Widerwärtigkeiten herbei, er ſtrebte nach der Palme des Märtyrerthums. Er hatte bereits alle Maßregeln für den Fall ergriffen, daß er Rom verlaſſen und fliehen müßte. Die geheimſten Papiere des päpſtlichen Archivs waren bereits an ſicherm Orte untergebracht und die Bannbullen gegen den Kaiſer Napoleon abgefaßt. Die an den katholiſchen Höfen befindlichen Nuntien waren mit Inſtructionen für den Fall verſehen,

15*

daß der Papſt und die Cardinäle aufgehoben und zerſtreut würden. Aus dem Schooße des heiligen Collegiums gingen Gebete hervor, die im myſtiſchen Style geſchrieben waren, offenbar zu dem Zwecke, das Volk gegen Frankreich aufzureizen. Dieſe Gebete circulirten überall; ſie wurden in den Kirchen, in den Familien geleſen und rührten alle Herzen über die Lage des heiligen Vaters.

Der Cardinal Feſch war nicht mehr im Stande, auf dem Poſten, den er in Rom inne hatte, ſeiner Regierung wirkliche Dienſte zu leiſten. Sein Jähzorn und ſeine Hitze hatten bei vielen Gelegenheiten das Zartgefühl des Papſtes verletzt und mit dem Cardinal Conſalvi hatte er gänzlich gebrochen. Uebrigens wollte Napoleon einen Kirchenfürſten, der ſo nahe mit ihm verwandt war, der Gefahr nicht ausſetzen, das Werkzeug ſeines Zorns gegen den päpſtlichen Hof zu werden. Er berief ihn alſo zu ſich zurück und erſetzte ihn durch einen Mann, der mit feſtem kühnen Character Schmiegſamkeit und Klugheit zu verbinden wußte, durch Herrn Alquier, der vorher mit ſo großer Gewandtheit und Kraft die unheimlichen Pläne und die Achſelträgerei der Königin von Neapel zu enthüllen gewußt hatte. „Ihr Auftrag," ſchrieb ihm unter dem 3. Mai Talleyrand, „beſteht darin, durch Ihren Rath und Ihre Feſtigkeit den „römiſchen Hof wieder zu einem Syſteme der Freundſchaft „gegen Frankreich zu bringen, von dem er ſich nie hätte „entfernen ſollen. Wenn die Männer, die in Rom Alles „gelten, nur Haß gegen uns fühlen und ſo viel Macht be„ſitzen, um die Politik des heiligen Vaters irre zu leiten, „ſo müſſen Sie ihn ſchnell über die Folgen ihrer Manö„ver und Einflüſterungen aufklären; Se. Majeſtät über„läßt Ihnen die Sorge dafür. Sprechen Sie mit dem „heiligen Vater energiſch von den Gefahren, mit denen

„man ihm umgiebt. Fragen Sie, ob man ſich in das „Unglück ſtürzen wolle; verlangen Sie die Entfernung der „Bandenführer, der Mörder. Zerſtören Sie den Einfluß „der Männer, die im Rathe Sr. Heiligkeit gewöhnlich „uns zu ſchaden ſuchen. Die Lage des heiligen Stuhles „hat ſich geändert, ſeit er eine Enclave der franzöſiſchen „Macht geworden iſt. Die Dankbarkeit ſchreibt ihm An- „hänglichkeit an Se. Majeſtät den Kaiſer vor. Seine „Lage macht es ihm jetzt zu einer neuen Pflicht und der „Augenblick einer Beleidigung würde übel gewählt ſein, „wenn man den benutzen wollte, in welchem er von einer „Macht umgeben iſt, die man beleidiget hat.“

Am 16. Mai nahm der Cardinal Feſch Abſchied von dem Papſte und ſtellte ihm zu gleicher Zeit den neuen Geſandten vor. „Ich reiſe nach Paris ab,“ ſagte er, „und bitte Ew. Heiligkeit, mir Ihre Aufträge zu überge- „ben *).“ — „Ich habe Ihnen keine zu übergeben,“ ant- „wortete der Papſt; „ich trage Ihnen nur auf, dem Kaiſer „zu ſagen, daß ich ihm, ſowie der franzöſiſchen Nation noch „immer ſehr zugethan bin, obgleich er mich ſehr mißhan- „delt. Aber wiederholen Sie ihm, daß ich in keinen Bund „eintreten will, daß ich unabhängig bleiben will, weil ich „Souverain bin und daß ich, wenn er mir Gewalt an- „thut, vor dem Angeſichte Europa's proteſtiren und von „allen weltlichen und geiſtlichen Mitteln Gebrauch mache, „welche Gott in meine Hände gelegt hat.“

Frankreich hatte ihn gebieteriſch aufgefordert, den Kö- nig von Neapel unmittelbar anzuerkennen. Er erklärte, daß er dies thun würde, aber unter der Bedingung, daß der Kaiſer Napoleon in den beſtimmteſten Ausdrücken die

---

*) Depeſche des Herrn Alquier vom 17. Mai 1806.

weltliche Souverainetät, die Unabhängigkeit und Neutralität des heiligen Stuhles garantire und verſpreche, ſich mit ihm über die Vollziehung des Concordates in Italien, ſowie gewiſſer Artikel des Civilgeſetzbuches, namentlich jener über die Scheidung, zu verſtändigen. Eine ſolche ſtolze Sprache ziemte ſich für die damalige Lage des Papſtes nicht. Herr Alquier zeigte ſich betrübt darüber, begab ſich nach dem Monte Cavallo und bemühete ſich, dem heiligen Vater zu beweiſen, daß er unberechenbare Gefahren für ſeine Krone herbeirufe, wenn er in ſeinen Unterhandlungen mit Frankreich ſo ſtarr zu Werke gehe. Seine Beredtſamkeit war vergebens; der Papſt hatte ſich vorgenommen, lieber Allem zu trotzen und Alles zu dulden, als ſich den Forderungen des Kaiſers zu unterwerfen. „Wenn ich heute „nachgäbe," ſagte er zu Alquier, „würde ich der Gefahr, „die mich bedroht, doch nicht entgehen. Man erklärt mei„nem Legaten, wenn ich den König von Neapel nicht an„erkennte, würde der Kaiſer meine Souverainetät nicht an„erkennen. Ich ſehe auch in den Privatbriefen, welche ich „von Sr. Majeſtät dem Kaiſer erhalte, daß er mich nicht „mehr als Souverain anſehen will, wenn ich dem Bundes„ſyſteme nicht beitrete. Dieſen Beitritt aber kann ich nie „gewähren. Ich will den König von Neapel anerkennen, „ich will meinen Rechten entſagen, aber unter Bedingun„gen, welche für die Zukunft die Unabhängigkeit des hei„ligen Stuhles und meine perſönliche Ruhe ſichern. Man „beſchuldiget den Cardinal Conſalvi mit Unrecht. Man „ſcheint in Paris zu glauben, ich ſei ſo ſchwach, mich „durch ſeinen Willen leiten zu laſſen, ich ſei nur ein alter „Fantoccino. Auch wenn ich ihm einen Nachfolger gebe, „wird meine Meinung dieſelbe bleiben."

Dieſe Worte wurden in dem feſteſten Tone und mit

einer Miſchung von religiöſer Ergebung und tief verletzter Eitelkeit*) geſprochen. Indeß gab er Frankreich eine Art Genugthuung. Der Cardinal Conſalvi, der dem Haſſe des Cardinals Feſch ausgeſetzt geweſen war, wurde in Paris für einen Feind Frankreichs gehalten. Der Papſt entzog ihm ſeine Stelle als Staatsſecretär und gab ſie dem Cardinal Caſoni.

So war die Stellung Frankreichs zu dem heiligen Stuhle bei dem Beginne des Feldzugs in Preußen. Das Geſchick Frankreichs und deſſen Oberhauptes ſollten von Neuem den Wechſelfällen der Kämpfe ausgeſetzt werden. Aus Klugheit nicht minder als weil ſeine Aufmerkſamkeit ernſteren Intereſſen zugewendet war, ließ Napoleon den Streit mit Rom ſchlummern. Er that ſogar im Januar 1807 einen verſöhnenden Schritt. Der Erzbiſchof von Seleucia, Arezzo, früher Nuntius des heiligen Stuhles in Rußland, kehrte aus Deutſchland nach Rom zurück und der Kaiſer trug ihm auf, Sr. Heiligkeit zu ſagen, daß er alle ſeine frühern Beſchwerden vergeſſen und ein vertrauliches Verhältniß mit ihm wieder anknüpfen wolle, daß er ihn alſo nochmals auffordere, in die Anträge zu willigen, die ihm vorher gemacht worden wären.

Alquier vereinigte ſich mit Arezzo, um Pius VII. zu Conceſſionen zu bewegen. Er ſtellte ihm vor, daß der Kaiſer den erſten Schritt zu einer Verſöhnung thue und daß Se. Heiligkeit aus Dankbarkeit für den großen Fürſten, wie um ſeine weltliche Krone zu retten, ohne Verzug dem Bundesvertrage Italiens beitreten müßte**).

Dieſe Worte ſchienen einen gewiſſen Eindruck auf den

*) Depeſche Alquiers von Rom, den 21. Januar 1807.

**) Depeſche Alquiers von Rom, den 11. Juni 1806.

Papſt zu machen und er antwortete, er würde über das nachdenken, was ihm Herr Alquier geſagt und ihn nach acht Tagen ſeine Entſchließung mittheilen. Nach Ablauf dieſer Friſt begab ſich der Geſandte wiederum nach dem Monte Cavallo. Der heilige Vater ſagte ihm, er habe den von Arezzo ihm mitgetheilten Antrag reiflich überlegt; derſelbe zeige keineswegs an, daß Se. Majeſtät der Kaiſer geneigt ſei, von irgend einer Forderung abzugehen, daß er alſo keine Veranlaſſung habe, auf dieſe neue Eröffnung zu antworten, daß er keinen Schritt thun werde, eine unmögliche Verſöhnung herbeizuführen, daß er es weder nach den Geſetzen ſeines Gewiſſens als Haupt der Kirche noch nach denen ſeiner Ehre als weltlicher Fürſt könne, daß er muthig dem Schickſal entgegen ſehe, das ihm vorbehalten ſei und daß der Kaiſer mehr zu beklagen ſei, als er, wenn er die Kirche verfolge. Alquier wollte antworten, der Papſt hielt ihn aber durch eine Geberde davon zurück, machte ihm die Nutzloſigkeit weitern Andringens bemerklich und endigte die Unterredung.

In den ſechs Monaten, welche der Feldzug in Polen währte, wartete der heilige Vater ruhig, ſchweigend und ergeben auf den Ausgang des großen Kampfes, der ſein Schickſal wie das anderer Souveraine entſcheiden ſollte. Endlich ſprach ſich das einen Augenblick ſchwankende Glück aus; es blieb noch einmal unſern Fahnen treu, gab uns den Sieg auf den Feldern Friedlands und legte das Feſtland zu unſern Füßen. Ein von Tilſit abgefertigter Courrier meldete Herrn Alquier dieſes große Ereigniß, der Geſandte eilte alsbald nach dem Monte Cavallo, theilte dem heiligen Vater die erhaltenen Nachrichten mit, ſtellte ihm vor, daß er nur noch einige Augenblicke Zeit habe, dem Kaiſer einen ſchon ſo verſpätigten Beweis ſeiner Nach-

giebigkeit zu geben und beſchwor ihn, unmittelbar den König von Neapel anzuerkennen und dem Bunde Italiens beizutreten. Aber der unbeugſame Papſt antwortete Herrn Alquier: „ich habe dem Kaiſer meine Abſichten angezeigt „und werde nie von den Entſchlüſſen zurückkommen, die ich „ihm mitgetheilt.“

Rom näherte ſich großen und entſcheidenden Prüfungen; es mußte nachgeben oder untergehen.

Napoleon hatte das ganze Feſtland beſiegt, entwaffnet, unterworfen, aber England trotzte noch immer ſeiner Macht. Es gab nur noch ein Mittel, daſſelbe zu beugen, nämlich alle Seemächte zweiten Ranges zu bewaffnen und ihm alle Häfen Europa's zu verſchließen. Der Kirchenſtaat, welcher an zwei Meere grenzt, konnte nicht außerhalb des europäiſchen Bundes bleiben. Es kam Alles darauf an, daß der päpſtliche Hof, wie alle andern Seeſtaaten, ſich mit Frankreich vereinigte und den Engländern den Krieg erklärte, wenn er nicht ſelbſt ſeine weltliche Herrſchaft verlieren wollte.

Der Kaiſer war in Dresden. Am 22. Juli ſchrieb er an den Vicekönig nachſtehenden Brief, der für den Papſt beſtimmt war. Er richtete ihn nicht an denſelben ſelbſt, weil er es mit ſeiner Würde nicht für verträglich hielt, da er die Correſpondenz mit ihm abgebrochen hatte. Der Vicekönig erhielt den Befehl, ihm das Schreiben zuzuſenden. Jedes Wort dieſes Briefes iſt eine bittere Klage oder eine Drohung.

„Mein Sohn,

„Ich habe aus dem Briefe, den Se. Heiligkeit an Sie „gerichtet hat und den er mir ſelbſt ſicherlich nicht geſchrie„ben haben würde, geſehen, daß er mir drohet. Glaubt „er, daß die Rechte des Thrones in den Augen Gottes

„weniger heilig wären, als die der Kirche? Es hat Könige „gegeben, ehe es Päpſte gab. Sie wollen, ſagt er, alles „Böſe veröffentlichen, das ich der Religion zugefügt. Die „Unſinnigen! Sie wiſſen alſo nicht, daß es keine Stelle „giebt, in Deutſchland, in Italien, in Polen, wo ich für „die Religion nicht mehr Gutes gethan habe als der Papſt „Böſes gethan hat, nicht aus böſen Abſichten, ſondern nach „dem böswilligen Rathe einiger beſchränkten Männer in „ſeiner Umgebung. Sie wollen mich vor der Chriſtenheit „anklagen! Dieſer lächerliche Gedanke kann nur aus völ= „liger Unkenntniß der Zeit entſtehen, in welcher wir leben. „Es iſt ein Verſehen um tauſend Jahre. Der Papſt, der „einen ſolchen Schritt thäte, würde in meinen Augen auf= „hören Papſt zu ſein: ich würde ihn für den Antichriſt „halten, der erſchienen ſei, um in der Welt Alles umzu= „ſtürzen und den Menſchen Uebel zu bereiten, aber auch „Gott für die Ohnmacht deſſelben danken. Wenn dem ſo „wäre, würde ich meine Völker von aller Gemeinſchaft mit „Rom trennen und eine ſolche Polizei einrichten, daß man „weder jene geheimnißvollen Schriften circuliren ſehen, „noch jene unterirdiſchen Verſammlungen veranlaſſen ſollte, „welche einige Theile in Italien betrübt haben und die „nur beſorgte ängſtliche Gemüther beunruhigen ſollten. „Was will Pius VII. thun, wenn er mich vor der Chri= „ſtenheit verklagt? Meinen Thron mit dem Interdict be= „legen, mich in den Bann thun? Glaubt er, daß dann „meinen Soldaten die Waffen aus den Händen fallen wür= „den? Glaubt er meinen Völkern den Dolch in die Hand „zu geben, damit ſie mich ermordeten? Es bliebe ihm dann „weiter nichts übrig, als mir das Haar vom Kopfe ſchee= „ren zu laſſen und mich in ein Kloſter einzuſperren. Der „jetzige Papſt hat ſich die Mühe genommen, zu meiner

„Krönung zu kommen; ich habe an dieſem Schritte den „heiligen Prälaten erkannt. Aber er verlangte, daß ich „ihn die Legationen abträte; das konnte, das wollte ich „nicht thun. Der jetzige Papſt iſt zu mächtig. Die Geiſt„lichen ſind nicht zum Regieren da. Warum will der „Papſt nicht dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt? Iſt „er mehr auf Erden als Jeſus Chriſtus? Vielleicht iſt, „wenn er fortfährt, die Angelegenheiten meiner Staaten „zu ſtören, die Zeit nicht weit entfernt, in welcher ich den „Papſt nur noch als Biſchof von Rom anerkenne, der in „demſelben Range ſteht, wie die Biſchöfe in meinen Staa„ten. Ich würde mich nicht ſcheuen, die gallicaniſche, die „italieniſche, die deutſche und polniſche Kirche in einem „Concilium zu vereinigen, um meine Angelegenheiten ohne „Papſt abzuthun. Wer in einem Lande hilft, kann auch „in einem andern helfen. Die Rechte der Tiara ſind im „Grund nur Pflichten, ſich zu demüthigen und zu beten. „Ich habe meine Krone von Gott und meinen Völkern und „bin nur Gott und meinen Völkern dafür verantwortlich. „Für den römiſchen Hof werde ich immer Karl der Große „ſein, niemals Ludwig der Schwache. Jeſus Chriſtus hat „keine Pilgerfahrt nach Rom angeordnet wie Mahomed „nach Mecca. Das ſind meine Anſichten, mein Sohn und „ich hielt es für nöthig, ſie Ihnen mitzutheilen. Ich er„mächtige Sie nur noch zu einem einzigen Briefe an Se. „Heiligkeit, um ihm anzuzeigen, daß ich nicht einwilligen „könnte, daß die italieniſchen Biſchöfe ihre Inſtitution in „Rom ſuchen....“

An demſelben 22. Juli ſchickte Talleyrand von Dresden aus neue Inſtructionen an Alquier. Der Kaiſer hatte einen bedeutungsvollen Entſchluß gefaßt, der in der Geſchichte ſeiner Streitigkeiten mit dem heiligen Stuhle eine

neue Phaſe eröffnet. Da er dem Geiſte der Feindſchaft, welche das heilige Collegium gegen Frankreich fühlte, den hartnäckigen Widerſtand des heiligen Vaters zuſchrieb, ſo hatte er ſich entſchloſſen, die Majorität dieſer Corporation zu brechen. Er wollte die Elemente derſelben modifiziren, indem er vierundzwanzig franzöſiſche und italieniſche Cardinäle, auf die er unter allen Umſtänden rechnen konnte, in dieſelbe brächte. Der Geſandte erhielt demnach den Befehl, bei der päpſtlichen Regierung darauf zu dringen, daß dieſe Maßregel ſofort angenommen werde. „Wenn „man ſich weigert,“ ſchrieb Talleyrand, „wenn der römi„ſche Hof nicht zu einem gemeſſeneren und paſſenderen Be„nehmen gegen Frankreich zu bringen iſt, ſo geben Sie zu „verſtehen, Sie hätten Befehl erhalten, Ihre Päſſe zu „fordern und Rom zu verlaſſen.“ Außerdem wurde Herrn Alquier aufgetragen, zu verlangen, daß ſofort dem Cardinal-Legaten Caprara Vollmachten geſandt würden, damit alle zwiſchen den beiden Höfen ſtreitigen Punkte definitiv geordnet werden könnten.

Alquier erhielt durch denſelben Courrier einen Brief des Vicekönigs an den Papſt, in welchem das Schreiben des Kaiſers an den Prinzen Eugen eingeſchloſſen war. Es war dem Geſandten befohlen, Alles Pius VII. zu übergeben.

Am 5. Auguſt begab ſich Alquier nach dem Monte Cavallo und theilte zunächſt dem Papſte die neuen Conceſſionen mit, welche der Kaiſer von ihm verlangte. Dieſe Anzeige betrübte den heiligen Vater ſehr. In Bezug auf die Vollmacht, welche dem Cardinal-Legaten Caprara zugeſandt werden ſollte, erklärte er, Fragen, welche ebenſo ſehr die kirchliche Rangordnung als die Disciplin der Kirche beträfen, könnten nirgends anders als in Rom und auf

dem Grabe der heiligen Apoſtel verhandelt und geregelt werden. „Er würde eine Commiſſion von Theologen be„zeichnen, damit man ſich verſtändige und dann wolle er in „Rückſicht auf den Kaiſer einwilligen, daß der Vertrag in „Paris entworfen und unterzeichnet werde. In jedem Falle „würde er dem Cardinal Caprara einen ſolchen Auftrag „nicht geben. Er ſei zu bejahrt, um ihn erfüllen und ſich „gegen Herrn Portalis, il più gran parlator del mundo, „vertheidigen zu können.“

Ein noch ſtärkeres Widerſtreben äußerte er in Bezug auf die Vermehrung der franzöſiſchen Cardinäle in dem heiligen Collegium. „Der Kaiſer,“ ſagte der heilige Vater, „könnte durch alle Mittel des Einfluſſes, die ihm zu „Gebote ſtänden, über die Stimmen der franzöſiſchen, ita„lieniſchen und neapolitaniſchen Cardinäle verfügen und er „würde, wenn er wollte, in dem Conſiſtorium ein Ueber„gewicht haben, das ihm keine Macht ſtreitig zu machen „vermöchte.“ Der Geſandte übergab, als er ſich entfernte, dem heiligen Vater das Schreiben des Vicekönigs.

Am andern Tage erſchien er von Neuem und fand Pius VII. in unbeſchreiblicher ſchmerzlicher Aufregung. Der heilige Vater hatte das ſchreckliche Schreiben des Kaiſers an den Vicekönig geleſen und wieder geleſen. Bei dem Anblicke Alquiers ſagte er mit dem Ausdrucke tiefer Traurigkeit, er ſei ſchon längſt überzeugt, daß die Kirche, um wieder neue Kraft zu erlangen, ſich in den Stürmen einer Verfolgung ſtärken müßte, daß der Glaube in der ganzen Chriſtenheit theils durch die Bemühungen der Ungläubigen und der Philoſophen, theils durch die Gleichgiltigkeit lau gemacht worden, welche ſich der Katholiken aller Claſſen und Länder bemächtiget habe und daß er für ſeine Perſon geneigt ſei, für den Glauben im Nothfalle Alles zu er-

dulden, Alles zu opfern. Dann zeigte er dem Geſandten das Schreiben des Kaiſers an den Vicekönig und las es ihm ganz, mit bewegter Stimme vor. Als er an die Stelle gelangte, wo ihn der Kaiſer beſchuldigte, daß er ſeine Völker zum Aufruhre und Kaiſermorde reize, konnte er ſeine Gefühle nicht länger beherrſchen; die Thränen ſtrömten ihm aus den Augen und er erlitt eine Art Krampfanfall, der ihm auf einige Augenblicke die Sprache benahm. Bei dem Anblicke des ſo unglücklichen und verehrungswürdigen Greiſes wurde Alquier gerührt und er war nicht im Stande, eine ſtolze, drohende Sprache gegen ihn zu führen. Was hätte es auch genutzt, Pius VII. zu drohen? Er ſchien ja, weit entfernt das Unglück zu fürchten, daſſelbe mit aller Inbrunſt ſeiner Seele herbeizuwünſchen als eine Prüfung, die nothwendig ſei, der Kirche ihren frühern Glanz wiederzugeben. Der Geſandte bemühete ſich alſo mehr ihn zu überzeugen, als ihn zu erſchrecken. Er ſprach nur von Frieden und Eintracht mit ihm; er erinnerte ihn an alle Dienſte, welche der Kaiſer der Kirche geleiſtet, an die wirkliche Liebe, die das Herz deſſelben für die Perſon Sr. Heiligkeit fühle und erſuchte ihn in den ergreifendſten Ausdrücken, einer Verſöhnung ſich nicht zu entziehen. Er war ſo dringend, ſo ergreifend, daß der erſchütterte Papſt endlich einwilligte, einem Miniſter, der ſich nach Paris begeben ſollte, Vollmacht zu ertheilen, um die ſtreitigen Punkte in Ordnung zu bringen.

Es blieb nun nur noch übrig, ſich über die Wahl des Unterhändlers zu verſtändigen. Nach einigen Tagen der Unſicherheit bezeichnete der heilige Vater den Cardinal Litta. Litta war eines der ausgezeichnetſten und einflußreichſten Mitglieder des heiligen Collegiums. Er beſaß einen ſehr gebildeten ſchlauen Geiſt, eine außerordentliche Höflichkeit

ohne Kriecherei, eine bemerkenswerthe elegante Sprache, ſtrenge Sitten und großen Glaubenseifer. Niemand würdigte die kritiſche Lage des heiligen Stuhles und die Nothwendigkeit, ihr ein Ende zu machen, beſſer als er. Er hielt es für weiſe, Conceſſionen zu machen, die indeß über gewiſſe Grenzen nicht hinausgehen dürften, weil er meinte, daß man ſich erniedrige, ohne ſich zu retten, wenn man weiter ginge. Leider war er einer der Cardinäle, welche ſich am ſtärkſten der Reiſe des heiligen Vaters nach Frankreich widerſetzt hatten. Der Kaiſer hatte ihm dies nicht vergeſſen und nicht verziehen. Es gefiel ihm überdies nicht, mit einem ſo klugen Unterhändler zu thun zu haben und er ließ der päpſtlichen Regierung anzeigen, daß er dieſe Eminenz nicht empfangen würde. „Man kennt," ſchrieb Champagny den 18. Auguſt an Alquier, „die Abſtimmung des „Cardinals Litta bei der Reiſe des Papſtes nach Paris. „Man erinnert ſich, daß er es war, welcher die Ruſſen „nach Malta ziehen ließ, was gegen die Beſtimmungen des „Ordens und die Grundſätze der Kirche war und was ſei„nen Glauben ſehr verdächtig macht, ſo daß man ſich wohl „wundern darf, wie der heilige Vater, der doch einen Le„gaten hier hat, welcher immer ſein Vertrauen genoß, dies „jetzt einem Manne ſchenkt, der mit den franzöſiſchen Ange„legenheiten nicht vertraut und nicht geneigt iſt, ſie zu been„digen und gegen welchen ſich ſoviel einwenden läßt."

Der Cardinal von Bayanne und, wenn dieſer abgehalten ſei, der Cardinal Vicenzo wurden als diejenigen bezeichnet, welche der Kaiſer am liebſten mit der Unterhandlung beauftragt ſehen würde. Der Cardinal Bayanne beſaß hohe Tugenden, war aber alt, taub, ſchwach und ein Franzoſe; aus allen dieſen Gründen wurde er bezeichnet. Da Frankreich den Cardinal Litta verworfen hatte, mußte ihn

der Papſt aufgeben, aber er wollte auch Bayanne nicht wählen, ſondern den Cardinal Pacca. Gegen dieſen hatte der Kaiſer eben ſo große Abneigung wie gegen den Cardinal Litta. So mußte man ſich denn fügen und der Cardinal von Bayanne wurde ernannt.

Der römiſche Hof ſah indeß das Unwetter heranziehen und die Furcht begann ſich aller Gemüther zu bemächtigen. Die Furchtſamen im heiligen Collegium ſtrengten ſich an, um zu ermitteln, durch welche Pfänder der Unterwerfung, durch welche auffallende Huldigung, durch welche außerordentliche Auszeichnung der Kaiſer wohl beſänftiget werden könnte. „Wenn, um Se. kaiſerliche Majeſtät mit uns zu „verſöhnen und ſie zu bewegen, daß ſie uns weiter leben „laſſe,“ ſagte eines Tages ein Mitglied des heiligen Collegiums zu Alquier, „wiederholt werden ſollte, was ſonſt „für Karl den Großen gethan wurde, wenn ſogar mehr „gethan werden müßte, es würde das ſehr leicht ſein*).“

Der Cardinal von Bayanne wiederholte denſelben Vorſchlag. „Ich weiß nicht,“ ſagte er, „welche Anſichten Se. „Majeſtät über den Titel haben mag, der ſeine Macht „ausſprechen kann, aber ich glaube, daß man keine Schwie„rigkeit machen würde, wenn er als Kaiſer des Abendlan„des geweihet ſein wollte. Ich ſelbſt könnte freilich den „Antrag nicht machen, wenn man aber in Paris mit mir „davon ſpräche, würde ich an den Papſt ſchreiben und ich „zweifele nicht, daß er mir ſeine völlige Zuſtimmung über„ſendete.“ Das, was Herr von Bayanne vorſchlug, war mehr ein pomphafter Titel als etwas Wirkliches und in der Hauptſache, in der Zuſtimmung zu dem Föderativvertrage und der Vermehrung der Zahl der franzöſiſchen Car-

*) Depeſche des Herrn Alquier vom 31. Auguſt 1807.

dinäle in dem heiligen Collegium blieb der römiſche Hof unbeugſam. Vergebens vereinigte der Cardinal von Bayanne ſeine Bemühungen mit denen Alquiers, um Se. Heiligkeit zu bewegen, ihm Vollmacht zu geben, die ihn ermächtige, Alles zu bewilligen, was Frankreich verlangte. Pius VII. überſandte ihm ſehr umfängliche Inſtructionen und ſehr beſchränkte Vollmachten. Er wollte auch verſuchen, ob er den Kaiſer nicht bewege, wenn er ſich direct an ihn wende. Er ſchrieb ihm deshalb einen Brief voll Sanftmuth und Salbung. Er ſagte ihm darin, daß er für ſeine Perſon noch immer die liebevollſten Geſinnungen hege und betheuerte, daß er ſtets bereit ſein würde, alle Forderungen zu bewilligen, die nicht gegen ſeine heiligen Pflichten und ſein Gewiſſen wären. Er habe, ſetzte er hinzu, als er den Cardinal von Bayanne nach Paris geſandt, Frankreich einen neuen Beweis von ſeinem Wunſche geben wollen, ihm angenehm zu ſein. Als ſich das Gerücht verbreitete, der Kaiſer werde nach Italien und Rom kommen, lud ihn Pius VII. ein, in dem Vatican abzuſteigen; „er wolle,“ ſagte er, „Niemandem die Ehre laſſen, einen ſo erlauchten „Gaſt zu empfangen.“

Dieſes Schreiben brachte den Eindruck nicht hervor, welchen der heilige Vater gehofft hatte. Der Kaiſer hatte jede Hoffnung aufgegeben, den Papſt für ſein Syſtem zu gewinnen und es drängte ihn nun, das päpſtliche Gebiet zu beſetzen. Am 21. September richtete Herr von Champagny eine heftige Note an den Cardinal-Legaten, in welcher alle Bedingungen auseinander geſetzt waren, von welchen der Kaiſer die Wiederherſtellung ſeiner freundſchaftlichen Verhältniſſe mit dem heiligen Stuhle abhängig machen wollte. Die Ungeduld, der weltlichen Herrſchaft des Papſtes ein Ende zu machen, zeigte ſich deutlich darin.

„Es liegt dem Kaiſer nichts daran,“ ſagte der Miniſter, „ob ſieben oder acht Engländer in Rom weniger ſind; „die Hauptſache für ihn iſt, daß der weltliche Herrſcher „von Rom mit Frankreich gehe und, da er ſich mitten in „dem großen Reiche befindet und von deſſen Heeren um„geben iſt, den Intereſſen und der Politik Frankreichs nicht „fremd bleibe. Der Kaiſer verlangt weiter nichts, als „daß der Papſt mit ihm ſich gegen die Ungläubigen ver„binde, was der heilige Stuhl immer für eine Pflicht gehal„ten hat und gegen die Engländer, ein ketzeriſches Volk, „welches ſich dem Weltfrieden widerſetzt und ſelbſt die „Katholiken im eigenen Lande als Feinde behandelt. Den „Kaiſer leitet bei dieſem Verlangen kein Gefühl des Haſ„ſes; nur das Intereſſe der Menſchheit, nur die Stimmen „von ſechszig Millionen Menſchen rufen ihm zu: zwinge „England, in Frieden mit uns zu leben, uns unſere Hä„fen, unſere Küſten, unſere Schiffe, unſere Handelsverbin„dungen zurückzugeben. Dieſe edeln Beweggründe bewaff„nen ihn in der Ausführung ſeiner Abſichten. Daher die „Nothwendigkeit, Rom den Intriguen der Engländer zu „entziehen. Wenn der Papſt allein auf dem Feſt„lande ihnen zugethan bleiben wollte, würde „es nicht die Pflicht des Staatsoberhaup„tes ſein, unmittelbar dem Kaiſerreiche die„ſen Theil ſeiner Beſitzungen einzuverleiben, „welcher ſich durch ſeine Politik davon trennt, „und die Schenkung Karls des Großen aufzu„heben, die man zur Waffe gegen ſeinen Nach„folger macht? Er würde damit weder die Religion „antaſten, der zu dienen er ſich rühmt, noch die Oberherr„ſchaft des Papſtes, deren eifriger Vertheidiger er immer „ſein wird. Aber die Rechte des Thrones ſind verſchieden

„von denen des Altars. Man hat immer zwiſchen dem „Weihrauchsfaß und dem Diadem unterſchieden. Die „kirchliche Souverainetät iſt in allen Ländern verbreitet, „weil das Evangelium überall geprediget worden iſt und „ſie kann zum Ruhme und Nutzen der Religion ausgeübt „werden, wo ſie auch ihren Sitz haben mag und ohne „Verbindung mit einer weltlichen Macht. Der Kaiſer „würde ſich indeß aus Nachgiebigkeit gegen den Papſt, „den er ganz beſonders ehrt, ehe er zu dieſem Aeußerſten „ſchreitet, auf eine durchaus nothwendige Maßregel be„ſchränken, um Oberitalien mit den Staaten Neapels und „ſeine Armeen im Norden mit denen im Süden zu verei„nigen, er würde nur die Legationen Urbino, „Macerata und Ancona mit ſeinem Reiche ver„einigen und Rom unter der Macht des Papſtes „laſſen, weil das ſo iſolirte Rom den Intereſ„ſen des Reiches nicht ſchaden könnte. Das iſt, „Herr Cardinal, die Alternative, welche Sr. Heiligkeit ge„boten wird. Es wird auch gegen den Unterhändler keine „andere Sprache geführt werden. Durch leere Reden kommt „man aus dieſem Kreiſe nicht heraus. Der Papſt hat zu „wählen. Wenn der Wiener Hof wie der Kaiſer Italien „in ſeiner Macht gehabt hätte, würde er dem Papſte nicht „einmal dieſe Wahl gelaſſen und durch ſeine Truppen Rom „längſt beſetzt haben. Se. Heiligkeit weiß es und hat es „dem Kaiſer mehrmals geſagt.“

Der Miniſter ging darauf zu den religiöſen Fragen über und ſetzte hinzu: „Die kirchlichen Angelegenheiten Ita„liens betreffen drei Gegenſtände.

„Zuerſt die Mönche. Der Kaiſer iſt ihnen nicht gün„ſtig geſinnt. Es gab keine zur Zeit der Apoſtel; es giebt „keine in Frankreich; Italien braucht keine. Es braucht

16*

„Soldaten, die es gegen die Ungläubigen und gegen die „Ketzer vertheidigen in dieſer Zeit der Kriſis. Der Kaiſer glaubt ſeinen Willen in dieſer Hinſicht ausſprechen „zu müſſen, weil Papiere, die er in ſeinen Händen hat, „ihm beweiſen, man habe die Abſicht gehabt, die Jeſuiten wieder herzuſtellen, jene verhaßte Secte, welcher „Frankreich den Tod des beſten ſeiner Könige zuſchreibt „und weil die Cardinäle, welche dieſe Feinde des Königs „begünſtigen, gerade die ſind, welche in Rom im größten „Anſehen zu ſtehen ſcheinen.

„Der Kaiſer bleibt dabei, daß ſeine italieniſchen Biſchöfe die Reiſe nach Rom nicht zu machen nöthig haben. „Er macht da ein Recht ſeiner Krone geltend, jener eiſernen Krone, welche auf dem Haupte Karls des Großen „nicht unabhängiger war, als die kaiſerliche Krone.

„Der Kaiſer verlangt, daß Venedig und die eroberten „Länder in dem italieniſchen Concordate eingeſchloſſen werden. Auch dies iſt ein unumgängliches Recht. Als Corſica mit Frankreich vereiniget wurde, trat es in das „Concordat Franz I. durch einen Act der Autorität des „Königs und nicht der päpſtlichen Autorität ein.

„Der Kaiſer verlangt die Vermehrung der Zahl der „franzöſiſchen Cardinäle, damit ſie der Bevölkerung des „Reiches entſprechend ſei. Wie ſollte Frankreich nicht daſſelbe Recht haben wie der römiſche Staat? Und wäre „es nicht ſeltſam, wenn die Bewohner des Landes, in welchem das Reich Karls des Großen entſtand, von der „Schenkung ausgeſchloſſen würden, welche dieſer Fürſt der „Kirche und in der Kirche der ganzen Chriſtenheit machte?

„Der Kaiſer muß als Protector des deutſchen Bundes „für die Intereſſen dieſes großen Landes ſorgen. Dazu „wurde ihm die weltliche Macht gegeben und wenn die

„Verblendung und Unwiſſenheit einiger treuloſen Räthe „den römiſchen Hof veranlaſſen, in Deutſchland das Intereſſe der Katholiken den Proteſtanten zu opfern, kann „nicht der Kaiſer, der ſich wohl erinnert, daß die Religion „nicht untergehen kann und der das Werkzeug war, deſſen „ſich Gott bediente, um ſie in Frankreich wiederherzuſtellen, „in Deutſchland denſelben Beruf zu haben glauben? Der „Kaiſer fordert alſo, daß das Concordat Deutſchlands unter ſeinen Augen entweder durch Sie, oder durch den „Cardinal von Bayanne, oder durch den Nuntius Zinga „unterhandelt werde, wenn der eine oder der andere mit „den nöthigen Vollmachten verſehen iſt.

„Das ſind, Herr Cardinal, die Wünſche des Kaiſers, „die ſich auf das Intereſſe der Völker und der Religion „ſtützen. Wenn der Papſt ſich weigert, in dieſelben zu „willigen, wenn ſein Unterhändler nicht mit den nöthigen „Vollmachten verſehen iſt, um zu dem angezeigten Ziele „zu gelangen, ſo wird der Kaiſer in Bezug auf die weltlichen Angelegenheiten an die Obergewalt ſeiner Krone „appelliren und handeln, wie Karl der Große gehandelt „haben würde, deſſen Reiche er geerbt hat und wie Karl V. „handelte, der bei weitem nicht dieſelben Rechte hatte. In „Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten wird er an ein „allgemeines Concil der Chriſtenheit appelliren, das einzige unfehlbare Organ und höchſten Schiedsrichter in „allen kirchlichen Streitigkeiten.“

So verbarg Napoleon den unermeßlichen Ehrgeiz nicht mehr, der ihn zu einer unbegrenzten Größe drängte. Es ſprach nicht mehr das Staatsoberhaupt Frankreichs, ſondern der neue Karl der Große, der Kaiſer des Abendlandes. Er erklärte das ganze Italien für einen integrirenden Theil ſeines Reiches; es gab zwar in dieſem Lande noch Sou-

veraine, einen König von Neapel und einen Papſt, aber Napoleon erkannte ſie nur als erſte Vaſallen ſeiner Krone an.

Am 23. September ſandte Champagny eine Abſchrift der Note vom 21. an Herrn Alquier und forderte ihn auf, für den Fall, daß die dem Cardinal Bayanne ertheilten Inſtructionen beſchränkt wären, ihm weitere geben zu laſſen, die ihn ermächtigen könnten, alle vorgeſchlagenen Bedingungen zu unterzeichnen. Bayanne war indeß bereits abgereiſet, als die letzte Depeſche in Rom ankam.

Es iſt traurig, den Gebieter Frankreichs, den ſo ſtarken und genialen Mann, ſeinen glänzenden Verſtand aufbieten zu ſehen, um einen alten Mann zu täuſchen und zu demüthigen, deſſen Widerſtand von feſter Ueberzeugung und jedenfalls achtungswerthen Gewiſſensſcrupeln ausging.

Der Cardinal reiſete nach Frankreich, als er in Turin ein Schreiben des Vicekönigs erhielt, der ihn aufforderte, ſich ſofort nach Mailand zu begeben. Er gehorchte. Der Vicekönig fragte ihn über ſeine Sendung und machte ihn mit den Bedingungen bekannt, an welche Frankreich ſeine Ausſöhnung mit Rom knüpfte; dann ſagte er: „können „Sie mir Ihr Cardinalswort geben, daß Sie unbeſchränkte „Vollmacht haben, alle dieſe Bedingungen zu unterzeichnen? „Wenn Sie dieſelbe nicht haben, ſo iſt es nicht nöthig, „die Strapazen einer zweckloſen Reiſe und Unterhandlun„gen zu unternehmen und der Kaiſer wird von den Pro„vinzen Urbino, Macerata und Ancona Beſitz nehmen.“

Herr von Bayanne geſtand, daß er nicht ermächtiget ſei, Alles zu unterzeichnen, was Frankreich verlangte. Er war noch in Mailand, als er ein Schreiben von Champagny vom 30. September erhielt, das Alles beſtätigte, was ihm der Vicekönig geſagt hatte. Trotz den Worten des Prin-

zen und dem Schreiben des Miniſters glaubte er aber, ſeine Anweſenheit in Paris könnte den Intereſſen ſeines Hofes noch von größerem Nutzen ſein, als wenn er umkehre und ſo ſetzte er ſeine Reiſe fort.

Durch ein Schreiben ebenfalls vom 30. September trug Herr von Champagny Herrn Alquier auf, den päpſtlichen Hof aufzufordern, ſofort dem Cardinal von Bayanne den Befehl zu ſenden, die in der Note vom 21. September enthaltenen Bedingungen wenigſtens in Allem, was die weltlichen Angelegenheiten betreffe, anzunehmen. „Im Falle „der Weigerung würde der General Lemarrois unmittel„bar Beſitz von Urbino, Ancona und Macerata nehmen; „Herr Alquier ſelbſt habe ſeine Päſſe zu verlangen und „Rom mit ſeiner ganzen Geſandtſchaft zu verlaſſen.“

Das Schreiben des Miniſters kam am 8. October in Rom an. Der Geſandte begab ſich ſogleich in den Quirinal und erklärte dem Cardinal Staatsſecretär, daß, wenn Se. Heiligkeit binnen drei Stunden dem Cardinal Bayanne nicht genügende Inſtructionen ſende, die vorgeſchlagenen Grundlagen anzunehmen, er Rom verlaſſen müſſe und die franzöſiſchen Truppen die Provinzen Urbino, Ancona und Macerata beſetzen würden.

Der Papſt ſuchte ſeit zwei Jahren ſeine Tugend darin, dem Kaiſer zu trotzen, ja er ſchien es mit Ungeduld zu erwarten, den Augen der ganzen Chriſtenheit das Haupt der Kirche aus ſeinem Palaſte getrieben, aus der Hauptſtadt verwieſen und in der Nothwendigkeit zu zeigen, im Freien umher zu irren und, wie die erſten Biſchöfe von Rom, ein Aſyl gegen die Verfolgungen zu ſuchen, feſt entſchloſſen und ergeben, lieber zu ſterben, wenn es ſein müßte, als die Majeſtät der dreifachen Krone zu erniedrigen. Mit

großem Ueberzeugungseifer bereitete er ſich vor, dieſe ſeltſame Rolle zu ſpielen, die nicht mehr für dieſe Zeit paßte und von der er außerordentliche Wirkungen erwartete. Als es aber darauf ankam, mit dem Kaiſer Napoleon für immer zu brechen, war nicht jeder Muth dem ſeinigen gewachſen. Der fromme und unbeugſame Antonelli, der tiefgelehrte Theolog Pietro, der feurige Novarella wollten den Widerſtand bis zum Aeußerſten treiben; alle andern Cardinäle riethen zur Unterwerfung. Das Herzogthum Urbino, Macerata und die Mark Ancona waren die reichſten Provinzen, die, welche den päpſtlichen Schatz nährten und den Glanz des Thrones ausmachten. Die meiſten Mitglieder des heiligen Collegiums fühlten die Furcht, die Quellen ihres Einkommens verſiegen zu ſehen und dieſe noch weit ehrgeizigeren als fanatiſchen Alten waren der Meinung, der heilige Vater müſſe ſich unter den Willen des Herrn von Italien beugen. Pius VII. hegte tiefe Ehrfurcht vor den Beſchlüſſen des Conſiſtoriums. Er fühlte nicht die Kraft in ſich, gegen alle dieſe beunruhigenden und ehrgeizigen Beſtrebungen zu kämpfen, er gab endlich nach und erklärte in dem von dem franzöſiſchen Geſandten feſtgeſetzten Termine, daß er dem italieniſchen Bunde beitreten, mit Frankreich gemeinſchaftliche Sache gegen England machen und genehmigen wolle, daß Ancona und Civita-Vecchia franzöſiſche Garniſonen erhielten. Dagegen verſchanzte ſich ſeine päpſtliche Würde hinter den kirchlichen Fragen. Er weigerte ſich hartnäckig, in die Aufhebung der Mönchsorden in Italien zu willigen und wollte auch ſeine Zuſtimmung nicht geben, daß die Zahl der franzöſiſchen Cardinäle in dem Conſiſtorium vermehrt werde. Alquier, der in dieſer letztern Frage einen unüberwindlichen Widerſtand fand, beging das Unrecht, ſie für eine kirchliche zu

halten, deren Löſung vertagt werden könnte und nahm ſie demnach in ſein Ultimatum nicht auf.

Die großen Schwierigkeiten ſchienen indeß beſeitiget zu ſein und die in den letzten Tagen ſo gewaltſam aufgeregten Gemüther beruhigten ſich wieder. Der Papſt hoffte, daß ſeine weltliche Krone allen Gefahren entgangen ſei. Auf ſeine Bitte ſchrieb der franzöſiſche Geſandte an den General Lemarrois, da der römiſche Hof alle Forderungen Frankreichs in weltlichen Dingen bewilliget habe, ſo wären die eventuellen Befehle, die er von dem Kaiſer erhalten habe, nicht auszuführen, als eine unerhörte Nachricht nach Rom gelangte. Courriere von Ancona und Urbino meldeten, daß die Franzoſen vorrückten. Bald ließ ſich nicht mehr zweifeln, man erfuhr, daß der General Lemarrois im Namen des Kaiſers von dem Herzogthume Urbino, von der Mark Ancona und der Provinz Macerata Beſitz genommen habe. Die Nachricht war auch nur zu wahr. Am 29. September war dem General Lemarrois der Befehl zugekommen, in das päpſtliche Gebiet einzurücken. Napoleon hatte alſo mit der Ausführung ſeiner Drohung nicht gewartet, bis der römiſche Hof die in der Note vom 21. September enthaltenen Bedingungen zurückgewieſen — ein offenbarer Beweis, daß er keineswegs, wie er ſagte, verſöhnliche Geſinnungen hegte, daß er dem Papſt keine Bedenkzeit hatte laſſen wollen und die Sprache, welche der Vicekönig gegen den Cardinal Bayanne und Alquier gegen den Cardinal Staatsſecretär geführt, nur ein Mittel geweſen war, den heiligen Vater zum Aeußerſten zu treiben, von ſeiner Seite nur Weigerungen hervorzurufen und einen Vorwand zu haben, die ſchönſten Provinzen des Kirchenſtaates an ſich zu reißen.

Die Nachrichten aus Paris beſtätigten die bereits er-

haltenen. Der heilige Vater hatte den Entſchluß des Cardinals Bayanne gebilliget, die Reiſe nach Frankreich fortzuſetzen und ihm eine Erweiterung der Inſtructionen geſandt, welche ihm diesmal ſehr beſchränkte Vollmacht in kirchlichen Angelegenheiten, dagegen ſehr ausgedehnte in weltlichen übertrug.

Als der Kaiſer einen Unterhändler bei ſich hatte, der ihm nicht widerſtehen konnte, legte er ihm den Entwurf eines Vertrages vor, welcher allen Fragen, nicht blos den politiſchen, ſondern auch den kirchlichen, welche man bis dahin geſchont hatte, ein Ende machte. Weder der Cardinal Bayanne, noch der Cardinal-Legat waren ermächtiget, einen ſolchen Entwurf anzunehmen; aber die beiden Alten hatten auch nicht die Kraft, dem Kaiſer zu trotzen. Sie redeten ſich ein, daß ſie die päpſtliche Krone retteten, wenn ſie Alles bewilligten und unterzeichneten den Vertrag.

Die Hauptbeſtimmungen deſſelben waren:

„Der heilige Vater wird gemeinſchaftliche Sache mit „Sr. Majeſtät in allen Kriegen gegen die Ungläubigen und „die Engländer machen.

„Der Kaiſer wird die Staaten des heiligen Stuhles „vertheidigen und der Flagge deſſelben bei den Barbaresken Achtung verſchaffen.

„Die Bewachung der Häfen und Küſten des päpſtlichen „Staates wird den franzöſiſchen Truppen anvertraut.

„Man wird Arbeiten zur Befeſtigung Ancona's und „zur Räumung des Hafens vornehmen. Frankreich wird „das Recht haben, da zweitauſend Mann Truppen zu unterhalten.

„Der heilige Stuhl erkennt die Könige von Neapel, „von Holland, von Weſtphalen wie den Großherzog von „Berg und den Fürſten von Lucca an. Er entſagt jeder

„Art Inveſtiturrecht auf die Krone Neapel, wie ſeinen „Souverainetätsrechten über die Fürſtenthümer Benevent „und Ponte-Corvo.

„Die Zahl der franzöſiſchen Cardinäle wird auf ein „Drittheil der Geſammtzahl der Mitglieder des heiligen „Collegiums gebracht.

„Das Concordat Italiens wird in den Staaten Vene„dig und Lucca zur Ausführung gebracht. Die italieni„ſchen Biſchöfe werden von ihrem Metropolitan die cano„niſche Inſtitution erhalten und folglich von der Reiſe nach „Rom dispenſirt ſein.

„Der heilige Stuhl wird die Freiheiten der gallikani„ſchen Kirche unangetaſtet laſſen.

„Es ſoll ein Concordat für den Theil des katholiſchen „Deutſchlands unterhandelt werden, welcher zu dem Rhein„bunde gehört.“

Wie ſoll man die Beſtürzung, das Entſetzen und den Zorn ſchildern, die ſich Roms bei der Beſetzung Urbino’s, Macerata’s und Ancona’s bemächtigten? Die Einnahmen aus dieſen Provinzen waren nicht nur der liquideſte und bedeutendſte Theil des päpſtlichen Gebietes; es beſtanden auch unter ihnen und der Hauptſtadt viele Geſchäftsverbindungen. Eine große Anzahl Prälaten, Domherren und Abbaten beſaßen in dieſen Provinzen reiche Pfründen, ſo daß die ganze hohe Geiſtlichkeit Roms in ihren Exiſtenzmitteln bedroht war. Aber der rührendſte und grauſamſte Schmerz war der des heiligen Vaters. Er ſah ſich nicht nur in ſeiner weltlichen Souverainetät verletzt, er war auch in ſeiner Würde als Haupt der Kirche und als Mann beleidiget. Er hatte, als er in die Bedingungen Frankreichs willigte, weniger der Furcht als den dringenden Bitten des heiligen Collegiums nachgegeben. Vielleicht hatte er ſich

in ſeinem Gewiſſen dieſe Nachgiebigkeit als Schwäche vorgeworfen, aber ſich doch wenigſtens geſagt, daß er muthig bis zur letzten Stunde widerſtanden und durch ſeine Demüthigung die Integrität ſeines weltlichen Gebietes gerettet habe und gerade in dem Augenblicke, wo er Alles, was annehmbar war, angenommen, hatte ihm Frankreich mit einem Male ſeine Staaten und ſeine Ehre geraubt. Zuerſt wollte er alle ſeine Zugeſtändniſſe widerrufen, die er am 8. October gemacht; als er aber Kenntniß von dem Vertrag erhielt, den der Cardinal Bayanne und der Cardinal-Legat in Paris unterzeichnet hatten, kannte ſein Unwillen keine Grenzen mehr; er berief alsbald das heilige Collegium und theilte ihm das Actenſtück mit. Die Cardinäle wagten vor einem ſolchen Schmerze nicht den geringſten Einwand zu machen und alle wieſen den Vertrag als einen ſolchen zurück, der gegen die Unabhängigkeit, die Würde und die kirchlichen Rechte des oberſten Kirchenhauptes wären. Pius VII. ſchrieb eigenhändig an den Cardinal von Bayanne, um Alles zu desavouiren, was derſelbe gethan hatte, zeigte ihm an, daß er ſich nie den entehrenden Bedingungen unterwerfen würde, die ihm der Kaiſer aufnöthigen wolle, entzog ihm ſeine Vollmacht und machte der Sendung, mit der er ihm beauftragt hatte, ein Ende.

Die Unterhandlungen waren abgebrochen *) und das wollte der Kaiſer, denn er brannte vor Verlangen, Roms ſich zu bemächtigen. Er ſchickte dem General Miollis den Befehl, ohne Verzug gegen dieſe Hauptſtadt zu rücken und ſie zu beſetzen. Herr von Champagny unterrichtete Alquier davon in einem Schreiben vom 22. Februar. Er ſchrieb:

*) Depeſche des Herrn von Champagny an den Cardinal Bayanne. (7. Januar 1808.)

„Am 25. Januar wird die franzöſiſche Armee in Perugia „und am 8. Februar in Rom ſein. Der General Miol„lis, der ſie befehliget, ſtellt ſich als marſchiere er gegen „Neapel, aber er wird in Rom bleiben und das Caſtell „St. Angelo beſetzen. Wenn man ihm für ſeine Truppen „den Sold, Nahrung und Wohnung liefert, auch die Trup„pen des Papſtes unter ſeine Befehle ſtellt, wird er ſich „in die Verwaltung des Landes nicht miſchen."

Ein zweites vertrauliches und chiffrirtes Schreiben vom 23. Januar hob den Schleier, welcher den Gedanken des Kaiſers noch umhüllte.

„Herr Geſandter,

„Ich habe Ihnen geſtern die Beſtimmung mitgetheilt, „welche der Kaiſer getroffen hat, um den Papſt, den treu„loſe Räthe bearbeiten, zu einer Ordnung der Dinge zu „bringen, welche ſich für die Ruhe Italiens und die Noth„wendigkeit ziemt, dieſe Halbinſel dem verderblichen Ein„fluſſe der engliſchen Intriguen zu entziehen. Bei dem „Syſteme, welches in Europa aufgeſtellt wird, iſt die ab„ſolute Unabhängigkeit des Papſtes nicht zuläſſig und die „Idee ſchon ſo thöricht, als die Ausführung unmöglich. „Der Kaiſer wünſcht lebhaft, daß die Maßregel, zu wel„cher er greift, den Papſt durch das gebieteriſche Geſetz „der Nothwendigkeit einer Abhängigkeit unterwerfe, welche „ihm noch von Vortheil iſt, weil ſie ihm die Souveraine„tät und die Integrität ſeiner Beſitzungen erhält; aber „dieſe Erhaltung wird nur ſo lange ſtattfinden, als der „römiſche Hof ſich geräuſchlos und ohne Widerſtand in das „Geſetz fügt, das ihm auferlegt wird. Das iſt, ich wie„derhole es, der erſte Wunſch des Kaiſers; aber er iſt „auch nichtsdeſtoweniger entſchloſſen, keine Schonung mehr „eintreten zu laſſen, wenn er die geringſte Veranlaſſung

„von Seiten des römiſchen Hofes empfängt und die welt=
„liche Souverainetät des heiligen Vaters zu vernichten, der
„dann nur noch das, was er ſein ſoll, ſein wird, das geiſt=
„liche Oberhaupt der Kirche.

„Weil der Kaiſer den Widerſtand dieſes
„verblendeten und unverſtändigen Hofes vor=
„ausſieht, ergreift er die Maßregel, welche ich
„Ihnen mittheile. Er will, daß der Aufent=
„halt der franzöſiſchen Truppen das römiſche
„Volk daran gewöhne, mit ihnen unter ihrer
„Polizei zu leben und ſie mit dem Volke und
„der Stadt Rom vertraut mache, damit der
„römiſche Hof, wenn er fortwährend ſich ſo
„unverſtändig zeigt, als er iſt, allmälig als
„weltliche Macht aufhöre zu exiſtiren, ohne
„daß es bemerkt wird.

„Das alſo iſt der doppelte Punkt, nach welchem Sie
„Ihre Schritte einzurichten haben.“

Am 30. Januar 1808 erfuhr der Papſt den Marſch
des Generals Miollis gegen Rom. Er ließ ſofort den
franzöſiſchen Geſandten rufen, redete ihn ſehr heftig an
und ſagte: „die franzöſiſchen Truppen rücken heran; ſie
„ſcheinen nach der Marſchordre, welche dem Staatsſecretär
„mitgetheilt worden iſt, nach Neapel beſtimmt zu ſein,
„aber ich weiß, daß ſie nach Rom kommen; es wird mir
„dies von allen Seiten gemeldet. Ich habe Sie alſo ru=
„fen laſſen, um Ihnen meine Abſichten mitzutheilen. Mi=
„litäriſcher Widerſtand wird nicht ſtattfinden, aber ich
„werde befehlen, die Thore Roms zu ſchließen; ich werde
„mich mit den Perſonen, die mich begleiten wollen, in die
„Engelsburg zurückziehen. Es wird kein Flintenſchuß fal=
„len, weil ich das Blutvergießen verabſcheue, aber Ihr

„General wird die Thore mit Gewalt öffnen laſſen müſſen. „Ich werde mich an den Eingang des Forts ſtellen, die „Truppen werden über mich hinwegſchreiten müſſen und „die chriſtliche Welt wird erfahren, daß der Kaiſer den „hat mit Füßen treten laſſen, der ihn geſalbt. Für das „Uebrige wird Gott ſorgen.“

Alquier überließ ſich zum zweiten Male den Gefühlen, welche die troſtloſe Haltung des heiligen Vaters in ihm erregte. Er hatte die chiffrirte Depeſche vom 23. Januar noch nicht erhalten und glaubte, ſein Souverain habe bei der Beſetzung Roms keinen andern Zweck, als den hartnäckigen Widerſtand des heiligen Vaters zu beſiegen und er wolle keineswegs der Welt das ärgerliche Schauſpiel einer Beraubung geben, welches ihm den Tadel aller katholiſchen Völker zuziehen mußte. Er hielt ſich deshalb für berechtiget, am 29. Januar in einer Note zu erklären, daß Se. kaiſerliche Majeſtät, wenn er in alle Forderungen Frankreichs willige, ihm den Theil des päpſtlichen Gebietes zurückgeben würde, von welchem der General Lemarrois und der General Miollis bereits Beſitz genommen hätten.

Am 1. Februar erhielt der Geſandte die Nachricht, daß der General Miollis mit ſeinen Truppen ſich den Mauern Roms nähere. Er fürchtete weiter nichts, als daß der Papſt in ſeiner Exaltation die Drohung ausführe, ſich in die Engelsburg einzuſchließen; aber die weiſeſten Mitglieder des Conſiſtoriums brachten ihn von dieſem tollkühnen Plane zurück. Sie ſagten ihm, es ſei nicht unmöglich, daß der General Miollis Gewalt gegen ſeine geheiligte Perſon brauche und ihn nach Frankreich bringe. Der moraliſche Widerſtand ſei der einzige, welcher ſich für das Kirchenoberhaupt zieme; er müſſe evangeliſche Ergebenheit dem Mißbrauche der Gewalt entgegenſetzen, die Thore ſeiner

Hauptſtadt offen laſſen und ſo die gewaltſame Beſetzung Roms der Welt nur um ſo auffälliger machen. Pius VII. fügte ſich dieſen Vorſtellungen.

Am 2. Februar ſehr früh kam der General Miollis an der Spitze ſeiner Colonne an dem Thore del Popolo an, entwaffnete den daſelbſt ſtehenden Poſten, marſchirte mit acht Geſchützen gegen die Engelsburg und forderte den Gouverneur auf, ihm die Schlüſſel zu übergeben. Dieſer Offizier war ein Mailänder, den der franzöſiſche Geſandte im Stillen hatte prüfen laſſen. Er hatte die Thorheit nicht, ſich zu widerſetzen, ergab ſich und wir waren Herren von Rom. An demſelben 2. Februar ließ die päpſtliche Regierung an den Mauern der Stadt eine Proteſtation gegen das Einrücken der franzöſiſchen Truppen anſchlagen, ſetzte die unbedingte Machtloſigkeit auseinander, in der ſie ſich befinde und forderte ihre Unterthanen auf, ihre Ergebenheit nachzuahmen.

Am 3. ſtellte ſich der General Miollis in Begleitung des franzöſiſchen Geſandten dem heiligen Vater vor und bemühete ſich in jeder Weiſe, den Schmerz des alten Mannes zu beruhigen, aber vergebens. Pius VII. erging ſich in den bitterſten Beſchuldigungen; er ſagte, er ſei nicht mehr frei, ſondern der Gefangene des Kaiſers und würde ſich, ſo lange die franzöſiſchen Truppen in ſeiner Hauptſtadt wären, in keine Unterhandlung einlaſſen.

Der Papſt hatte Gewohnheiten, von denen er nie abging; er ging z. B. alle Tage aus, theils um Ausflüge im Freien zu machen, theils um die Kirchen Roms zu beſuchen. Von dem Tage an, da die Franzoſen Beſitz von ſeiner Hauptſtadt genommen hatten, verließ er ſeinen Palaſt nicht mehr. Seine Promenaden beſchränkten ſich auf den Garten von Monte Cavallo.

Es nahete die Zeit des Carnevals. Wer kennt nicht die Trunkenheit, mit welcher die Stadt Rom an den Freuden dieſer Feſte Theil nimmt? Der Papſt wollte ſie, ſowohl um das Volk gegen uns zu reizen, als zum Zeichen der allgemeinen Trauer, unterſagen; der General Miollis mußte einſchreiten und die Verordnung des heiligen Vaters aufheben; die Feſtlichkeiten nahmen alſo ihren gewohnten Verlauf.

Unterdeß hatte man in Paris die Erklärung erhalten, welche Alquier abgegeben, daß nämlich Frankreich, wenn der heilige Stuhl ſich allen Forderungen deſſelben unterwerfe, die Gebiete zurückgeben würde, die es durch ſeine Truppen bereits habe beſetzen laſſen. Eine ſolche Verſprechung war gegen die geheimen Abſichten Napoleons und er ließ dem Geſandten ſeine Mißbilligung in ſtarken Ausdrücken zu erkennen geben. Herr von Champagny ſchrieb am 15. Februar an ihn: „Der Kaiſer hat nur zu viel Urſache zu der Annahme, daß die Hartnäckigkeit des heiligen „Vaters hauptſächlich von der Meinung herrühre, man „fürchte ſeinen Einfluß auf die Gemüther der Völker und „den Mißbrauch, den er damit machen könnte. Er tadelt „Sie darum, daß Sie dieſe Meinung durch falſche Schonung unterſtützt haben. Er iſt mehr als unzufrieden mit „der Proclamation vom 2. Februar, die Sie nicht zurückgehalten haben. Er beruft Sie nach Paris zurück, damit „Sie ihm über Ihr Verhalten Aufſchluß geben. Die Erinnerung an Ihre ehemaligen Dienſte und die Kenntniß „von Ihren Talenten machen dieſen Aufſchluß nothwendig.“ Dieſes Schreiben verſetzte Alquier in Beſtürzung und er glaubte darin den Ausdruck einer Ungnade zu ſehen.

Das heilige Collegium war der Senat der päpſtlichen Regierung, der höchſte Rath des Papſtes, ſein Führer und

ſeine Stütze in dem Kampfe mit dem Oberhaupte Frankreichs. Da Napoleon daſſelbe nicht hatte für ſich gewinnen, auch die Beſtandtheile nicht ändern können, ſo beſchloß er, alle Prälaten daraus zu entfernen, die nicht in dem Kirchenſtaate geboren waren und ſo den Sturz der päpſtlichen Regierung durch allmälige Auflöſung vorzubereiten. Kraft der Oberherrſchaft, die er über ganz Italien ausüben wollte, verlangte er, daß alle Cardinäle, die nicht aus Rom oder dem Kirchenſtaate ſtammten, ſofort in ihre Heimath zurückkehrten. Bald wurde dieſe Maßregel auch auf die Biſchöfe ausgedehnt. Die meiſten dieſer Prälaten waren angeſehene Männer, Vorſteher von Miniſterien oder Gerichtshöfen, oder Gouverneure von Provinzen. Ihre Entfernung mußte das ganze Perſonal der Verwaltung des heiligen Stuhles in Verwirrung bringen. Die erſten, denen aufgetragen wurde, Rom zu verlaſſen, waren die neapolitaniſchen Cardinäle: Caraffa, Trajetto, Pignatelli, Salluzzo, Caracciolo und Rufoscilla. Alle hatten als Mittelsperſonen zwiſchen der Königin Caroline von Neapel und dem heiligen Collegium gedient und ſich geweigert, dem Könige Joſeph den Huldigungseid zu leiſten. Am Tage, als Alquier von dem Papſte Abſchied nahm, verlangte er förmlich im Namen ſeines Souverains, daß er den neapolitaniſchen Cardinälen befehle, Rom zu verlaſſen und nach Neapel zurückzukehren. Das war ein ſchmerzlicher Abſchied von dem heiligen Vater. Pius VII. konnte ſich nicht beherrſchen. Er antwortete mit außerordentlicher Heftigkeit: „Herr Geſandter, die neapolitaniſchen Cardinäle ſind keine „Beamten des Königs von Neapel. Als ſie von dem hei„ligen Stuhle die Würde erhielten, die ſie auszeichnet, „ſchwuren ſie dem Kirchenoberhaupte Treue. Ich werde „den Befehl nicht geben, von dem Sie ſprechen. Sie

„wohnen ſeit dreißig Jahren in Rom; ſie haben mir den „Eid der Treue geleiſtet und ſtehen unter keiner andern „Gewalt als der meinigen. Glauben Sie mir, die Kirche „wird nicht untergehen trotz den Leiden, die man mir be„reitet. Sie können in Paris erklären, daß ich immer zu „dem Föderativſyſteme nein ſagen werde und wenn man „mich in Stücke zerhackt oder lebendig ſchindet.“ Als der heilige Vater dieſe letzten Worte ſprach, war ſein Geſicht hochgeröthet, ſeine Augen blitzten und ſein ganzer Körper zitterte krampfhaft. Er wollte Herrn Alquier gar nicht die Zeit laſſen ihm zu antworten, ſondern erhob ſich, machte die Abſchiedsverbeugung und deutete ihm an, daß er ſich zu entfernen habe. Alquier verließ ſofort Rom und überließ die Leitung der Geſandtſchaft ſeinem erſten Secretair, Eduard Lefebvre, der bereits in Neapel dieſelbe Function bekleidet hatte.

Der General Miollis hatte unterdeſſen den neapolitaniſchen Cärdinälen angezeigt, daß ſie binnen vierundzwanzig Stunden Rom zu verlaſſen hätten. Alle wendeten ſich an den Papſt, der ihnen befahl nur der Gewalt zu weichen. Die franzöſiſchen Soldaten mußten einſchreiten, um die neapolitaniſchen Prälaten aus Rom zu bringen und ſie bis Terracina begleiten. Nach den neapolitaniſchen Cardinälen kam die Reihe an die genueſiſchen, die mailändiſchen, venetianiſchen, toskaniſchen und parmeſaniſchen, darauf an die Biſchöfe. Der Papſt war ſo von den Männern getrennt, welche ſein Vertrauen beſaßen und an deren Arbeit er gewöhnt geweſen war. Von Allem, was der Kaiſer gegen ihn unternommen, hat ihn nichts bitterer gekränket; aber ſeine Seele beugte ſich nicht, ſondern wurde energiſcher und ſtarrer als je. Unter den Cardinälen, welche ſich entfernen ſollten, befand ſich auch der Cardinal Doria, ein

Genueſe von Geburt, welcher mit dem Staatsſecretariat betraut war. Sobald er von dem General Miollis die Weiſung erhalten hatte, begab er ſich in den Quirinal, um ſich die Befehle des heiligen Vaters zu erbitten.*) Pius VII. verſank, als er ihn angehört hatte, in ſtillen Schmerz; bald aber nahm er ſeine ganze Seelenſtärke zuſammen und ſagte, daß er nun wenigſtens wiſſe, woran er ſich zu halten habe; eine offene Verfolgung ſei ihm lieber als eine geheime, wie die, welche man ſeit einiger Zeit gegen ihn angewendet habe. Am Abende deſſelben Tages trug er dem Cardinal Doria auf, an alle Cardinäle, die gleich ihm den Befehl erhalten hatten, Rom zu verlaſſen, zu ſchreiben, daß er ihnen Kraft des Eides, den ſie ihm geſchworen, befehle, nur der Gewalt zu weichen und ſich mit Bedeckung bis an den Ort ihrer Beſtimmung bringen zu laſſen. Der Cardinal Doria wurde in dem Amte des Staatsſecretairs durch den römiſchen Cardinal Gabrielli erſetzt.

Es gab nun zwei Regierungen in Rom, die des Papſtes und die des Generals Miollis. Die ganze Armee des Papſtes beſtand in einigen Bataillonen, deren wirkliche Beſtimmung war die Polizei in dem Kirchenſtaate zu handhaben, aber es war doch eine organiſirte Macht. Sie konnte bei einem Volksaufſtande als Kern, als Stützpunkt des Widerſtandes des Staatsoberhauptes und der Bevölkerung dienen. Es wäre unklug geweſen, ſie neben der Militairgewalt des Generals Miollis beſtehen zu laſſen. Man mußte ſie entweder auflöſen oder mit den franzöſiſchen Truppen vereinigen. Miollis zog das letztere vor. Am 26. Februar verſammelte er auf einem der Plätze Roms

*) Depeſche des Herrn Lefebvre vom 23. März 1808.

die päpſtlichen Bataillone und kündigte ihnen an, daß ſie von nun an im Dienſte Frankreichs ſtänden. Die Soldaten gingen ohne Schwierigkeit zu der Fahne des Kaiſers über, aber das Officiercorps, das aus den beſten Familien Roms ſtammte, zeigte einiges Zögern. Alle indeß mit Ausnahme des Oberſten Brasci gaben den Bitten des General Miollis nach und leiſteten den Eid in ſeine Hände. Dies war ein neuer Kummer für den heiligen Vater und ſeine Klagen rührten ganz Rom. Man tadelte die Officiere, daß ſie nicht den Muth gehabt hätten, lieber ihre Degen zu zerbrechen, als in den Dienſt des Feindes ihres Souverains zu treten. Man rühmte dagegen den Oberſten Brasci, welcher der Volksheld wurde. Mehrere Officiere, welche der öffentlichen Meinung nicht zu trotzen wagten, widerriefen und baten um ihre Entlaſſung. Unter ihnen befand ſich auch der Sohn des römiſchen Fürſten Gabrielli. Der General Miollis ließ ſie ſämmtlich verhaften und in die Citadelle von Mantua bringen; aber der Papſt billigte das Verfahren dieſer Officiere ganz und gar und ſchrieb eigenhändig an den Fürſten Gabrielli, um ihn wegen des edeln Muthes, den der Sohn gezeigt, zu beglückwünſchen. So wuchs die Kühnheit des Papſtes mit ſeinen Gefahren und ſeinem Unglücke. Wenn er ſeiner Krone entſagen müßte, ſagte er, wollte er wenigſtens der Nachwelt beweiſen, daß er derſelben würdig geweſen. An die Nachwelt dachte er damals immer. Ob er gleich in einem Stande aufgewachſen war, welcher den Ruhm zurückweiſet, war er doch ſehr empfänglich dafür. Er liebte ſogar die Wechſelfälle, welche ſeinem Pontificat einen Character von Großartigkeit gaben und fühlte eine Art Wolluſt dem Manne zu trotzen, welcher das ganze Feſtland unterjocht hatte. Da er nichts mehr hoffte, fürchtete er auch nichts mehr. Er ſagte, er

wolle die Tage, die ihm noch übrig wären, benutzen, um ſich vorzubereiten, ſeiner Würde entſprechend zu endigen. „In den Zeiten des Glückes,“ ſetzte er hinzu, „beſaß mein „Vorgänger den Ungeſtüm des Löwen und er ſtarb wie „ein Lamm. Ich habe wie ein Lamm gelebt und werde „mich wie ein Löwe zu vertheidigen und zu ſterben wiſſen.“ Es gab damals kein Mittel, dieſe ſo ſtarke überzeugungstreue Seele zu beugen. Die Gewalt Miollis hatte ihm ſeine Soldaten genommen, indem er ſie mit den eigenen Truppen vereinigte. Was that der kühne Papſt? Er gab der Miliz und ſeiner eigenen Nobelgarde eine andere Cocarde als die, welche jene Truppen vor ihrem Abfalle getragen hatten und kündigte ihnen laut den Entſchluß an in ſeinen Staaten neue Truppen auszuheben, um die zu erſetzen, welche ihn verlaſſen hätten. Dieſer Entſchluß konnte ſehr ernſte Folgen nach ſich ziehen und es war zu fürchten, daß die neue Cocarde ein Zeichen der Empörung gegen unſere Fahne werde. Der General ſah kein anderes Mittel ihr dieſen gefährlichen Character zu nehmen, als ſie ſelbſt anzunehmen und ſie von allen päpſtlichen Soldaten und Officieren tragen zu laſſen, die er mit ſeinen Truppen vereiniget hatte.

Lefebvre war von dem traurigen Geſchicke Pius VII. nicht minder gerührt als Alquier. Die Feſtigkeit des alten Mannes und ſeine Würde im Unglücke hatten ihn tief ergriffen und es wurde ihm ſchwer das Werkzeug der Strenge ſeines Hofes zu ſein. In dem engen Kreiſe ſeiner Stellung konnte er weder das Ganze der Angelegenheiten überſehen, noch den ganzen Gedanken ſeines Souverains errathen. Die Zukunft Italiens, die Umgeſtaltung deſſelben, das dem Kirchenſtaat beſtimmte Geſchick, Alles war das Geheimniß des Kaiſers. Lefebvre glaubte die Pflichten ſeiner Stellung

mit der innigen Theilnahme für den heiligen Vater vereinigen zu können, wenn er ihn mit dem Kaiſer wieder auszuſöhnen verſuche. Ein Benedictiner, der Pater Altieri, der ſonſt unter Pius VII. Theologie ſtudirt hatte und der ihm ſehr zugethan war, erhielt den Auftrag ihm zu ſagen, wie glücklich der Geſchäftsträger Frankreichs ſein würde, wenn er ſeinem Souverain melden könne, daß die Geſinnungen des heiligen Vaters ſich geändert hätten, daß aber freilich eine Wiederannäherung nur unter der Bedingung möglich wäre, daß er ohne Rückhalt das dem Cardinal-Legaten Caprara und dem Herrn von Bayanne vorgelegte Ultimatum annehme. Der Papſt antwortete dem Pater Altieri: „ich habe in Paris Alles anzeigen laſſen, was ich „bewilligen konnte; was ſoll ich mehr thun? Und dann „würde auch Alles nutzlos ſein, was ich thäte. Alle Briefe, „die ich aus Paris erhalte, melden mir, daß das Geſchick „der Kirche beſchloſſen iſt und daß ſie ihrer weltlichen „Macht beraubt werden ſoll.*)

Der Schritt Lefebvre's erhielt die Zuſtimmung ſeines Hofes nicht. Er hatte eine Wiederausſöhnung zu bewirken verſucht wie Alquier und der Kaiſer wollte ſie nicht. Herr von Champagny ſchrieb ihm am 17. März: „Die Umſtände „müſſen Sie außerordentlich vorſichtig in Ihren Schritten „machen und Se. Majeſtät kann es nicht billigen, daß „Sie ſich Mühe geben eine Unterhandlung anzuknüpfen. „Geben Sie ſich keine. Antworten Sie auf „alle Anträge, die man Ihnen macht und thun „Sie keinen Schritt. Die Schritte, mit denen Sie „den Pater Altieri beauftragt haben, können zu keinem Re„ſultate führen. Man würde die Leute ſeines Standes

*) Depeſche Lefebvre's vom 12. März 1808.

„wenig kennen, wenn man nicht ſähe, daß alle ihre ver„traulichen Mittheilungen und geheimnißvollen Reden in „ihrem Character liegen und nichts ſind als Liſt.“

Jeden Tag that der Kaiſer einen Schritt mehr auf dem Wege der Gewalt, den er betreten hatte. Er überſandte dem General Miollis den beſtimmten Befehl, dem Papſte alle Befugniſſe der weltlichen Macht zu entziehen und die Regierung in ſeine Hand zu nehmen. Als dies in Rom bekannt wurde, verbreitete ſich die allgemeinſte Beſtürzung. Mit Ausnahme der Cardinäle Antonelli, Pietro und Novarella, deren Feſtigkeit in dieſen entſetzlichen Umſtänden unerſchütterlich blieb, beſchworen alle Prälaten und Mönche, welche auf vertrautem Fuße mit ihm ſtanden, den heiligen Vater ſich unter der Hand zu demüthigen, die ihn züchtige und durch unbedingte Unterwerfung den Einſturz ſeines Thrones zu verhindern. Aber Pius VII. blieb feſt unter allen Furchtſamen und in dem Entſchluſſe, ſeine Pflicht als Souverain bis an's Ende zu erfüllen, verbot er allen Nuntien, Cardinälen, Biſchöfen und Aebten, die in öffentlichen Aemtern ſtanden, andern Befehlen zu gehorchen als den von ihm ausgehenden. Die Autorität des Generals Miollis und die des heiligen Vaters kamen deshalb fortwährend in feindſelige Berührung mit einander. Dieſe Lage war unerträglich geworden und zwar für Jedermann, für die Franzoſen wie für die Römer. Jedermann hielt in Rom in Erwartung einer unbekannten Zukunft ſein Urtheil zurück, da er nicht wußte, wem er gehorchen ſollte und weder uns zu trotzen noch ſich uns zu unterwerfen wagte.

Der Papſt hatte geglaubt, ſeine Würde erlaube es ihm nicht mehr einen Geſandten an dem Hofe des Fürſten zu unterhalten, der ihn ſo ſchwer beleidigte und nach den Befehlen des heiligen Vaters verlangte der Cardinal-Legat

Caprara am 30. März ſeine Päſſe. Champagny antwortete ihm am 3. April in einer ſtolzen und bittern Note. „Der Antrag des Kaiſers, von dem er niemals abweichen „wird," ſchrieb er, „geht dahin, daß ganz Italien, Rom, „Neapel und Mailand, ein Schutz- und Trutzbündniß ſchließe, „um die Unordnung und den Krieg von der Halbinſel zu „entfernen. Wenn der heilige Vater ſeine Zuſtimmung „dazu giebt, iſt Alles beendiget. Weigert er ſich, ſo zeigt „er dadurch an, daß er kein Uebereinkommen, keinen Frie„den mit dem Kaiſer will und erklärt ihm den Krieg. Die „erſte Folge des Krieges iſt die Eroberung, die erſte Folge „der Eroberung die Regierungsveränderung. Sind dieſe „Veränderungen nothwendig geworden, wenn der heilige „Vater bei ſeiner Weigerung verharrt, ſo wird er doch „nichts von ſeinen geiſtlichen Rechten verlieren; er wird „ferner der Biſchof von Rom ſein, wie es ſeine Vorgänger „in den erſten acht Jahrhunderten und unter Karl dem „Großen waren. Gleichwohl wird es für Se. Majeſtät ein „Gegenſtand des Schmerzes ſein, wenn er durch Unklugheit, „Hartnäckigkeit und Verblendung das Werk der Politik und „der Aufklärung zerſtören ſieht."

Die Zurückberufung des Cardinal-Legaten zog die des franzöſiſchen Geſchäftsträgers in Rom nach ſich. Es wurde Lefebvre aufgetragen, Se. Heiligkeit um eine Unterredung zu erſuchen, in welcher er ihm zum letzten Male die von dem Kaiſer vorgeſchlagenen Bedingungen vorlegen ſollte. Wenn der Papſt darauf einging, ſollte Lefebvre auch ferner in Rom bleiben; wenn er ſie dagegen noch immer verwarf, ſollte er die Faſtenzeit vorüber gehen laſſen, dann ſeine Päſſe verlangen, Rom vor dem 20. April verlaſſen und ſich nach Ancona begeben, um da die Befehle ſeiner Regierung zu erwarten.

Der Kaiſer verfuhr gegen den heiligen Vater wie er immer gegen die Fürſten verfuhr, die er ſtürzen wollte. Er hatte die größte Härte für die letzte Kriſis aufgeſpart und nicht gewartet, bis ſeine letzten Vorſchläge dem Papſte vorgelegt ſein würden, um ihn ſeiner weltlichen Herrſchaft zu berauben; der Schlag war der Drohung vorausgegangen.

Sobald Lefebvre die letzten Befehle ſeines Hofes erhalten hatte, begab er ſich in den Quirinal und bat um die Ehre einer Unterredung mit Sr. Heiligkeit.*) Er fand ihn unruhig und betrübt, denn er hatte eben eine neue Beleidigung von der franzöſiſchen Behörde erfahren. Da der General Miollis erfahren hatte, daß man ſich bemühete, auf jede nur mögliche Weiſe einen Zuſammenſtoß zwiſchen dem Volke und den franzöſiſchen Truppen herbeizuführen, ſo ließ er die Offiziere und Soldaten der Nobelgarde entwaffnen und in die Engelsburg bringen. Ohne Lefebvre die Zeit zu laſſen, ihm die gewöhnlichen Artigkeiten zu ſagen, äußerte der Papſt im Ton der Verzweiflung, es ſei nie ein Papſt ſo behandelt worden wie er ſeit einiger Zeit; als er ſich dann etwas erholt hatte, ſetzte er hinzu, er ſei überzeugt, daß der Kaiſer perſönlich von dieſer ſchlechten Behandlung nichts wiſſe und daß Se. kaiſerliche Majeſtät ein zu großes Herz beſäße um Vergnügen daran finden zu können, ihn ſo mit Beleidigungen und Kränkungen zu überſchütten. Lefebvre antwortete, Alles, über das ſich Se. Heiligkeit beklage, ſei die unvermeidliche Folge der Stellung, in welche er ſich gebracht; der für die ganze Welt beklagenswerthe Zuſtand werde ſofort aufhören, wenn er einwillige in

*) Depeſche des Herrn Lefebvre vom 13. April 1808. (Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.)

das Schutz= und Trutzbündniß mit Mailand und Neapel zur Vertheidigung der Halbinſel zu treten, ſeine Antwort entſcheide für immer ſein Schickſal und eine letzte Weigerung werde unfehlbar den ſofortigen Sturz ſeiner weltlichen Macht nach ſich ziehen.

Dieſe ernſten Worte machten Eindruck auf den heiligen Vater; er ſchwieg einige Augenblicke nachdenklich und dann antwortete er, er würde über die Erklärung nachdenken, welche ihm Lefebvre gemacht habe und binnen einigen Tagen ihm ſeine Entſchließung mittheilen. Sie ließ nicht auf ſich warten und entſprach in allen Stücken der Sprache, die er fortwährend von dem Tage an geführt hatte, an welchem der General Lemarrois Beſitz von Urbino, Ancona und Macerata genommen; er weigerte ſich in den beſtimmteſten Ausdrücken dem italieniſchen Bunde gegen England beizutreten. Dieſe Antwort machte der Sendung Lefebvre's ein Ende; er verlangte am 19. April ſeine Päſſe und verließ Rom in tiefem Mitleide über das Schickſal des tugendhaften Papſtes, deſſen Unglück er ſo gern abgewendet hätte.

Es war um die materielle Macht des heiligen Stuhles geſchehen; der Kaiſer Napoleon widerrief die von dem größten ſeiner Vorgänger, von Karl dem Großen, gemachte Schenkung. Der Degen eines franzöſiſchen Generals erſetzte das päpſtliche Scepter; der weltliche Souverain verſchwand und es gab in der Hauptſtadt der katholiſchen Welt nur noch einen Papſt ohne Land, ohne Unterthanen, ohne Einkünfte, einen thronloſen mit einem Worte, der zu der beſcheidenen Stellung der erſten Biſchöfe von Rom herabgeſunken war.

# Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Politiſche und commerzielle Lage Portugals und Spaniens im Jahre 1806. — Doppelzüngigkeit des Friedensfürſten. — Seine geheimen Verbindungen mit den verbündeten Höfen. — Rüſtungen. — Proclamation vom 5. October 1806. — Nachricht von der Schlacht bei Jena. — Beſtürzung in Madrid. — Demüthigkeit des Friedensfürſten. — Er bewilliget alle Forderungen Napoleons. — Abſendung eines ſpaniſchen Contingents an die Elbe. — Neue Bemühungen der Coalition nach der Schlacht bei Eylau Spanien für ſich zu gewinnen. — Die Verträge von Tilſit. — Anwendung des Decrets von Berlin auf die Häfen Spaniens und Portugals. — Aufforderungen durch Frankreich und Spanien an den Hof von Liſſabon mit England zu brechen. — Der Prinz Regent. — Ausweichende Antworten deſſelben. — Der Hof von Madrid im Jahre 1807. — Karl IV. — Die Königin. — Der Friedensfürſt. — Vertrag von Fontainebleau vom 27. October 1807. — Junot rückt in Spanien ein. — Einfall in Portugal. — Unentſchloſſenheit und Angſt des Regenten. — Ankunft Junots in Abrantes. — Der Regent und ſein Hof ſchiffen ſich nach Braſilien ein. — Beſetzung Liſſabons durch die Franzoſen.

Im Süden Europa's lag ein kleines Königreich, das kaum den dritten Rang einnahm, dem aber die Wechſelfälle des Seekrieges eine große Handelswichtigkeit gegeben hatten,

Portugal. Dieſer Staat war ſeit einem Jahrhunderte in Folge der Sorgloſigkeit ſeiner Gebieter und der Trägheit ſeiner Bewohner in die ſchmähligſte Abhängigkeit von der engliſchen Macht herabgeſunken. Der Vertrag von Metween (1703), welcher die abſolute Handelsfreiheit zur Grundlage der Verbindungen der beiden Staaten gemacht hatte, beſtand noch in voller Kraft. Es giebt vielleicht kein lehrreicheres Beiſpiel von den beklagenswerthen Wirkungen, welche ein ſolches Prinzip in ſeiner Anwendung auf Staaten hervorbringen kann, die in ſo ungleichen Verhältniſſen der Induſtrie und des Reichthums ſtehen. Portugal verkaufte an England ſeine Weine, ſeine Früchte, ſeine rohe Baumwolle und ſeine koſtbaren Hölzer. England ſandte ihm dafür ſeine Wollen- und Baumwollenzeuge, ſeinen Stahl und alle ſeine Luxusgegenſtände. Es war kein Verhältniß in dieſem Austauſche. Die exotiſchen Erzeugniſſe Portugals und ſeiner Colonien konnten der unendlichen Maſſe fabrizirter Waaren, mit denen die Engländer die Märkte von Liſſabon und Oporto überſchwemmten, das Gleichgewicht nicht halten. Bei dem Mangel aller Schutztarife hatte ſich die Nationalinduſtrie nicht entwickeln können. Alle natürlichen Reichthümer der Portugieſen waren in ihren trägen Händen unfruchtbar geworden und die Folge davon war eine allmälige Verarmung des Landes. Die Engländer dagegen hatten durch die Menge ihrer Capitale und die Thätigkeit ihres Handelsgeiſtes die Portugieſen in der Ausbeutung des Binnenhandels verdrängt. Liſſabon und Oporto waren wirkliche engliſche Factoreien geworden, die endlich faſt alle Capitale Portugals an ſich gezogen hatten, ſo daß das Land unter dem Scheine eines unabhängigen Staates thatſächlich zu einer engliſchen Colonie herabgeſunken war. England herrſchte in Liſſabon unbe-

ſchränkt und zwar durch die dreifache Macht des Geldes, der Gewohnheit und ſeiner Marine. Alle Portugieſen, die Reichen und die Armen, die Bewohner der Städte und der Dörfer, waren ihm in verſchiedenen Graden zinspflichtig geworden. Von Zeit zu Zeit erhob ſich zwar ihr unfruchtbarer Stolz unwillig gegen das ſchwere Joch und es gehörte in den Salons Liſſabons zum guten Tone, eine Gelegenheit oder eine Perſon zu ſuchen, um ſich davon frei zu machen, aber dieſes Streben nach einer unmöglichen Unabhängigkeit verdunſtete in eiteln Worten und Niemand dachte ernſtlich daran, mit einer furchtbaren Macht zu brechen, welche alle Intereſſen des Landes beherrſchte.

Die zu jeder Zeit ſehr lebhaften Geſchäftsverbindungen der Engländer mit Portugal hatten ſeit dem Beginne des Seekrieges eine unermeßliche Ausdehnung erhalten. Sie hatten Liſſabon zu dem Hauptſtapelplatze ihrer Waaren im Süden Europa's gemacht. Die Erzeugniſſe beider Welten floſſen in dieſer Hauptſtadt zuſammen; die Kais waren bedeckt davon und die Magazine vermochten ſie nicht aufzunehmen; man hatte große Schoppen bauen laſſen, um ſie unterzubringen. Von Liſſabon aus verbreiteten ſich dieſe Waaren auf allen Wegen auf der Halbinſel. Der größte Theil deſſelben wurde wieder auf engliſche Schiffe geladen, an die Küſten Spaniens gebracht und durch die Schmuggler in das Innere dieſes Landes gefördert. Man ſchätzt die Maſſe der rohen Baumwolle, die jedes Jahr in den Tajo kam, auf mehr als hundertfunfzigtauſend Ballen und ein gewiſſer Theil davon, welcher die Wachſamkeit unſerer Zollwächter täuſchte, nährte unſere Fabriken im Süden.

Ein ſolcher Zuſtand der Dinge war unverträglich mit den Prohibitivbeſtimmungen, über deren Anwendung in allen Häfen des Feſtlandes Frankreich und Rußland übereinge-

kommen waren. Es war von der größten Wichtigkeit für das Gelingen dieſer großartigen Maßregeln, daß Portugal ſich dem gemeinſamen Geſetze unterwarf und es handelte ſich um nichts Geringeres, als den Engländern einen Markt von vierzehn Millionen Menſchen zu entziehen, einen Markt, auf dem ſie ſeit mehr als hundert Jahren das Monopol hatten und den ſie mit beiſpielloſem Eifer und Geſchick ausbeuteten.

Wie aber ſollte auf den Hof von Liſſabon gewirkt werden? Wie war er aus den Armen jener Macht zu reißen, mit welcher alle ſeine Intereſſen ſo eng verflochten waren? England hatte nicht nur beinahe das ganze bewegliche Vermögen Portugals in ſeinen Händen, es verfügte auch, um daſſelbe in der Abhängigkeit zu erhalten, über furchtbare Mittel; es hatte ſeine Armeen und Flotten. Frankreich dagegen befand ſich in einer ganz andern Lage. Zwiſchen ihm und Portugal lag ein großes Reich. Um Portugal zu erreichen und es zu nöthigen ſeine Intereſſen von denen Englands zu trennen, bedurfte es durchaus des Armes Spaniens. So war die Frage alſo eine doppelte und ehe man auf den Hof von Liſſabon wirkte, mußte man ſich der Mitwirkung jenes von Madrid verſichern.

Die ſpaniſche Politik hatte ſeit einigen Jahren ſchlimme Wechſelfälle erfahren. Spanien, das fortwährend von den beiden großen Mächten bald freundlich aufgefordert bald bedroht wurde, welche ſeit funfzehn Jahren um die Oberherrſchaft in den Angelegenheiten der Welt kämpften, hatte nicht frei eine Fahne wählen können. Offenbar wäre es ſein Intereſſe geweſen, bei dieſem blutigen Kampfe neutral zu bleiben. Es hätte in der Neutralität Alles gefunden, was es wünſchen konnte, Sicherheit für ſeine Colonien, für ſeine Marine, für ſeinen Handel und unberechenbaren

Gewinn; aber die Engländer hatten ihm die Neutralität unmöglich gemacht. Die Gewaltthätigkeit, mit welcher ſie das erſte Mal nach dem Frieden von Baſel, das zweite Mal nach dem Bruche des Vertrags von Amiens die ſpaniſche Flagge beleidiget, hatte ihm angedeutet, daß ſie es lieber zum Feinde haben als es im Schatten einer fruchtbringenden Neutralität ſich bereichern laſſen wollten. Trotz ſeiner geheimen Vorliebe, die es nach England hinzog, ſah es ſich alſo durch die Gewaltthat derſelben Macht in die Arme Frankreichs getrieben. Auch war Spanien bei dem Zuſtande der Schwäche, in den es die Inquiſition, die Mönche, eine entartete Dynaſtie und ein unfähiger Günſtling gebracht hatten nicht im Stande ſich mit Frankreich zu meſſen. Bei einem Kriege mit England ſetzte es nur ſeine Schiffe, ſeinen Handel und einige ſeiner Colonien aus; bei einem Kriege mit ſeinem mächtigen Nachbar dagegen war die ganze Monarchie, die Exiſtenz der Regierung ſelbſt bedrohet. Es genügte ein Sieg am Ebro, um uns das Herz des Landes zu öffnen und Madrid zu überliefern.

Spanien hatte alſo ein großes, ein Lebensintereſſe dabei, mit uns in unveränderlicher Eintracht zu bleiben. Das hatte der Hof von Madrid vollkommen eingeſehen und deshalb war er trotz ſeinem Widerwillen ſo lange dem Bündniſſe treu geblieben, das ihn an uns feſſelte. Endlich aber wurde er doch müde dieſe Laſt zu tragen; er lieh ſein Ohr unklugen Rathſchlägen und wich von dem Verhalten ab, das er ſo ausdauernd ſeit dem Frieden von Baſel befolgt hatte. Viele Urſachen kamen zuſammen, um dieſe verderbliche Veränderung herbeizuführen. Die Wahrheit nöthiget uns zu geſtehen, daß unſer hochfahrendes Weſen und die Härte unſerer Sprache ſehr dabei betheiligt waren. Napoleon hatte die Spanier nicht mit der Schonung zu behandeln

gewußt, welche dieſe Nation verlangte, die trotz ihrer Armuth noch ſtolz und reizbar war. Er hatte ſie bei vielen Gelegenheiten verletzt und als rückſichtsloſer Beherrſcher die Sorgloſigkeit Karls IV. und den Leichtſinn des Günſtlings benutzt. Er maß ſeine Forderungen nach der Verachtung, die er gegen die ſpaniſche Regierung empfand und behandelte ſie weniger als Verbündete denn als Vaſallen. So nöthigte er ſie 1801 ihm Louiſiana wieder abzutreten und verkaufte faſt gleich darauf dieſe ſchöne Beſitzung an die natürlichen Feinde Spaniens, die Nordamerikaner, denen er in dieſer Weiſe gleichſam das Schickſal Mexico's überlieferte. So legte er ferner nach dem Bruche des Vertrags von Amiens ſeinem Verbündeten einen jährlichen Tribut von 72 Millionen auf, obgleich er eigentlich nicht gezwungen war ihn zu bezahlen, da das Bündniß, welches Spanien mit uns vereinigte, vorzugsweiſe ein Seebündniß war. So viele Forderungen hatten endlich das Cabinet von Madrid empört und eine ſtille Reaction gegen die franzöſiſche Politik und den franzöſiſchen Einfluß hervorgerufen. „Vergilt," ſagte man, „der Kaiſer Napoleon eine Treue ſo, „die ſich keinen Augenblick verläugnet hat? Und warum „ſollte ihm Spanien ſeine Schätze und ſein Blut opfern? „Welches perſönliche Intereſſe veranlaßt es an den Kämpfen des Feſtlandes Theil zu nehmen? Was liegt ihm „im Ganzen an dem Schickſale Deutſchlands und Italiens? „Bei jeder freiwillig eingegangenen Allianz ſollten die Vortheile gegenſeitig ſein. Hier aber zeigt ſich kein Gewinn „für Spanien, keine Ausſicht auf Vergrößerung, kein Ruhm, „nichts als unerträgliche Laſten." So ſprach man in ganz Spanien vor der Schlacht von Trafalgar und dieſes letztere Unglück gab dem franzöſiſchen Bündniſſe den Todesſtoß. Alle waren tief betrübt und man fluchte einer Verbindung,

welche ſolche Unfälle über das Land brachte. Das Unglück macht neidiſch; man ſtellte ſchmerzliche Vergleichungen an und ſtellte unſer Glück der Noth Spaniens gegenüber. „Frankreich,“ ſagte man, „hat ohne Zweifel Unfälle zur See erlitten, aber der Glanz ſeiner Siege zu Lande entſchädiget es vollkommen. Welchen Ruhm hat es erlangt! Welche reichen Provinzen hat es ſeinem Gebiete hinzugefügt! Welches Uebergewicht übt es im ganzen Abendlande aus! Spanien dagegen findet keine Entſchädigung. Welche Trophäen könnte es der Trauer von Trafalgar entgegenſtellen? Welche Eroberungen tröſten es über den Verluſt ſeiner Schiffe und ſeines Handels? Alle ſeine Seeſtädte ſind müßig und verarmt, die Einnahme aus dem Zolle verſiecht, die Staatscaſſen ſind leer; ein bedeutender Theil ſeines Einkommens wird der Habſucht ſeines Verbündeten geopfert und ſeine Colonien ſind ſchutzlos den Angriffen der Engländer ausgeſetzt. In dieſen beklagenswerthen Zuſtand hat Spanien das Bündniß mit Frankreich gebracht.“ Wenn auch unſere Anhänger antworteten, wir hätten bei der Bekämpfung unſerer Feinde auf dem Feſtlande England in deſſen Verbündeten getroffen und in Europa ſo viele Eroberungen nur gemacht, um den gemeinſamen Feind zu nöthigen alle die ſeinigen zurückzugeben und da der Zweck des Krieges ſei, die Gleichheit der Rechte wie die Unabhängigkeit aller Flaggen zu begründen, ſo müßten unſere Siege eines Tages auch Spanien zu Gute kommen wie uns ſelbſt, es habe alſo keine Urſache den Muth zu verlieren, es müſſe vielmehr ſein Vertrauen auf unſere Politik und die Kraft ſeiner Anſtrengungen verdoppeln, — dieſe Sprache machte keinen Eindruck mehr. Vortheile, die ſich nur in entfernter Zukunft zeigten, die durch neue Opfer erkauft werden ſollten und übrigens ſehr

unſicher waren, überzeugten tiefentmuthigte und verletzte Gemüther nicht mehr und zu dieſen allgemeinen Beſchwerden kamen überdies die Beſorgniſſe der königlichen Familie.

Napoleon begnügte ſich nicht mehr die Waffen ſeiner Feinde zu demüthigen und ſie zu ſchwächen; ſeine Streiche gingen höher und trafen die Souveraine ſelbſt auf den Thronen. Schon war das Haus Neapel gefallen, welches ſeiner Macht zu trotzen gewagt und ein Bonaparte hatte es erſetzt. Ferdinand VI. war der Bruder Karls IV. Es iſt nicht wahr, daß der König und die Königin von Spanien ſich zu weigern gewagt hätten den Nachfolger Ferdinands anzuerkennen; ſo viel Muth beſaßen ſie nicht; aber ſie ſahen in dem Unglücke ihres Bruders eine traurige Weiſſagung des Schickſals, das ihrer Familie vorbehalten war und ſie empfanden ein geheimes Grauen. In demſelben Augenblicke, als Napoleon die Krone Neapels auf Joſephs Haupt ſetzte, führte er einen andern ſeiner Brüder auf den Thron Hollands; er erhob ſeinen Schwager Mürat zum Großherzog von Berg und gründete in Italien Fürſtenthümer für ſeine Schweſtern Eliſe und Pauline. Wo würde dieſe dynaſtiſche Propaganda aufhören, welche auf die Revolutionspropaganda gefolgt war? Zeigten nicht alle dieſe aufeinander folgenden Attentate gegen die unveräußerlichen Rechte der ſouverainen Familien von Seiten des Kaiſers einen beſtimmten Plan, in dem Kreiſe ſeines Einfluſſes das Perſonal auf allen Thronen zu erneuern und Prinzen aus ſeiner eigenen Familie dahin zu bringen? Konnten Karl IV. und ſeine Familie hoffen, von einem Manne geſchont zu werden, welcher ſeit drei Jahren das Haus Bourbon mit ſo unbarmherziger Härte behandelte? Die Hand, welche Ferdinand VI. von dem Throne Neapels geſtürzt hatte, war dieſelbe, unter welcher zwei Jahre vor-

her der Herzog von Enghien gefallen. Es giebt in dem Geſchicke der Dynaſtiengründer Geſetze, denen ſie ſich durchaus nicht entziehen können. Früher oder ſpäter mußte das Oberhaupt Frankreichs genöthiget werden in Spanien das zu thun, was Ludwig XIV. gethan hatte; er mußte in der Verſchmelzung der dynaſtiſchen Intereſſen die Bürgſchaft der Allianz ſuchen, welche die beiden Länder vereinigte, wie die Befeſtigung ſeines eigenen Thrones. Das waren die traurigen Gedanken, welche in dem Palaſte zu Madrid herrſchten und Karl IV., die Königin und den Friedensfürſten in ihren gemeinen Genüſſen beunruhigten.

Alle dieſe Urſachen vereint wirkten gleichzeitig auf die ſpaniſche Regierung und brachten ſie auf den tollkühnen verderblichen Gedanken, ihre Intereſſen von den unſerigen zu trennen und zu unſern Feinden überzugehen. In welcher Zeit begann der Hof von Madrid geheime Einverſtändniſſe mit England und Rußland anzuknüpfen? Allem Anſcheine nach geſchah es im Juni des Jahres 1806 und die erſten Eröffnungen wurden durch den Baron von Strogonow, den ruſſiſchen Geſandten in Madrid, gemacht. Bemerkenswerth iſt es, daß es in derſelben Zeit geſchah, als die Höfe von London und Petersburg den größten Eifer gegen uns zeigten Frieden zu ſchließen. Portugal war ſicherlich mit in dem Geheimniſſe. Ehe Strogonow ſich nach Madrid begab, war er eine Zeit lang in Liſſabon geblieben und hatte mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Araujo, lange und geheimnißvolle Unterredungen gehabt, welche das Mißtrauen unſers Geſchäftsträgers von Rayneval erregten. Kaum war er in Madrid angekommen, ſo hatte er häufige und ſehr geheime Unterredungen mit dem Friedensfürſten.

Während der Günſtling mit dem ruſſiſchen Geſandten

über die Bedingungen ſeines Abfalles unterhandelte, ſchüchterte England Spanien durch die Gewalt ſeiner Schläge ein. Es nahm den berühmten Miranda in ſeinen Sold, gab ihm Inſtructionen und Geld, um den Aufſtand in Südamerika vorzubereiten und unterſtützte deſſen Verſuche durch ſeine Schiffe und ſeine Soldaten. Es kam in Madrid die Nachricht an, daß ein engliſches Geſchwader Truppen an der Küſte von Buenos-Ayres an das Land geſetzt habe und daß dieſe wichtige Stadt wie die ganze Provinz auf dem Punkte ſtehe, in ſeine Hände zu fallen.

So wirkte Alles gleichzeitig auf die ſpaniſche Regierung, die Laſt unſeres Joches, die Gefahren der Dynaſtie, welche durch den um ſich greifenden Ehrgeiz der Bonaparte bedrohet war, das Klagegeſchrei des gedrückten Handels, das Andringen der Coalition und endlich die Beſorgniſſe, daß wenn der Seekrieg noch länger dauere, die Bevölkerung von Südamerika aufſtehe und unrettbar dem ſpaniſchen Scepter verloren gehe. Der Hof von Madrid hatte nicht die Kraft, dieſem unerhörten Zuſammentreffen von Umſtänden und verſchiedenen Geſinnungen zu widerſtehen; er ließ ſich fortreißen und verſprach ſich gegen Frankreich zu erklären, ſobald dieſe Macht im Kampfe mit den nordiſchen Mächten ſein werde.

Um aber auf dem Kampfplatze mit einem ſo furchtbaren Gegner, wie es der Kaiſer Napoleon war, ſich meſſen zu können, mußte man eine zahlreiche, disciplinirte, geübte, gut ausgerüſtete Armee unter geſchickten Generalen haben. Dies Alles fehlte Spanien. Es hatte theils aus beklagenswerther Sorgloſigkeit, theils um nicht das Mißtrauen ſeines argwöhniſchen Verbündeten zu erregen, alle Federn ſeiner Militairverwaltung ſchlaff werden laſſen. Es zählte nicht funfzigtauſend kampffähige Soldaten und hatte keine

gut bewaffneten, gut disciplinirten und regelmäßig bezahlten als die Elitecorps, welche die Garden bildeten. Die Linientruppen befanden ſich in der traurigſten Entblößung; es fehlte den Soldaten an Schuhen, oft ſogar an Anzügen. Der Sold war um mehrere Monate im Rückſtande. In allen Corps war die Disciplin faſt ganz verſchwunden. Die Generale waren energiſche und zähe Männer wie es das ſpaniſche Volk iſt, aber bis auf wenige Ausnahme unwiſſend und ohne Erfahrung. Die Cavalerie befand ſich in keinem beſſern Zuſtande als die Infanterie, die Hälfte der Schwadronen hatte keine Pferde und die Pferde, die man noch beſaß, taugten nicht zum Kriege. Die Artillerie war faſt ganz desorganiſirt. In vielen Regimentern gab es weder Pferde noch Lafetten noch Kanonen, die gebraucht werden konnten. Die Feſtungen waren weder gnügend bewaffnet noch mit Lebensmitteln verſehen und viele verfielen ganz. In noch traurigerem Zuſtande als die Militairverwaltung befanden ſich die Finanzen Spaniens. Die beiden Hauptquellen der Einnahmen, der Zoll und die Bergwerksproducte von Peru und Mexico, waren verſiecht, ſo daß die Regierung, um nur die dringendſten Ausgaben beſtreiten zu können, zu koſtſpieligen Auskunftsmitteln greifen mußte. Zuletzt hatte es nicht einmal ſeine Beamten bezahlt und die Folge davon war eine allgemeine Erſchlaffung aller Dienſtzweige, ſowie bei den meiſten Angeſtellten entſetzliche Käuflichkeit.

Der Friedensfürſt war alſo in ein Labyrinth von unentwirrbaren Schwierigkeiten gekommen. Er konnte nicht daran denken mit Frankreich zu brechen ohne die Militairmacht Spaniens neu zu organiſiren und er mußte dann unter den Augen des wachſamſten und argwöhniſchſten Mannes in Europa rüſten, ohne das nöthige Geld dazu zu haben.

Eine engliſche Flotte unter dem Admiral Lord St. Vincent war in den Tajo eingelaufen und brachte einen engliſchen Diplomaten, Lord Joſſelyn. Der Zweck dieſer Expedition war für Jedermann ein Geheimniß und da das Feld allen Vermuthungen offen ſtand, erklärte ſich dieſelbe jeder nach ſeinen Wünſchen und Leidenſchaften. Wahrſcheinlich ſtand ſie mit einem Plane des Aufſtandes der ganzen Halbinſel gegen Frankreich in Verbindung, was namentlich die Anſicht unſeres Geſandten in Liſſabon, des Herrn von Rayneval, war. Welches aber auch der wirkliche Zweck der Ankunft des Lords St. Vincent im Tajo war, er erſchien zur rechten Zeit, um als Vorwand zu den Rüſtungen zu dienen, die man unternehmen wollte. Am 3. Juli 1806 kündigte der Friedensfürſt*) im Vertrauen dem franzöſiſchen Geſchäftsträger an, es wären große militäriſche Maßregeln beſchloſſen worden und die Armee ſollte auf 60,000 Mann gebracht werden. Ohne es offen zu ſagen, gab er zu verſtehen, daß die Rüſtungen Portugal gälten. Am 14. Juli vertrauete er dem Herrn von Vaudeuil an, er gehe mit einem großen Plan gegen Gibraltar um. „Nach „einiger Zeit,“ ſagte er, „werden Sie erfahren, daß die „für uneinnehmbar geltende Feſte in unſere Hände gefallen iſt**).“ Dieſe halb vertraulichen Mittheilungen waren die Vorbereitung zu einer ernſten. Am 23. September ſagte der Günſtling mit geheimnißvoller und zugleich feierlicher Miene zu Herrn von Vaudeuil: „der Krieg wird „auf dem Feſtlande von Neuem auflodern. Diesmal werden Preußen und Portugal unter den Fahnen Rußlands

*) Depeſche des Herrn von Vaudeuil an Talleyrand aus Madrid vom 3. Juli 1806.

**) Depeſche von Vaudeuil aus Madrid vom 14. Juli.

„und Englands kämpfen. Ich warte nur auf die Entſcheidung des Kaiſers. Alle meine Wünſche ſind für einen „vollſtändigen Bruch mit dem Hofe von Liſſabon. Es liegt „viel daran, die Zeit zu nützen, um uns die erſte Entſchädigung mehr zu ſichern, durch welche das Feſtland die „Vortheile wird ausgleichen müſſen, welche ſich England „zu verſchaffen ſucht.“

Frankreich wunderte ſich über dieſe plötzliche Waffenergreifung; es antwortete nicht auf die kriegeriſchen Eröffnungen des Friedensfürſten, es horchte, es beobachtete und bemühete ſich, die geheimen Beweggründe des madrider Hofes zu erforſchen. Dieſe kalte und ſchweigende Haltung brachte den Fürſten in Verlegenheit. Am 2. October kündigte er Herrn von Vaudeuil an, ſein Entſchluß ſei gefaßt. „Alle Armeen Spaniens,“ ſagte er, „werden gegen Por„tugal marſchiren; wir ſind entſchloſſen, dieſes Land zu „erobern.“ Dann wunderte er ſich über das Stillſchweigen des Kaiſers und klagte, daß ſo viele Zeit verloren gehe. „Doch kann noch Alles wieder gut gemacht wer„den,“ ſetzte er hinzu. Endlich erklärte er, der König wolle nicht 60,000, ſondern 80,000 Mann mobil machen. In allen Familien ſprach man vom Kriege. Ueberall wurden Mannſchaften ausgehoben, Pferde gekauft und Waffen geſchmiedet. Alle beurlaubten Soldaten und Offiziere mußten ſich bei ihren Regimentern einfinden. Die Milizoberſten wurden aufgefordert, am 20. October in ihren Bezirken zu ſein und da die Befehle des Generaliſſimus zu erwarten. Man wußte noch nicht, mit wem man ſich ſchlagen ſolle, ob es gegen Süden oder Norden, gegen Portugal oder Frankreich gehe, man wußte nur das Eine, daß die Regierung ſich zum Kriege vorbereitete und die Nation, die ſich glücklich ſchätzte, aus der langen Apathie endlich

herauszukommen, ſchien geneigt zu ſein, ſie zu unterſtützen.

Dieſe ganze kriegeriſche Bewegung blieb indeß nur an der Oberfläche und war keineswegs das Erwachen eines ſtolzen und energiſchen Volkes. „Die Traurigkeit hat den „Gipfel erreicht,“ ſchrieb am 2. October Vaudeuil. „Man „hat die Nachricht erhalten, daß Buenos=Ayres in die Hände „der Engländer gefallen iſt... Den Friedensfürſten ent„ſchlüpfen Prahlereien, die jämmerlich ſind. Man ſpricht „davon, eine Armee mobil zu machen, hat aber nichts be„reit; man ſpricht von Eroberungen und hat nicht einmal „ein vollſtändiges Vertheidigungsſyſtem. Man kommt in „unbegreifliche Verlegenheit, ſobald nur die kleinſten Aus„gaben beſtritten werden ſollen. Der Friedensfürſt weiß „eigentlich nicht, was er kann und was er will. Seine „Gedanken ſind nicht die eines ruhigen Mannes, noch we„niger die eines fähigen.“

Am 14. October erſchien eine vom 5. datirte Proclamation, welche die ganze Nation zu den Waffen rief, aber nicht der König, ſondern der Günſtling wendete ſich an die Spanier. Seine Sprache war unklar und dunkel; er verlangte Opfer, von Andaluſien und Eſtremadura Pferde, von dem ganzen Lande Mannſchaften und Geld. Er kündigte den Krieg als nahe bevorſtehend an und ſchilderte den Feind als drohend, nannte ihn aber nicht. An demſelben Tage, an welchem dieſe räthſelhafte Proclamation erſchien, unterlag Preußen bei Jena. Am andern Tage, am 15., ließen Rundſchreiben die Abſichten der Regierung ahnen; ſie lud die Intendanten der Provinzen, die Biſchöfe, die Generalcapitaine und Corregidors ein, den Eifer des Adels anzutreiben, denn, ſagte ſie, es handelt ſich um ſeine Vorrechte und um die der Krone. Die

Ueberraſchung war allgemein, als man die Proclamation und die Rundſchreiben las. Man erwog ſorgſam alle Worte und bemühete ſich, unter dem Schleier des Ausdruckes den geheimen Gedanken des Günſtlings zu errathen. Die Emiſſäre dieſes Fürſten ſagten laut und überall, ſie wären im Haß gegen England erlaſſen und Spanien würde ſeine Waffen gegen Portugal richten; aber die öffentliche Meinung ließ ſich dadurch nicht irre leiten. Alle in Madrid, die etwas ſchärfer ſahen, hatten den Hof in dem Verdachte, daß er ſich mit der Coalition verſtändiget habe und gegen Frankreich rüſte. Vaudeuil, der noch ſehr jung war, allein wußte nicht, was vorging. Er hatte ſich durch die hinterliſtigen Reden des Friedensfürſten täuſchen laſſen und glaubte in der Unſchuld ſeines Herzens wirklich an einen beabſichtigten Krieg gegen Portugal. Erſt als er jedermann um ſich her in der Ueberzeugung ſah, daß der Fürſt uns verrathe, begann er zu zweifeln. Er ſtellte Nachforſchungen an und erfuhr, daß der Günſtling einen Theil ſeiner Nächte hindurch in geheimen Unterredungen mit dem ruſſiſchen Geſandten von Strogonow und dem preußiſchen Geſandten, Henry, verbringe. Voll Beſorgniß begab er ſich zu dem Friedensfürſten und verlangte Aufklärungen über deſſen Verhalten. Der Günſtling ſtellte ſich ſehr verwundert über den Schritt Vaudeuils und beklagte ſich mit dem Ausdrucke erheuchelten Schmerzes, daß er von der engliſchen Partei verleumdet werde; „aber,“ ſagte er, „ich fühle den Muth „in mir, ſie zu verachten. Der Kaiſer iſt perſönlich von „den Gründen benachrichtiget, welche mich veranlaſſen, die „Reorganiſation der Armee zu unternehmen und ich ver„danke die Kraft, mit welcher ich allen meinen Feinden „trotze, nur der Freundſchaft und dem Schutze dieſes gro„ßen Mannes.“

So ſtanden die Sachen in Madrid, als man die Nachricht von der Schlacht bei Jena und die vollſtändige Vernichtung des preußiſchen Heeres erhielt. Die Erſchütterung in Folge davon iſt nicht zu beſchreiben. Die ſpaniſche Nation war von Bewunderung ergriffen; ſie vergaß ihre eigene Noth, um über die neuen Wunder zu jubeln, welche das Genie des Kaiſers und der Heldenmuth ſeiner Soldaten gethan hatte. Ganz anders war es am Hofe. Wie ſoll man die Verlegenheit und Angſt deſſelben ſchildern? Er war wie vom Donner gerührt; der Schwindel ergriff ihn; ſo thöricht in der Furcht, wie tollkühn bei den frühern Rüſtungen, lenkte er plötzlich ein, nahm die Befehle zur Aushebung von Mannſchaften und Pferden zurück und hatte nur den einen Gedanken, ſich durch Demuth, Lügen und Schmeicheleien Verzeihung für einen Traum von Energie und Unabhängigkeit zu erwerben. Der Friedensfürſt eilte zu Herrn von Vaudeuil mit ſtrahlendem Geſichte, überſchüttete ihn mit Glückwünſchen, rühmte den Sieger von Jena und erſchöpfte alle Formen der Schmeichelrede, um den Helden des Jahrhunderts anzuräuchern.

Der König ſelbſt benahm ſich nicht würdevoller. Wenige Tage nach der Ankunft der Nachrichten aus Preußen war Empfang bei Hofe und man drängte ſich in Menge dahin. Herr von Vaudeuil hatte gehofft, öffentliche Beweiſe der Zufriedenheit von dem Könige zu erhalten und dies ſeiner Regierung gemeldet*). Sobald er ſich Karl IV. näherte, richteten ſich Aller Augen auf den König; man wollte wiſſen, was er dem Stellvertreter des Kaiſers ſage; aber der König fühlte nicht den Muth, einen Souverain

*) Brief des Herrn von Vaudeuil an Herrn von Talleyrand vom 2. November 1806.

zu beglückwünſchen, deſſen Sache er noch wenige Tage zuvor hatte verlaſſen wollen. Er ſagte kein Wort zu Herrn von Vaudeuil, der ſich verwundert und faſt verlegen entfernte, da er nicht wußte, wie er eine ſolche kalte Aufnahme von Seiten des Souverains mit den ſo warmen Betheuerungen des erſten Miniſters in Einklang bringen ſollte.

Es kam nun darauf an, die plötzliche Einſtellung der unter ſo viel Lärm angeordneten Rüſtungen zu erklären. Man hatte ſo großen kriegeriſchen Eifer und ſolche Ungeduld gezeigt, über Portugal herzufallen, daß man ſich lächerlich machte und zugleich jeden Argwohn rechtfertigte, wenn man nun zurücktrat und in die frühere Schläfrigkeit wieder verfiel. Die Verlegenheit des Günſtlings war außerordentlich groß. Anfangs verſchanzte er ſich hinter dem Geldmangel. „Der Staatsſchatz iſt erſchöpft,“ ſagte er zu Hern von Vaudeuil. „Wenn der Papſt die nöthigen Bullen nicht bewilliget, um zum Verkaufe der Hälfte der „Kirchengüter zu ſchreiten, wird es der Regierung unmög„lich ſein, die jetzigen Ausgaben fortzuſetzen und die Rüſtun„gen zu vervollſtändigen.“ Dann beklagte er ſich über die Lauheit des öffentlichen Geiſtes und über das Widerſtreben, das mehrere Provinzen zeigten, namentlich Valencia und Catalonien, Opfer zu bringen. Endlich ſprach er leiſe, als ob er ein großes Geheimniß offenbare und beklagte bitter, daß das Alter und die Vorurtheile des Königs die Erfüllung der Verſprechungen hinderten, die uns gemacht worden, beſonders was die neue Organiſation der Armee betreffe*).

Es giebt keine Ausdrücke, die ſtreng genug ſind, um das Verhalten des Friedensfürſten im Jahre 1806 zu cha-

*) Brief des Herrn von Vaudeuil vom November 1806.

racteriſiren. Es waren keine einfachen Irrthümer, wie ſie jeder Menſch begehen kann, ſondern Fehler, die tiefe und unvertilgbare Spuren zurücklaſſen, Fehler, welche Dynaſtien und Völker ſtürzen und den Urhebern derſelben die Brandmarkung durch die Geſchichte zuziehen.

Der Hof von Madrid konnte zwiſchen zwei Syſtemen wählen, zwiſchen der gewiſſenhaften Treue gegen das Bündniß mit Frankreich und dem Bruche und Kriege mit dieſer Macht. Wir glauben feſt, daß bei der Lage, in welcher Spanien ſich 1806 befand, das Klügſte noch war, ſich ohne Rückhalt der Politik Frankreichs hinzugeben und durch den Eifer und die Aufrichtigkeit ſeiner Hingebung ſelbſt den Schatten eines Verdachtes in der Seele des gefürchteten Verbündeten zu entfernen. Wenn Napoleon einmal überzeugt geweſen wäre, daß die Fürſten von Spanien ihre Sache für immer von den Bourbons Frankreichs und Neapels getrennt hätten, würde er wahrſcheinlich Karl IV. ſeine Tage ruhig auf dem Throne haben beſchließen laſſen. Seine Lage war ſchwierig genug, ohne daß er ſich neue zu ſchaffen brauchte, indem er die Rechte eines ergebenen und ſeinen Wünſchen nachgebenden Fürſten antaſtete. Wir erklären uns aber recht wohl den Argwohn und die Beſorgniſſe der Fürſten von Spanien nach dem tragiſchen Ereigniſſe von Vincennes und der Kataſtrophe des Hauſes Neapel; wir begreifen ihren Wunſch und ihre Ungeduld, ſich Bürgſchaften gegen die mögliche Gefahr einer Beraubung in dem Schutze Englands zu ſichern; aber es war dies ein gewaltſamer, gewiſſermaßen verzweifelter Entſchluß und ſie hätten ſich demſelben nur nach den äußerſten Vorſichtsmaßregeln hingeben ſollen. Die gewöhnlichſte Klugheit empfahl ihnen, ehe ſie Rüſtungen unternahmen, das erſte Reſultat des Kampfes zwiſchen Frankreich und Preußen abzuwarten.

Spanien konnte ſich nicht ſchmeicheln, ſeine Militärkräfte binnen vier Monaten neu zu organiſiren und der Ausgang des großen Kampfes, den es beginnen wollte, hing nicht von einigen tauſend Mann mehr oder weniger ab, die es in unſere ſüdlichen Provinzen werfen konnte. Es befand ſich in einer Ausnahmslage; es konnte nichts wagen; es mußte nur ſpielen, wenn es ſicher war. Bis zu dem Augenblicke, da es ohne Gefahr die Maske abwerfen konnte, mußte es ſeine Pläne ganz geheim halten. Die Schlacht von Jena hätte es dann rein von allen Fehlern, wenigſtens den ſichtbaren, Frankreich gegenüber gefunden. Es hätte nicht nöthig gehabt, ſich ein Wort, eine zweifelhafte Handlung verzeihen zu laſſen. Napoleon, der nichts geargwohnt, hätte nichts zu ſtrafen gehabt. Der ſchlimmſte Entſchluß für Spanien war offenbar, weder aufrichtiger Verbündeter noch ehrlicher Feind zu ſein, im Stillen den verbündeten Höfen die Hand zu reichen, als es uns bedroht hielt und dann nach unſern Siegen wieder demüthig vor uns auf die Knie zu fallen; das hieß unbewaffnet und ohnmächtig bleiben und noch unſern gerechten Haß erregt zu haben.

Napoleon konnte keinen einzigen Tag über die Stimmung dieſer Krone in Ungewißheit bleiben und da er in einem hartnäckigen endloſen Kampfe mit England und den nordiſchen Mächten begriffen war, da er fortwährend auf die Intriguen achten und ſeine Armeen bereit halten mußte, die Pläne ſeiner Feinde zu vereiteln, ſo konnte er Spanien nicht zweifelhaft und ihm abgeneigt hinter ſich laſſen. Er mußte zu jeder Zeit, in jeder Lage, mächtig oder geſchwächt, ſiegreich oder beſiegt, zu fernen Unternehmungen fortgezogen oder im Kampfe mit dem verſchworenen Europa am Rheine rückhaltslos auf die Treue ſeines Verbündeten rechnen können. Seine Lage machte ihn ſehr mißtrauiſch und

argwöhniſch und er mußte dies beſonders den Fürſten von Spanien gegenüber ſein, denn ſie gehörten einer ſeinem Hauſe feindlichen Familie an. Wenn die Kühnheit und der Haß bei ihnen über alle Rückſichten menſchlicher Klugheit ſiegten, wenn ſie ſeine Sache auch nur einen Tag verriethen, konnten ſie nicht wieder umkehren; es war um ſie geſchehen und ſie hatten ſich unrettbar gefährdet. Ihre Vergehen gehörten zu denen, die nicht verziehen werden können. Es blieb ihnen nichts übrig, als mit Ungeſtüm über Frankreich herzufallen und die Geſchicke Englands, Preußens und Rußlands zu theilen. Sie folgten aber einem andern Wege und glaubten durch gänzliche Demüthigung ihre Untreue abbüßen zu können. Dadurch zeigten ſie uns aber nur an, daß ihre Schwäche ihrer Treuloſigkeit gleich komme und daß wir ſolchen Menſchen gegenüber Alles wagen könnten.

In Berlin, im Palaſte ſeines beſiegten Feindes, empfing der Kaiſer die ſeltſame Proclamation des Friedensfürſten. Anfangs brachte ſie mehr Verwunderung als Zorn in ihm hervor. Er konnte kaum begreifen, daß Spanien ſo thöricht geweſen ſei, ſich gegen ihn erheben zu wollen, noch ehe es gewußt, ob er ſiege oder beſiegt werde. Er hatte noch Zweifel und wartete auf beſtimmtere Nachrichten. Sie kamen ihm bald von allen Seiten zu, von Liſſabon, von Madrid, von allen Seeſtädten Spaniens. Bei der Nachricht von den letzten Siegen, die unſere Waffen in Deutſchland erlangt hatten, bemächtigte ſich paniſcher Schrecken des Hofes von Liſſabon; er fürchtete durch die Fehler des Friedensfürſten compromittirt zu ſein und er wies deshalb ſofort jede Verantwortlichkeit über die Politik des ſpaniſchen Günſtlings von ſich. Er ging ſogar ſo weit, daß er dieſem einen teufliſchen Gedanken zuſchrieb, den nämlich, einen Augenblick der Untreue gegen Frank=

reich durch Ausführung eines Planes büßen zu wollen, den er nur vorangeſtellt hätte, um ſeine Rüſtungen zu rechtfertigen, nämlich durch einen wirklichen Angriff Portugals mit allen ſeinen Truppen. Herr von Araujo ſprach ſich offen gegen Herrn von Rayneval aus. „Gegen Frankreich,“ ſagte er zu ihm, „war die Proclamation vom 5. October „gerichtet; der Friedensfürſt wird aber ohne Zweifel, da „ihn Ihre Siege in Preußen eingeſchüchtert haben, den „unklaren und dunkeln Worten ſeiner Proclamation eine „von der Wahrheit verſchiedene Deutung zu geben ſuchen; „er wird Portugal den Feind nennen, auf den er hinge„deutet und er wird ſich gegen uns rüſten. Wir können „einer ſolchen Gefahr gegenüber nicht ohne Vertheidigung „bleiben und wir werden deshalb in aller Eile unſere „Grenzfeſten bewaffnen.“

Die Depeſchen des preußiſchen Geſandten in Madrid, welche in die Hände des Kaiſers nach der Schlacht von Jena fielen, entſchleierten ihm die Wahrheit ganz, doch war der Augenblick noch nicht gekommen, ſeinen Unwillen kund zu geben. Die Ruſſen rückten raſch vor und in Polen ſollte ein langer und beſchwerlicher Feldzug beginnen. Er verſchob alſo ſeine Rache, bezeigte Spanien fortwährend gänzliches Vertrauen und ſchien von der Redlichkeit des Verhaltens deſſelben überzeugt wie von den Aeußerungen hoher Bewunderung von Seiten des Günſtlings gerührt zu ſein, ja um zu beweiſen, wie ſehr er die Betheuerungen dieſes Fürſten ernſtlich nehme, forderte er ihn in den ſchonendſten Formen, wenn auch in Ausdrücken, die keine Weigerung zuließen, auf, durch verdoppelte Anſtrengungen zum Siege der gemeinſamen Sache beizutragen. Talleyrand ſchrieb auf ſeinen Befehl am 27. November von Berlin und am 15. December von Poſen an Herrn

von Beauharnais, den Stiefbruder der Kaiſerin Joſephine, der als Geſandter nach Madrid geſchickt worden war:

„Die Recrutirungen und alle Vorbereitungen, mit denen ſich Spanien beſchäftiget, ſind zwecklos geworden. „Es iſt keinem Continentalkriege ausgeſetzt; Frankreich deckt „ſeine Grenzen im Norden und Portugal bedrohet es nicht. „Man darf die Aufmerkſamkeit und die Beſorgniſſe des „Volkes nicht auf Gefahren lenken, welche nicht exiſtiren „und nicht wahrſcheinlich ſind.

„Der Marine muß Spanien ſeine ganze Sorgfalt zuwenden. Der Feind wird keinen Einfall in ſeine Seeprovinzen verſuchen, aber er unterbricht die Verbindungen „mit den Colonien, er bedroht dieſelben, er greift die „Handelsfahrzeuge auf dem Meere an und dies ſind die Gefahren, gegen welche ſich Spanien zu ſchützen hat. Gegen England muß es alle ſeine Anſtrengungen richten.

„Sie werden, Herr Geſandter, alle nöthigen Schritte „thun, damit Spanien ſeine Rüſtungen einſtelle und ihm „weniger Mißtrauen zeigen, als ihm begreiflich zu machen „ſuchen, daß ſie nutzlos ſind*).

„Die Beſetzung Hamburgs und der nordiſchen Häfen „iſt eine Operation, welche den größten Einfluß auf den „Seefrieden haben und die Engländer nöthigen wird, ihrem „Syſteme zu entſagen und unſere Colonien zurückzugeben. „Der Kaiſer wiederholt Sr. katholiſchen Majeſtät die Verpflichtung, ihm alle ſpaniſchen zurückgeben zu laſſen und „um alle Maßregeln unter einander zu verbinden, welche „die beiden Regierungen nach ihren Allianzverträgen zu „ergreifen haben, verlangt er, daß Spanien 4000 Mann „Cavalerie, 10,000 Mann Infanterie und 25 beſpannte

*) Depeſche vom 15. November.

„Stück Geſchütz liefere, um ein Beobachtungscorps an der „Küſte Hannovers zu bilden und ſich der engliſchen Armee „zu widerſetzen, die zu landen verſuchen könnte. Spanien „hat Mannſchaften ausgehoben, jetzt iſt der Augenblick ge„kommen, ſie zu verwenden*).“

Der Kaiſer beſchränkte ſich nicht darauf, ein Contingent von Landtruppen zu verlangen, er forderte auch, daß das ſpaniſche Geſchwader, welches im Hafen von Cartagena lag und ſechs Linienſchiffe ſtark war, mit der franzöſiſchen Flotte in dem Hafen zu Toulon ſich vereinige. Es waren dies Pfänder der Unterwerfung Spaniens, die er in der Hand haben wollte.

Nach der Schlacht von Jena hatte die ſiegreiche Armee ſehr viele Gefangene gemacht. Sie waren eine ruhmvolle Laſt, aber doch eine Laſt. Napoleon gedachte Spanien einen Theil davon zuzuwenden, ließ ihm die Zuſendung von 25,000 Preußen anzeigen und verlangte, daß ſie zur innern Polizei des Landes verwendet würden.

Endlich theilte nach ſeinem Befehle Herr von Beauharnais der ſpaniſchen Regierung die großen Maßregeln mit, welche in Berlin gegen den engliſchen Handel beſchloſſen worden waren und forderte ſie auf, dieſelben ſofort in ihren Häfen und an der ganzen Küſte in Kraft treten zu laſſen**).

Der Hof von Madrid war auf ſo viele Forderungen auf einmal nicht vorbereitet; er war beſtürzt, befand ſich aber nicht mehr in der Lage, ſich ihnen zu entziehen. Er verſprach die 14,000 Mann und die 25 Geſchütze; er

*) Depeſche vom 15. December.

**) Schreiben Talleyrands vom 29. Januar 1807 an Herrn von Beauharnais.

trieb die Demuth ſogar ſo weit, daß er dankbar für die 25,000 preußiſche Gefangene zu ſein ſchien, die ihm Frankreich zuſchickte. „Es iſt eine Wohlthat mehr,“ ſagte der Friedensfürſt zu Herrn von Vaudeuil, „eine wahre fremde „Armee, die wir der Freigebigkeit des Kaiſers verdanken.“

Gleiche Beeiferung zeigte er, das Decret von Berlin in den Häfen des Reiches anzuwenden. „Dieſes Decret,“ ſagte der Friedensfürſt zu Vaudeuil*), „war unumgänglich „nöthig gegen einen ſo wenig gewiſſenhaften Feind, als es „die engliſche Regierung iſt. Es müſſen außerordentliche „Maßregeln ergriffen werden, um einen Kampf zu beendi„gen, der nicht mehr durch Seeſchlachten zu Ende geführt „werden kann. Spanien verbürgt Frankreich ſeine getreu„liche und energiſche Mitwirkung; es iſt von nun an un„auflöslich an die Sache ſeines mächtigen Verbündeten „gebunden, denn von ihm allein erwartet es ſein Heil.“

Die Thaten freilich entſprachen durchaus dieſen Betheuerungen nicht und der Friedensfürſt rächte ſich für die offizielle Erniedrigung durch berechnete Langſamkeit in der Abſendung des verſprochenen Contingentes. „Statt 14,000 „Mann,“ ſchrieb Herr von Beauharnais am 27. April 1807 an den Fürſten Talleyrand, „wird uns die ſpaniſche „Regierung kaum ein Drittel geben; ſie geht in Allem „mit der äußerſten Schlaffheit zu Werke. Sie iſt durch „Gewalt an uns gebunden, nicht durch die Zuneigung. „Ich electriſire vergebens und ich kann mich unmöglich „über die Geſinnungen dieſes Hofes gegen uns täuſchen.“ Endlich vervollſtändigte jedoch der Friedensfürſt das verlangte Contingent, nachdem er lange erſucht, gedrängt, be-

---

*) Schreiben des Herrn von Vaudeuil aus Madrid vom 18. December 1806 an Herrn von Talleyrand.

droht worden war. Neuntauſend brachen von Spanien auf, durchzogen Frankreich und begaben ſich an die untere Elbe. Die 5000 andern unter dem General O'Farill gingen von Livorno und Florenz über Tyrol und Baiern. Das ganze Corps wurde unter den Befehl des Generals Marquis de la Romana geſtellt und gehörte zu der Beobachtungsarmee, welche der Kaiſer zwiſchen der Elbe und Weſer zuſammengezogen hatte.

Die Schlacht von Eylau unterzog den Hof von Madrid neuen Prüfungen. Die Coalition verdoppelte ihre Anſtrengungen, um ihn für ſich zu gewinnen. Nie erſchien der Baron von Strogonow häufiger bei dem Friedensfürſten und er verſprach ihm im Namen aller verbündeten Mächte, wenn ſich Spanien ſofort gegen Frankreich erklären wolle, die Zurückgabe von Gibraltar und einen Theil des portugieſiſchen Gebietes. Er ſchilderte ihm die franzöſiſche Armee beſiegt, Oeſterreich erſchüttert und nahe daran, ſich zu erklären, eine engliſche Armee auf dem Punkte, in der Mündung der Weſer zu landen und ganz Deutſchland bereit, bei der Annäherung der Engländer in Maſſe aufzuſtehen*). Das waren ſehr verführeriſche Anträge, aber zum Glück für uns war der Hof von Madrid noch mehr feig, als er uns haßte und Napoleon konnte ungehindert ſeine großen Pläne fortſetzen. — So ſtänden ſeine Verhältniſſe mit dem Madrider Hofe in dem Augenblicke, als die Schlacht von Friedland und die Verträge von Tilſit ihn zum Gebieter des Feſtlandes machten.

Es war endlich der Augenblick gekommen, die Maske abzuwerfen. Wir hatten in Spanien jede Sicherheit ver-

*) Brief des Herrn von Beauharnais an Talleyrand aus Madrid vom 13. April 1807.

loren und es war eine fortwährende Gefahr geworden, die über unſern ſüdlichen Provinzen ſchwebte. Napoleon ſchrieb ihm die treuloſeſten Abſichten zu. Es bleibe demüthig und unterwürfig, ſo lange er ſtark und gefürchtet ſei, meinte er, warte aber nur auf den Augenblick, daß ihn ein großes Unglück betreffe, um ihn hinterrücks anzugreifen und ihm den Gnadenſtoß zu geben. Konnte er, ohne gegen alle Pflichten der Klugheit zu verſtoßen, zugeben, daß es länger den krummen Wegen folge, auf die ſich ſeine Politik verirrte? Gewiß nicht und das unerbittliche Geſchick, das ihn bereits gedrängt hatte, ſo gewaltſame Dinge zu unternehmen, nöthigte ihn auch diesmal, ſeine Hand gegen Spanien auszuſtrecken und es ſo gewaltſam zu faſſen, daß es ſich ihm nie wieder entwinden könnte.

Am dringendſten für den Augenblick war es, kräftig auf den Hof von Liſſabon einzuwirken und ihn zu nöthigen, alle ſeine Verbindungen mit England abzubrechen. Die Gelegenheit konnte nicht beſſer gewählt ſein, um auf Spanien zu drücken und daſſelbe mit unſern Armeen zu bedecken. Talleyrand ſchrieb am 20. Juli an Herrn von Beauharnais: „Alle unſere Zwecke müſſen auf die Wie„derherſtellung des Seefriedens gerichtet ſein und eines „der Mittel, durch welche England am ſicherſten gezwun„gen wird, ihn abzuſchließen, beſteht in der Verſchließung „der Häfen von Portugal. Sie werden ſich alſo über die„ſen Gegenſtand mit dem Herrn Friedensfürſten beſprechen „und ihn veranlaſſen, im Namen ſeines Hofes eine ge„heime Uebereinkunft zu unterſchreiben, die folgende Beſtim„mungen enthält: Frankreich und Spanien vereinigen ihre „Bemühungen, um den Hof von Portugal zu zwingen, „ſeine Häfen bereits am 1. September, wenn es möglich „iſt, England zu verſchließen. In dem Falle, daß Portu-

„gal dieſer Maßregel ſich widerſetzen ſollte, würden ſich „die Geſandten von Frankreich und Spanien aus Liſſabon „entfernen und die beiden Mächte Portugal den Krieg er= „klären. Eine franzöſiſche Armee von 20,000 Mann, die „am 1. September in Bayonne erſcheinen ſoll, wird ſich „mit der ſpaniſchen Armee vereinigen und gegen Portugal „rücken.“

Dieſes neue Verlangen Frankreichs brachte am Hofe zu Madrid große Beſtürzung hervor. Es zeigte Karl IV. und der Königin an, daß ihre Lage ſich verändert habe, daß eine neue Zeit für ſie beginne und daß es um ihre Ruhe geſchehen ſei. Der Regent von Portugal war mit einer ihrer Töchter verheirathet. Man nöthigte ſie, Dro= hungen gegen dieſen Fürſten anzuwenden und ſollte bald ihre Mitwirkung verlangen, ihn von dem Throne zu ver= treiben. Hatte man jemals von einem Vater und einer Mutter verlangt, daß ſie ſich zu Werkzeugen des Unglücks ihrer Kinder machten? Aber ein Widerſtreben war nicht mehr möglich. Was ſie vor der Schlacht von Jena, im Nothfalle ſelbſt nach der von Eylau hatten verſuchen kön= nen, vermochten ſie nicht mehr. Ihre Ketten waren feſt= genietet. Es blieb ihnen nichts mehr übrig, als ſich vor dem Willen des Herrn zu demüthigen, der ſie beherrſchte.

Am 12. Auguſt zeigten der ſpaniſche Geſandte in Liſſa= bon, Campo = Alongo und der franzöſiſche Geſchäftsträger von Rayneval dem Regenten an, daß, wenn er nicht bis zum 1. September England den Krieg erklärt, dem Ge= ſandten dieſer Macht die Päſſe geſchickt, ſeinen eigenen Geſandten aus London zurückberufen, alle Engländer als Geiſeln feſtgenommen, alle Waaren dieſer Nation, welche ſich in Portugal befänden, mit Beſchlag belegt und endlich ſeine Schiffe mit den Geſchwadern des Feſtlandes vereiniget

hätte, er angeſehen werden würde, als habe er die Sache des Feſtlandes aufgegeben; „ſie würden alsbald ihre Päſſe „verlangen und Liſſabon verlaſſen und Portugal würde ſich „im Kriege mit Frankreich und Spanien befinden.“ Die beiden Mächte unterſtützten dieſe drohende Note durch ihre Rüſtungen. Auf der einen Seite ſammelte ſich ein Corps von 30,000 Mann in aller Eile in Bayonne und auf der andern wurden alle verfügbaren Streitkräfte Spaniens an die portugieſiſche Grenze geſandt.

Auf dem Throne Portugals ſaß damals eine gekrönte Puppe. Die Königin Marie war wahnſinnig und ſeit 1796 regierte ihr Sohn Johann mit dem Titel Regent an ihrer Stelle. Dieſer Prinz beſaß alle Privattugenden. Er war von Herzen gut, menſchlich, von ſtrengen Sitten und handelte ſtets nach ſtrenger Gerechtigkeit; aber er hatte von ſeiner Mutter einen ſchwachen Verſtand geerbt und eine Mönchserziehung erhalten. Er war bigott, voller Vorurtheile und verbrachte die Stunden, welche er den Regierungsgeſchäften hätte widmen ſollen, in Andachtsübungen. Er war unentſchloſſen und mißtrauiſch, ſo daß es ihm an Bildung, an Willenskraft und an Vertrauen zu ſeinen Miniſtern fehlte. Wie alle beſchränkten und furchtſamen Menſchen hatte er eine unüberwindliche Abneigung gegen die gewaltigen, energiſchen und neuernden Geiſter. Zu wiederholten Malen, namentlich 1805 und 1807, hatte er Beweiſe von Geiſtesabweſenheit gegeben. Man hatte ihn plötzlich ſeine Lebensweiſe ändern, ſich von ſeiner Mutter, ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, die er zärtlich liebte, abſondern, alle Regierungsgeſchäfte vernachläſſigen und tagelang in tiefes Sinnen und Träumen verſinken ſehen. Sein Zuſtand flößte ſolche Beſorgniſſe ein, daß ſeine Miniſter ſich bereits die Frage vorlegten, ob ſie ihm die Re-

gentſchaft entziehen und dieſelbe der Prinzeſſin, ſeiner Gemahlin, übertragen ſollten. Das alſo war der Mann, auf welchem das Geſchick Portugals in einer der ſchrecklichſten Kriſen beruhete, die das Haus Braganza zu beſtehen hatte.

Die Forderungen Frankreichs und Spaniens erfüllten den Regenten mit Schmerz. Napoleon verlangte nicht blos, daß er alle Verbindungen mit Großbritannien löſe, er ſollte auch die große Anzahl engliſcher Kaufleute und Bankiers, welche den ganzen Handel des Landes in ihrer Hand hatten, verhaften und ihrer Habe berauben. Wenn er zögerte, dieſe gehäſſige Rolle zu übernehmen, fielen die Heere Frankreichs und Spaniens in ſein Land ein. Er würde dann jenſeits des Ozeanes eine Zuflucht ſuchen müſſen, die er in Europa nicht mehr fand, — eine ſchreckliche Lage, welche das ganze Mitleid der Geſchichte verdient und die Niemand ganz beherrſcht haben würde, auch nicht der feſteſte Muth, der klügſte Verſtand.

Zuerſt wollte der Regent die Forderungen Frankreichs zurückweiſen und nach Braſilien entfliehen. Herr von Araujo ſelbſt meldete Herrn von Rayneval den Entſchluß des Prinzen. „Sie ſtellen,“ ſagte er am 14. Auguſt zu ihm, „ſchreckliche Forderungen an uns. Se. königl. Hoheit wird „nie einwilligen, die Engländer verhaften und ihr Eigenthum wegnehmen zu laſſen. Wenn wir auch Beſchwer„den gegen ſie haben, ſo ſind ſie doch zu unbedeutend, um „eine Kriegserklärung zu rechtfertigen und wenn wir mit „einer offenbaren Ungerechtigkeit anfingen, würden wir uns „verderblichen Repreſſalien ausſetzen. Man muß bei einer „ſo ernſten Frage gerade auf die Hauptſache losgehen und „darf keinen Gedanken bei Seite laſſen. Unſere Monarchie „beſteht aus einem europäiſchen und einem amerikaniſchen

„Theile. Einen müſſen wir verlieren. Das Klügſte iſt, „den minder vortheilhaften, den europäiſchen, zu opfern. „Die großen Erſchütterungen, welche die Welt bewegen, „würden ihn uns doch früher oder ſpäter entreißen. Die „Nachgiebigkeit, durch welche wir ihn zu erhalten ſuchten, „würde uns nur entehren. Unſer Verderben iſt unver= „meidlich; denn einen Kampf zu unternehmen wäre Thor= „heit. Frankreich hat Preußen und Rußland beſiegt. Wel= „chen Widerſtand könnte ihm Portugal entgegenſetzen, auch „wenn es 50,000 Engländer als Hilfstruppen hätte? Uebri= „gens unterliegt Portugal der Laſt ſeiner eigenen Sünden; „es iſt ein altes Gebäude, das man am beſten ganz ver= „fallen läßt; man würde es nur retten können, wenn man „es ganz neu wieder aufführte. Alles dies gebietet uns, „die Augen auf Braſilien zu richten. Dort werden wir „wenigſtens auf neuem Boden gehen und es in den Hän= „den haben, keine Keime des Verfalles aufkommen zu laſ= „ſen. Wir werden der Abhängigkeit von Frankreich und „England entgehen und die Ketten beider ſind doch nur „Ketten, mit welchem Namen man ſie auch beehrt.“

Eine ſolche Erklärung ſchien anzuzeigen, daß der Ent= ſchluß des Regenten unerſchütterlich feſt ſtehe. Er beſann ſich gleichwohl eines Andern und wollte, ohne Zweifel nach dem Rathe des Londoner Cabinets, verſuchen, ob er nicht durch eine erheuchelte Unterwerfung den Kaiſer beſänftige und täuſche. Demzufolge nahm er den Schein an, als demüthige er ſich vor dem Willen Frankreichs. Er ver= ſprach*), ſeine Sache von der Englands zu trennen; „er „würde ihm den Krieg erklären, ihm alle ſeine Häfen ver= „ſchließen und alle ſeine Schiffe Frankreich zur Verfügung

*) Note des Herrn von Araujo vom 21. September.

„ſtellen.“ Soweit gingen die Zugeſtändniſſe; dagegen weigerte er ſich beſtimmt, das Vermögen der Engländer mit Beſchlag zu belegen und ſie ſelbſt feſtzunehmen. „Solche „Maßregeln,“ ſagte Araujo in ſeiner Note vom 21. September, „wären dem Gerechtigkeitsgefühle Sr. königl. Ho„heit zu ſehr zuwider.“

Als dieſe Note an Herrn von Rayneval und Campo-Alongo geſandt wurde, hatte die portugieſiſche Regierung bereits alle in Portugal befindliche engliſche Kaufleute im Stillen auf die Gefahr, die ſie bedrohete, aufmerkſam gemacht und ſie aufgefordert, ihre Perſon und ihr Eigenthum in Sicherheit zu bringen. Mehr als dreihundert engliſche Familien ſchifften ſich alsbald ein und nahmen einen bedeutenden Theil des im Lande circulirenden Geldes mit ſich.

Da der Regent die von Frankreich geſtellten Bedingungen nicht vollſtändig angenommen hatte, ſo kündigte von Rayneval an, daß ſeine Sendung beendiget ſei und verlangte ſeine Päſſe; Herr von Araujo beſchwur ihn aber, wenigſtens noch die Antwort des franzöſiſchen Cabinets auf die Note vom 21. September abzuwarten. In der Vorausſicht eines unvermeidlichen Bruches ergriff unterdeß die portugieſiſche Regierung verſchiedene Vorſichtsmaßregeln. Sie rüſtete mit außerordentlicher Schnelligkeit fünf Linienſchiffe aus und forderte Hilfe von England. Dieſe Macht verſprach ſobald als möglich ein Geſchwader zu ſenden, welches in Verein mit den portugieſiſchen Schiffen eintretenden Falls die Einſchiffung und die Reiſe des Regenten mit ſeiner Familie nach Braſilien ſchützen würde.

Napoleon ließ ſich durch die erheuchelte Demüthigung des Hofes von Liſſabon nicht einſchläfern. Er tadelte Herrn von Rayneval ſtreng, daß er nicht, wie es ihm ſeine Inſtructionen vorgeſchrieben, auf der ſofortigen Ueberſendung

ſeiner Päſſe beſtanden hatte und wollte keine Beſchränkung in der Unterwerfung des Regenten anerkennen*). Ohne grade zu verlangen, daß die Engländer, welche ſich noch in Portugal befänden, eingekerkert würden, forderte er, daß die portugieſiſche Regierung durch Beaufſichtigung ſich der Perſon derſelben verſichere und ihre Flucht unmöglich mache. Er begnügte ſich nicht, dem Hofe von Liſſabon ſeinen Willen durch die Vermittelung ſeines Vertreters anzuzeigen, er meldete ihn direct dem Prinzen Regenten, dem er zu dieſem Zwecke ſchrieb. Die von dem Regenten erlangten Opfer gingen über das Maaß der Zugeſtändniſſe hinaus, welche ihm England zu machen erlaubt hatte und der Prinz erklärte gegen Herrn von Rayneval, es ſei ihm unmöglich in alle Forderungen des Kaiſers zu willigen, er würde übrigens ſeinen Miniſterrath berufen und ihm dann mittheilen, was beſchloſſen worden wäre.

Die Miniſter waren der Meinung, Se. königl. Hoheit könne, ohne ſich zu entwürdigen, unmöglich in alle Forderungen Frankreichs willigen. „Wir verheimlichen uns „die Folgen eines ſolchen Entſchluſſes nicht,“ ſagte Araujo zu Rayneval, „aber die Ehre und die Pflicht müſſen Allem „vorausgehen. Man muß die Unannehmlichkeiten vertra„gen, welche von einem edeln, feſten und gerechten Ent„ſchluſſe nicht zu trennen ſind. Auch haben wir ja Bra„ſilien und die Reiſe dahin iſt auch noch ehrenvoll.“ Herr von Rayneval forderte von Neuem ſeine Päſſe und erhielt ſie diesmal. Er reiſete am 1. October ab und kehrte über Madrid nach Frankreich zurück. Der Kaiſer erfuhr mit großer Freude, daß ſein Geſchäftsträger Liſſabon endlich

*) Schreiben des Herrn von Champagny an Herrn von Rayneval, vom 7. September 1807.

verlaſſen habe. Er ſehnte ſich nach einem Bruche, der ihn das Recht gebe die ganze Halbinſel militairiſch zu beſetzen und die höchſte Leitung dieſes großen Landes in ſeine Hand zu nehmen.

Eins der traurigſten Schauſpiele, welche die Geſchichte gewährt, iſt das langſame aber unabläſſige Sinken einiger der großen Familien, welche ſonſt die Ehre ihrer Zeit und ihres Landes waren. Man erkennt ihren Verfall an unfehlbaren Zeichen. Vergebens ſucht man in ihren traurigen Nachkommen jene trefflichen kräftigen Eigenſchaften, jenes edele und fruchtbare Weſen, welches ihren Namen berühmt machte. Alles iſt verſchwunden; man findet nur noch armſelige kraftloſe Seelen und ſchwache Geiſter, die durch die Unwiſſenheit und die Vorurtheile, häufig durch Laſter verdunkelt ſind, welche die Schmach der Menſchheit ausmachen. Sind dieß entartete Weſen aus königlichem Geſchlechte, ſo werden ſie Geißeln Gottes, Urſachen des Umſturzes, denn ſie ſind das Unglück der ihrem Scepter anvertrauten Völker. So war es mit dem Zweige der Bourbons, welcher in dieſem Augenblicke den ſpaniſchen Thron inne hatte.

Karl IV. beſaß ein gutes treues Herz. Sein Leben war rein, ſein Urtheil geſund, aber er hatte eine weiche ſchwache Seele und einen trägen Geiſt. Das Denken war eine Mühe für ihn und das Wollen eine übergroße Kraftanſtrengung. Als das Alter und das Gebrechen dieſe geiſtige Erſtarrung noch mehr ſteigerten, war er zu gar nichts mehr fähig. Sein Unſtern gab ihm zur Gemahlin Maria Luiſa, die Tochter des letzten Herzogs von Parma, eine der Frauen, die man zur Ehre ihres Geſchlechtes ſchon von der zarteſten Kindheit an in ein einſames Kloſter einſperren ſollte. Sie war ſchlau, heftig, rachſüchtig, ſittenlos,

gemein von Geiſt und Herz und vor Allem herrſchſüchtig. Kaum hatte ſie den Mann geſehen, für den ſie beſtimmt war, ſo fühlte ſie das unüberwindliche Verlangen ihn zu beherrſchen. Es gelang ihr leicht. Karl IV. war für das Joch geboren. Bald wagte er weder zu denken noch zu handeln ohne vorher die Meinung der Königin gehört zu haben; er überließ ihr die Leitung der Regierung und ſchätzte ſich glücklich, daß die Frau, die ſeinen Thron und ſein Bett theilte, ihm die Laſt der Geſchäfte abnehmen wollte. Er gab ſich von da an ausſchließlich ſeiner Leidenſchaft für die Jagd hin und widmete ihr die ganze Zeit, die ihm die Frömmigkeitsübungen übrig ließen.

Die Königin wollte um jeden Preis regieren und beſaß gleichwohl nicht eine der Eigenſchaften, welche ſolcher Ehrgeiz vorausſetzen läßt. Sie hatte einen lebhaften, einſchneidenden, aber launenhaften Geiſt, war mit der Regierungskunſt gänzlich unbekannt und von beſchränktem Verſtande. Ein ſolches Königspaar mußte durchaus einen Mann haben, der für daſſelbe regiere und dieſer Mann war Godoy, ein ſolcher Gebieter würdiger Günſtling.

Don Emanuel Godoy war 1767 in Badajoz in einer adeligen aber armen Familie geboren. Die Natur hatte ihm keine der großen Eigenſchaften des Geiſtes oder Characters gegeben, welche ein großes ſchnelles Glück rechtfertigen, aber er beſaß eine ſchöne Figur, Geſchmeidigkeit und einen heitern leichten Sinn. Seine Schönheit machte ſein Glück. Die Königin bemerkte ihn in der Menge ihrer Garde, erhob ihn zu ſich, ſtellte ihn dem Könige als einen jungen Mann von außerordentlichen Fähigkeiten vor, brachte ihn in den Staatsrath, übertrug ihm bald das Amt eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten und überließ

ihm endlich nach einer Gunſt nach der andern mit ihrem Herzen und ihrem Vertrauen die ganze Regierung des Staates.

Godoy hat das Schickſal der Günſtlinge gehabt, welche unter der Laſt des allgemeinen Haſſes gefallen ſind. Er iſt ſehr verläumdet worden und man hat ſeine Laſter und ſeine Fehler übertrieben. Er beſaß unbeſtreitbar gute Eigenſchaften, einen von Natur richtigen, klaren, ſchnellfaſſenden, von den Vorurtheilen ſeines Vaterlandes freien Verſtand. Er erhielt mit der Zeit eine große Leichtigkeit in der Arbeit. Sein Character war mild. Die innige und dauernde Anhänglichkeit, welche er einzuflößen wußte, beweiſet, daß er eine nicht gewöhnliche Verführungskunſt beſaß. Beſonders beſaß er in hohem Grade jene Anmuth und jene ſympathiſche Macht des Fortreißens, welche den Vergnügungsmenſchen eigenthümlich iſt. Spanien verdankt ihm wichtige Verbeſſerungen. Er iſt der erſte ſpaniſche Miniſter, welcher es wagte dem Zorne der Geiſtlichkeit zu trotzen, indem er der Vergrößerung der Güter in todter Hand Einhalt that, die intolerante Macht des Inquiſitionstribunals beſchränkte und endlich von dem heiligen Stuhle das Recht erlangte, einen Theil der Kirchengüter zu ſäculariſiren und zu verkaufen. Mehr als ein Mal entwarf er edle große Pläne, wie die Reorganiſation des ſpaniſchen Finanzweſens und des Militairſyſtems; um aber ſolche Unternehmungen zu Ende zu führen und über die tauſend Hinderniſſe zu ſiegen, welche ihm die Vorrechte des Adels, die Herrſchſucht der Geiſtlichkeit, die Furchtſamkeit des Königs und die mißtrauiſche Eiferſucht Frankreichs in den Weg legten, hätte er eine Menge von Kenntniſſen, eine Fruchtbarkeit und Sicherheit des Geiſtes, eine Willenskraft und einen Fleiß beſitzen müſſen, die er nie gehabt hat.

Die Königin war ſein böſer Geiſt; die Berührung dieſer ſittenloſen verdorbenen Frau ſchadete auch ihm. Bald entwickelten ſich in ihm ſchlechte Neigungen, die Trägheit, die Habſucht, die Prachtliebe, ausſchweifender Ehrgeiz und die Sucht nach Ausſchweifungen. Die Verderbtheit der Großen hat beſonders das Schlimme, daß ſie Alles um ſie her auch demoraliſirt. Die Höflinge ahmten wetteifernd die Laſter des Günſtlings nach. Es war ein neues Mittel ihm zu gefallen und Glück zu machen. Die gemeinſte Selbſtſucht trat in den Herzen an die Stelle des Pflichtgefühls; man dachte nur an ſich ſelbſt. Alle Federn der öffentlichen Gewalt ſpannten ſich ab und die Regierung war in allen ihren Graden, von den Miniſtern bis zu den unterſten Agenten, von der Trägheit befallen.

Die Königin und der Friedensfürſt wurden einander endlich überdrüſſig, nachdem ſie ſich lange geliebt hatten; gegenſeitige Untreue und ſtürmiſche Auftritte machten dieſem verbrecheriſchen Verhältniſſe ein Ende und beide ſuchten mit gegenſeitiger Uebereinſtimmung neue Liebſchaften. Die Königin fand kein Ziel als ſie einmal den Weg der Ausſchweifungen betreten hatte. Das Alter erlöſchte in ihr das wollüſtige Verlangen nicht, ſondern fachte es nur um ſo mehr an; ſie ſuchte endlich überall und nahm mit begieriger Hand die zahlreichen Gegenſtände ihrer Auszeichnung auf und der Palaſt des Königs von Spanien war in ein Haus der Ausſchweifung und der Orgien umgewandelt. Dieſe Orgien arteten häufig in Streitigkeiten aus und nur zu oft hatte man in Madrid von den ſeltſamſten und ärgerlichſten Vorfällen zu erzählen. Die Königin behielt indeß immer für Godoy eine gewiſſe Zuneigung, die durch nichts zu zerſtören war. Er hat ſehr zahlreiche Nachfolger gehabt, aber nicht einen Nebenbuhler. Sie kam immer wie-

der zu ihm zurück und der Günſtling wußte ſich in dieſe wiederkehrenden Aeußerungen der Zärtlichkeit zu fügen, da ſie ihm die Dauer ſeines Anſehens ſicherten. Nachdem er während ſo vieler Jahre der öffentliche Geliebte der Königin geweſen war, wurde er der gefällige Beförderer ihrer Ausſchweifungen. Jeden Tag mußte er Verſchwendungen genügen, deren unreine Quelle er allein kannte. Er war es, der ſie immer aus der Verlegenheit zog und dem Könige die wahre Urſache der Verſchleuderung der öffentlichen Gelder verheimlichte. Es giebt in der Geſchichte der letzten Jahrhunderte wenig Beiſpiele, daß ein gekröntes Haupt und ein Günſtling einen ſchrecklichern Gebrauch von der Allmacht gemacht und unverſchämter die Geſchicke einer großen und edeln Nation verdorben hätten.

Der bigotte Karl IV. ahnte nichts. Die Ausſchweifungen, die ein Aergerniß für ganz Europa waren, ſah nur er allein nicht. Er bewunderte in der Königin eine züchtige, bisweilen ſtrenge, aber immer gerechte Mutter und in dem Manne, der ſein Ehebett geſchändet, den größten Miniſter, den je die Monarchie gehabt. Auch er liebte Godoy; er fühlte eine väterliche Zuneigung für ihn und verſchwendete jede Gunſt an ihn, ja er überſchüttete ihn mit Gunſtbezeugungen. Zuerſt ernannte er ihn zum Herzog von Alcudia, ſpäter zum Friedensfürſten. Noch nicht genug; er vereinigte ihn durch das Blut mit dem königlichen Hauſe, indem er ihm die Tochter des Infanten Don Luis zur Gemahlin gab. Godoy war nach dem Souveraine die angeſehenſte Perſon in Spanien. Alle öffentlichen Gewalten vereinigten ſich gewiſſermaßen in ſeinen Händen. Er war der eigentliche Herr des Landes, ein verhaßter, verachteter Herr, dem man aber gehorchte und ſchmeichelte, weil er allmächtig war.

Der Kaiſer, welcher entſchloſſen war Spanien zu unterjochen, mußte alſo auf ſeinem Wege ein erſtes Hinderniß finden, den Günſtling. Wie ſollte mit dieſem Manne verfahren werden? Man mußte ihn entweder ſtürzen oder gewinnen. Suchte man ihn zu ſtürzen, ſo gab es Krieg und Napoleon fürchtete gerade am allermeiſten mit der ſpaniſchen Regierung in Colliſion zu kommen. Die Befeſtigung ſeiner Oberherrſchaft über das Feſtland verlangte, daß er ſeine Heere noch eine Zeitlang zwiſchen der Elbe und Weichſel beiſammenhielt. Weit entfernt alſo den Krieg nach Spanien zu ſpielen, kam es ihm im Gegentheil darauf an, dem Lande die Möglichkeit zu nehmen, Krieg gegen ihn zu führen. Er wollte an die Stelle unbeſtimmter Verbindung, die durch geheimes gegenſeitiges Mißtrauen geſtört war, eine klare, beſtimmte, dauernde Lage bringen, auf die er immer rechnen könnte. Der Kaiſer konnte alſo nur einen Entſchluß faſſen, — nämlich zuerſt den Günſtling zu gewinnen, um, wenn es ſein Intereſſe verlangte, ihn ſpäter zu vernichten.

Der Friedensfürſt hatte ſein Glück zu arg gemißbraucht, als daß er nicht eine große Anzahl Feinde hätte haben ſollen. Die Gunſt des Thrones ſchützte ihn heute noch vor dem Volkshaſſe, aber Karl IV. war alt und ſein Geſundheitszuſtand, der ſeit einiger Zeit viel gelitten hatte, ließ ein nahes Ende fürchten. Welches Schickſal konnte der Günſtling haben, wenn der König ſtarb? Er hatte zuerſt dem neuen Könige eine ſchreckliche Rechenſchaft abzulegen und dann dem ganzen Volke, deſſen Angelegenheiten er ſo viele Jahre hindurch mit ſo beklagenswerther Sorgloſigkeit geleitet hatte. Sein Fall, das mußte er erwarten, mußte ſo ſchnell, ſo gewaltig ſein wie es ſeine Erhebung geweſen war und er hatte ſich Glück zu wünſchen, wenn

er durch eine freiwillige Verbannung ſeinen Kopf und ſeine Schätze rettete.

Napoleon ſah in dieſer Lage, die reich an Größe und Gefahren war, ein unfehlbares Mittel ihn an ſich zu feſſeln. Seine Truppen rückten in dieſem Augenblicke gegen Portugal. Bald ſollte er ein Land mit gegen drei Millionen Einwohner zu ſeiner Verfügung haben. Er beſchloß daſſelbe in drei Theile zu ſcheiden, einen davon zu einem unabhängigen Fürſtenthume zu erheben und dies dem Friedensfürſten zu bieten. Es war dies eine ſichere Zuflucht, die er ihm vor der Zukunft eröffnete. Er feſſelte ihn ſo an ſein Geſchick und ſchuf ſich aus einem geheimen Feinde einen Verbündeten, ein gehorſames Werkzeug ſeiner Pläne. Der Günſtling ließ ſich durch dieſe Lockſpeiſe fangen. Es fiel ihm keinen Augenblick ein, daß man ſeinem Ehrgeize könnte eine Schlinge legen. Er ſchenkte den Anträgen des Kaiſers daſſelbe Vertrauen, das er im vorigen Jahre denen der Coalition zugewendet hatte. Die Eitelkeit hatte ihn ganz blind gemacht; er glaubte ſeine Fehler wären vergeſſen und verziehen und nahm Alles an.

Spanien wurde damals an dem Hofe der Tuilerien durch den Fürſten von Maſſerano vertreten, aber durch deſſen Hände gingen die geheimſten Angelegenheiten nicht. Der wirkliche Geſandte war ein unbeachteter dem Friedensfürſten ganz ergebener Mann, der von demſelben nach Paris geſandt worden war, daß er dort ſeine perſönlichen Intereſſen vertrete. Er hieß Eugenio Isquierdo. Er empfing die erſten Mittheilungen über die Theilung Portugals und benachrichtigte insgeheim den Friedensfürſten davon, wie er von dieſem den Auftrag erhielt, über die Grundlagen des Theilungsvertrages zu unterhandeln. Der Fürſt von Maſ-

ſerano wurde davon erſt unterrichtet, als Alles bereits geordnet war. Der Vertrag wurde am 27. October 1807 in Fontainebleau unterzeichnet.

Portugal wurde in drei Theile getrennt. Der erſte, aus den Provinzen zwiſchen dem Duero und Minho beſtehend, mit der Stadt Oporto, ſollte dem jungen Könige von Etrurien als Entſchädigung für das an Frankreich abgetretene Toscana zufallen. Dieſer Fürſt ſollte den Titel eines Königs von Nordluſitanien erhalten. Die Provinzen Algarbien und Alentejo bildeten den zweiten Theil, der mit vollſtändiger Souverainetät dem Friedensfürſten als Fürſten von Algarbien zugeſprochen wurde. Das neue Königreich Luſitanien und das Fürſtenthum Algarbien ſtanden unter dem Schutze des Königs von Spanien. Starben der König von Etrurien und der Friedensfürſt ohne männliche Erben, ſo gebührte das Inveſtiturrecht in Bezug auf die beiden Fürſtenthümer Sr. katholiſchen Majeſtät unter der Bedingung, daß ſie weder an einen Herrſcher noch an Spanien fielen. Die drei Provinzen Tras-os-Montes, Beira und Eſtremadura, der Ueberreſt von Portugal, blieben in den Händen Frankreichs bis nach der Beendigung des Krieges. Sie konnten dann dem Hauſe Braganza zurückgegeben werden, aber unter der Bedingung, daß Gibraltar, die Inſel Trinidad, ſo wie die andern Spanien ſeit dem Anfang des Krieges durch England abgenommene Beſitzungen an Se. katholiſche Majeſtät zurückgegeben würden. Die portugieſiſchen Colonien ſollten zwiſchen Frankreich und Spanien gleich getheilt werden. Der König von Spanien ſollte überdies den Titel „Kaiſer der beiden America“ erhalten und der Kaiſer der Franzoſen ſofort Beſitz von dem Königreiche Etrurien nehmen.

Eine an demſelben Tage (27. October) unterzeichnete

Uebereinkunft beſtimmte die Art der Beſetzung Portugals durch die Truppen der beiden Mächte. Eine franzöſiſche Armee von 28,000 Mann mit 3000 Mann Cavalerie, der ſich ein Corps von 11,000 Spaniern anzuſchließen hatte, ſollte durch Spanien hindurch auf Liſſabon marſchiren. Spanien verpflichtete ſich mit 10,000 Mann die Provinz zwiſchen Duero und Minho und mit 6000 Mann Alentejo und Algarbien zu beſetzen. Ein zweites franzöſiſches Corps von 40,000 Mann ſollte ſich in Bayonne ſammeln, um am 20. November in Spanien einrücken zu können, wenn die Engländer in Portugal landen ſollten; man kam aber ausdrücklich überein, daß dieſe Armee erſt dann über die Pyrenäen gehen dürfe, wenn die beiden Regierungen ſich vereiniget und einen neuen Vertrag geſchloſſen hätten.

Der Kaiſer hatte nicht erſt den Theilungsvertrag abgewartet, ehe er gegen Portugal handelte. Der General Junot, welcher ſeinen offiziellen Titel eines Geſandten Frankreichs am Hofe von Liſſabon beibehalten hatte, übernahm das Commando über die Invaſionsarmee; am 18. October ging er über die Bidaſſoa und rückte raſch durch Navarra und Caſtilien gegen Salamanca. Ueberall auf dieſem weiten Wege wurde er von den Bewohnern freundlich aufgenommen. In Vittoria, Burgos, Valladolid gab man ihm Feſte. Spanien ſeiner Seits ſchickte ſich an die Bewegung Junots zu unterſtützen. Der General Taranco, welcher den Auftrag hatte die für den König von Spanien beſtimmten Provinzen Portugals zu beſetzen, marſchirte mit vierzehn Bataillonen und ſechs Escadrons von Corunna nach Oporto. Der General Solano Marquis del Socorro drang an der Spitze von acht Bataillonen, fünf Escadrons und einer Batterie in Algarbien und Alentejo ein. Eine ſpaniſche Diviſion unter dem General Caraffa endlich ſammelte

ſich in Alcantara, von wo ſie ſodann mit der franzöſiſchen Armee gegen Liſſabon rücken ſollte.

So ſollte Portugal auf einmal von allen Seiten, in der Mitte, im Norden und Süden angegriffen werden. Die ſpaniſche Regierung hatte unerhörte Anſtrengungen machen müſſen, um ihre Verpflichtungen leiſten zu können. Um die Bataillone der activen Armee auf den vollſtändigen Kriegsfuß zu bringen, hatte ſie alle Garniſonen in den nördlichen Feſtungen, ſo wie die Diviſionen im Lager von St. Roch ſchwächen müſſen; ſie hatte mit einem Worte alle verfügbaren Truppen genommen, ſelbſt einen Theil der Garde. Die franzöſiſche Armee legte in fünfundzwanzig Tagen die Entfernung zwiſchen Bayonne und Salamanca zurück und kam am 12. November in der letztern Stadt an. Sie gedachte da von ihren Strapazen auszuruhen, als ſie plötzlich den Befehl erhielt, den Marſch fortzuſetzen.

England hatte insgeheim den Regenten durch einen am 22. October unterzeichneten Vertrag ermächtiget, ſcheinbar ſeine Sache von der engliſchen zu trennen und ihm ſeine Häfen und Märkte zu verſchließen, aber dabei die Bedingung geſtellt, daß ſich Frankreich und Spanien für befriediget erklärten und das portugieſiſche Gebiet nicht beträten. Die Höfe von Liſſabon und London ſpielten ihre Rolle als offizielle Feinde mit großer Verſtellungskunſt. Der Prinz-Regent erklärte feierlich England den Krieg, rief ſeinen Geſandten von London zurück und ließ alles engliſche Eigenthum, das ſich noch im Lande befand, mit Beſchlag belegen. Der engliſche Geſandte, Lord Strangfort, ſeiner Seits ſtellte ſich ungemein erzürnt, ließ das engliſche Wappen von ſeinem Hauſe abnehmen, verlangte ſtolz ſeine Päſſe und begab ſich auf das Schiff „Hibernia"; in der Nacht aber holte ihn eine Barke ſtill wieder ab und brachte ihn

nach Liſſabon zurück, wo er Stundenlang Conferenzen mit dem Regenten und den Miniſtern hatte. Früh vor Tagesanbruch führte ihn die Barke von Neuem auf das Schiff.

Zum Lohne für ſeine ſcheinbare Unterwerfung verlangte der Hof von Liſſabon, daß unſere Truppen ihren Marſch einſtellten. Der Kaiſer war überzeugt, daß der Regent ihn täuſche und ließ Junot den Befehl zuſenden, den Marſch zu beſchleunigen, entweder um die Stadt gegen die Engländer zu ſchützen für den Fall, daß die portugieſiſche Regierung im Ernſt England den Krieg erklärt habe, wie ſie behauptete, oder um ſie militairiſch zu beſetzen und den Regenten daraus zu vertreiben, wenn er im Einverſtändniß mit dem Cabinet von London wäre, wie Alles andeutete. Seine Armee ſollte wie der Blitz ankommen, ſo daß weder der Regent noch die Engländer noch die Einwohner Zeit hätten den Widerſtand vorzubereiten. Er verbot Junot anzuhalten, ſelbſt um Lebensmittel zuſammen zu bringen, „da zwanzigtauſend Mann,“ ſagte er, „überall leben können, ſelbſt in der Wüſte.“

Die Gegend zwiſchen dem Tajo und Duero iſt eine der gebirgigſten und wildeſten auf der Halbinſel. Die Eſtrella mit ihren Schneegipfeln und zahlreichen Ausläufern ragt in der Mitte von Beira empor, gleichſam um als Bollwerk gegen die von Spanien hereindringenden Heere zu dienen und Liſſabon zu decken. Junot konnte nur zwiſchen zwei Straßen wählen, der im Norden, welche um den Kamm der Eſtrella herumging und ſich durch Almeida, Celorico und Thomar zog und der im Süden, welche an den ſteilen Seiten des Gebirges hin durch Alcantara und Abrantes ging. Die erſtere führte durch eine ruhige bevölkerte Gegend, in welcher die Truppen in Ueberfluß leben konnten; aber ſie war viel länger als die andere. Außerdem wurde ſie durch den Platz Al-

meida gedeckt, der uns einige Tage aufgehalten haben würde und dieſer Zeitverluſt konnte uns verderblich werden. Die Straße über Abrantes hatte den Vorzug kürzer zu ſein und die Armee nach Alcantara zu bringen, wo die ſpaniſche Diviſion des Generals Caraffa auf ſie wartete.

Dieſe Rückſichten beſtimmten Junot und er erwählte die Straße über Abrantes. Natürliche Hinderniſſe fanden ſich auf jedem Schritte, hier kahle dürre für die Cavalerie faſt unzugängliche Berge; dort tiefe Schluchten, faſt überall Unfruchtbarkeit und Oede. Die entfeſſelten Elemente vollends machten dieſe Straße ſo ſchwierig als gefährlich. Es regnete ſtark; die Bäche waren gewaltige Ströme geworden und alle Flüſſe über die Ufer getreten. Die Armee hatte nicht Zeit gehabt Magazine anzulegen oder Convois einzurichten und bald war Alles erſchöpft, was ſie von Alcantara mitgenommen hatte. Gleichwohl mußte ſie leben. Die Soldaten ſahen ſich genöthiget ihren Unterhalt in den armen Hütten zu ſuchen, die vereinzelt im Gebirge ſtanden oder unten in den Thälern. Mehrere Tage lang nährten ſie ſich nur von Zwiebeln und Kaſtanien. Junot, der wohl wußte wie viel auf einen einzigen verlorenen Tag ankam, ließ ihnen keine Ruhe. Liſſabon ſollte der Preis weniger ihrer Tapferkeit als der Schnelligkeit ihres Marſches ſein. Sie hatten alſo zahlloſes Elend zu beſtehen. Die Soldaten waren meiſt jung und hatten noch nicht im Feuer geſtanden. Die ſchwächſten konnten ſo vielen Anſtrengungen nicht widerſtehen und erlagen; viele blieben zurück. Die Armee bildete keine compacte disciplinirte Maſſe mehr und zerfiel in eine Menge kleiner Haufen. Die Nachzügler machten eine lange Reihe aus, welche die Straße mehrere Stunden weit bedeckten. Es war kein regelmäßiger Marſch mehr, ſondern ein gewöhnlicher Gang. Eine Hand voll entſchloſſene Männer

hätte hingereicht, die aufgelöſeten Colonnen in den Schlünden der Eſtrella aufzuhalten und zu vernichten. Endlich erreichte der Vortrab Abrantes. Die andern Haufen kamen ſpäter vereinzelt und in traurigem Zuſtande an. Die meiſten Soldaten hatten keine Schuhe mehr; ihre verroſteten und ſonſt verdorbenen Gewehre taugten nichts. Die Pferde konnten ſich kaum noch fortſchleppen und die Laffetten der Kanonen waren zertrümmert. Bei dem Anblicke dieſer durch Hunger und Anſtrengung abgemagerten Geſtalten, dieſer dürren Pferde und zerfetzten Anzüge hätte Niemand glauben können, daß dies eine Invaſionsarmee ſei. Sie war übrigens am Ziele ihrer Leiden; in Abrantes hatte ſie Alles gefunden, was ſie ſeit Alcantara entbehrt, Lebensmittel, gutes Pferdefutter, Schuhe, Munition und Bekleidung.

Junot wartete nicht bis er ſeine Armee wieder verſammelt und neu organiſirt hatte. Er wußte beſſer als irgend Jemand, mit welchen Leuten er es zu thun hatte und er handelte als ſtehe er an der Spitze der Sieger von Auſterlitz und Jena. Er griff zur Feder und kündigte dem erſten Miniſter des Regenten ſelbſt ſeine Ankunft in Abrantes an. „Binnen vier Tagen werde ich in Liſſabon ſein,“ ſchrieb er; „meine Soldaten ſind troſtlos, daß ſie nicht „einen Schuß zu thun brauchten; zwingen Sie dieſelben „nicht noch dazu; ich glaube Sie würden es bereuen.“

Nach der Weigerung des Kaiſers ſeinen Colonnen Halt zu gebieten, begreift man nicht, wie der Regent einen Augenblick über das, was er zu thun hatte, in Ungewißheit ſein konnte. Es blieb ihm nichts weiter übrig als ſich auf ſeine Schiffe zu begeben und ſeinen Thron nach Braſilien zu bringen, aber die Ausſicht auf ein ſolches Exil erfüllte ihn mit Schmerz und ſeine Seele litt unter den peinigendſten

Ungewißheit. In manchen Augenblicken ſchien er entſchloſſen zu ſein wirklich und ernſtlich mit England zu brechen. So befahl er am 8. November die kleine Anzahl Engländer, welche in dem Lande geblieben waren, ſtreng zu bewachen, — es waren einige Unglückliche, welche wegen Armuth oder Schulden nicht hatten abreiſen können. Er ließ ferner die Forts ausbeſſern und verproviantiren, ſo wie die Küſte und die beiden Ufer des Fluſſes mit mobilen Batterien bedecken. Endlich ſandte er den Marquis von Marialva, um den Vorſchlag zu machen, den Prinzen von Beira, der damals neun Jahr alt war, mit der Tochter des Großherzogs von Berg zu vermählen. Dieſer Geſandte ſollte überdies Napoleon eine bedeutende Subſidienſumme anbieten. In dem Augenblicke aber ſelbſt, in welchem er ſich uns ganz hingeben zu wollen ſchien, ergriff der Regent Maßregeln, die auf eine nahe Flucht berechnet waren. Er hatte befohlen, daß ſeine Kriegsſchiffe von jeder Größe kalfatert, bemannt, mit Lebensmitteln auf mehrere Monate verſehen und ſo eingerichtet würden, daß ſie eine große Anzahl Perſonen an Bord nehmen könnten. Natürlich ſchloß man daraus, daß ſie keineswegs die Engländer bekämpfen, ſondern die königliche Familie und den Hof nach Braſilien bringen ſollten. Die Regierung wendete ſich an die Freigebigkeit der Unterthanen. Sie entwarf ihnen ein trauriges Bild von ihren Verlegenheiten, von ihren Gefahren und ihrem Geldmangel und forderte ſie auf, ihr ihre goldenen und ſilbernen Geſchirre zu bringen; aber die portugieſiſche Ariſtokratie und die reichen Kaufleute, die wohl bemerkten, daß die Vertheidigungsmaßregeln mehr zum Schein als in der Wirklichkeit unternommen wurden, vermutheten, der Hof verlange ihr Geld nur um es mit nach Braſilien zu nehmen. Sie blieben deshalb taub bei

der Aufforderung des Prinzen, vergruben ihre Schätze und warteten die Ereigniſſe ab.

Die Engländer hatten das Verſprechen des Regenten, daß er ſich nach Braſilien zurückziehen werde, ſobald er jede Hoffnung verloren, die Beſetzung ſeines Landes verhindern zu können. Sie zweifelten an ſeinem Worthalten nicht, kannten aber ſeinen ſchwachen und unentſchloſſenen Character. Sie fürchteten er werde weder die Kraft haben der Gefahr zu entfliehen, noch die ſie zu bekämpfen und im letzten Augenblicke noch lieber das Joch Frankreichs auf ſich nehmen als ſeine Hauptſtadt verlaſſen. Ein ernſter Vorfall beſtärkte dieſen Verdacht. Der ruſſiſche Admiral Siniawin hatte die Rhede von Tenedos während der Conferenzen von Tilſit verlaſſen und war nach dem Ozeane geſteuert, um wieder in die Oſtſee zu gelangen. Er war durch die Meerenge von Gibraltar gefahren, als er die Nachricht von dem Abſchluſſe des Bündniſſes von Tilſit erhielt. Er hatte bei ſich neun Linienſchiffe, zwei Fregatten und 6500 Mann Truppen. Da er ſeinen Weg nicht fortzuſetzen wagte, um nicht unter engliſche Kreuzer zu gerathen, ſo nahm er ſich vor ſich in den Hafen von Liſſabon zu flüchten. Darüber wurde man in London ſehr beſorgt. Die Flotte des Admirals Siniawin war im Verlaufe der Begebenheiten eine Macht in den Händen Frankreichs geworden. Wer konnte die Wirkung berechnen, welche ſeine Anweſenheit in den Gewäſſern von Liſſabon auf die Entſchließungen des Regenten hatte? Die engliſchen Miniſter nahmen ihre Maßregeln für jeden Fall. Sie ſandten Sir Sidney Smith ab, damit er mit einem anſehnlichen Geſchwader vor der Mündung des Tajo kreuze. Der General Moore begab ſich von Sicilien in die Oſtſee mit einem Corps von 10,000 Mann, um dem von Rußland, Frank-

reich und Dänemark bedroheten Schweden beizuſtehen, — und man ſandte ihm in aller Eile den Befehl, vor Liſſabon zu bleiben und eintretenden Falls Sir Sidney Smith beizuſtehen. Sie ſollten beide die Einſchiffung der königlichen Familie ſchützen, wenn dieſelbe ihre Abſicht ausführte, ſich nach Braſilien zurückzuziehen, im entgegengeſetzten Falle aber Portugal feindlich behandeln, ſich aller Schiffe deſſelben bemächtigen, die Küſten beſchießen, die Einfahrt in den Tajo erzwingen und alle da befindliche Kriegsſchiffe wegnehmen, ſelbſt die des Admirals Siniawin. Noch nicht genug; der Commodore Beresford ſollte die Inſel Madeira beſetzen und an die Regierung von Indien gingen Befehle ab, alle Comptoire wegzunehmen, welche Portugal in jenem Theile der Welt beſitze. So befand ſich der Prinz-Regent in der ſchrecklichſten Lage. Nach welcher Seite er auch die Augen wendete, überall erblickte er Gefahr und Unterdrückung. Er wurde von der ſchrecklichſten Angſt gepeiniget, als eine Nachricht, die Ankunft der Franzoſen in Abrantes und der Brief Junots ſeiner Unentſchloſſenheit ein Ende machte.

Abrantes liegt ſehr feſt an den beiden Ufern des Tajo und iſt von dieſer Seite das eigentliche Bollwerk Liſſabons. Wenn die Portugieſen die Vorſicht gebraucht, den Platz zu bewaffnen und den Muth gehabt hätten, ihn zu vertheidigen, würde er unſere ermüdeten Colonnen aufgehalten und der Regierung Zeit gegeben haben, die Hauptſtadt vor einem Ueberfalle zu ſichern; aber die Regierung hatte ſo gänzliche Sorgloſigkeit bewieſen und der Marſch der Franzoſen war ein ſo ſchneller geweſen, daß man glaubte, ſie wären noch in Alcantara, als ſie bereits vor den Thoren der Hauptſtadt ſtanden. An dem Tage, an welchem der Prinz-Regent das Schreiben Junots erhielt, kam ihm

eine andere Botſchaft zu und zwar von Sir Sidney Smith, nämlich der Moniteur vom 13. November, welcher die berühmten Zeilen enthielt: „Der Prinz-Regent von „Portugal verliert ſeinen Thron. Der Sturz „des Hauſes Braganza wird ein neuer Beweis „davon ſein, daß das Verderben eines Jeden „unvermeidlich iſt, der ſich den Engländern „anſchließt.“

Der Prinz las ſein Urtheil und er konnte nun nicht länger ſchwanken: er mußte fliehen; immer beſſer als eine Abſetzung, vielleicht gar Gefängniß in Frankreich war ein Thron in Braſilien. Der Befehl zur Abreiſe wurde gegeben und ſie erfolgte am 27. November unter den Augen der weinenden Bevölkerung. Liſſabon gewährte drei Tage lang einen höchſt kläglichen Anblick. Das Volk war an die milde und apathiſche Verwaltung ſeiner Fürſten gewöhnt. Ihre Trägheit und Bigotterie verletzte es nicht. Da es ſelbſt ſehr fromm und abergläubiſch war, ſo ſah es darin nur einen Anſpruch mehr auf ſeine Liebe und Achtung. Als die königliche Familie aus dem Palaſte kam und nach dem Ufer zuging, das ſie verlaſſen wollte, drängte ſich das Volk um ſie und begleitete ſie in düſterem Schweigen. Alles war bei dieſem Abſchiede ſtill und feierlich. Vor dem königlichen Zuge fuhr langſam der Wagen der alten Königin. Sie hatte, da ſie den Verſtand verloren, ſeit ſechszehn Jahren ihren Palaſt in Mafra nicht verlaſſen und der Anblick des verſammelten Volkes und des allgemeinen Schmerzes belebte auf einige Augenblicke ihren Verſtand. Edele Gedanken kehrten mit dem Gefühle des Unglücks und der Schmach ihres Landes zurück. „Wie,“ rief ſie mit unglaublichem Ausdruck von Trauer aus, „wir wollten das „Land verlaſſen, ohne gekämpft zu haben?“ Dann ſagte

ſie zu ihrem Kutſcher: „nicht ſo ſchnell, nicht ſo ſchnell, „man könnte ſonſt glauben wir flöhen.“ Nach dem Wagen der Königin folgte der des Regenten, der mit zerriſſenem Herzen und weinend darin ſaß. Als er das Ufer verließ und das Schiff beſtieg, das ihn hinwegtragen ſollte, erhob ſich überall Schluchzen und die gerührte Menge weinte laut. Das ganze Perſonal des Hofes, die meiſten großen Kaufleute, die Miniſter, die Vorſteher der verſchiedenen Verwaltungszweige, die meiſten höhern Offiziere der Armee folgten der königlichen Familie und man ſchätzt die Zahl der Perſonen, welche von den portugieſiſchen Schiffen aufgenommen wurden, auf noch mehr als funfzehn Tauſend. Widriger Wind hielt die Flotte über vier Stunden lang auf der Rhede und im Angeſichte Liſſabons zurück. Endlich füllten ſich die Segel, das Geſchwader erreichte das hohe Meer, fuhr durch die engliſche Flotte, empfing von derſelben die gewöhnlichen Salutſchüſſe, welche gleichſam das letzte Lebewohl waren und verſchwand. An dem Tage, an welchem die königliche Familie abreiſete, fand eine Sonnenfinſterniß ſtatt und dieſe Erſcheinung ſteigerte die Bewegung Aller nur noch mehr. Jedermann in Liſſabon deutete ſie nach ſeinen Beſorgniſſen oder Hoffnungen und Alle ſahen darin eine Offenbarung des göttlichen Willens.

Während die königliche Familie auf ihren Schiffen entfloh, rückte Junot mit ſeinem Heere ſchnell heran. Seine Lage war unſicher genug. Er hatte kaum 1500 Mann bei ſich. Der Reſt kam ſpäter, aber nicht in gedrängten Maſſen, ſondern in kleinen Haufen. Ein Theil der portugieſiſchen Armee, ungefähr 10,000 Mann, hatte Liſſabon beſetzt. Die engliſche Flotte hatte Landungstruppen am Bord. Man denke ſich die Gefahr, der Junot ausgeſetzt

geweſen wäre, wenn die Engländer und Portugieſen ſich vereiniget hätten und gegen ihn gerückt wären! Aber er rechnete auf den Wunderglanz der franzöſiſchen Fahne und den Eindruck des Schreckens, den ſein Erſcheinen hervorbringen mußte, rückte deshalb mit ſeiner kleinen Schaar ſtolz weiter, hielt am 30. November ſeinen Einzug in Liſſabon, wendete ſich, ohne ſich aufzuhalten, nach den Forts Belem, welche den Hafen beherrſchen und vertheidigen, ließ die Kanonen derſelben auf einige mit Auswandernden beladene Schiffe richten, welche die Rhede noch nicht verlaſſen hatten, zwang ſie, in den Hafen zurückzukehren und bemächtigte ſich ihrer. Unter andern Umſtänden würde eine ſolche Kühnheit Tollheit geweſen ſein, hier war ſie genial. Die Abreiſe des Hofes und der Vorſteher der Verwaltung hatte alle Dienſtzweige gelähmt und Liſſabon, das ohne Fürſten, ohne Regierung, ohne Polizei war, befand ſich einige Tage lang in der Gewalt der habſüchtigen oder wilden Leidenſchaften des Pöbels. Wie in Neapel 1806 bildeten ſich Räuberbanden zu dem gräßlichen Zwecke, die Gefängniſſe zu öffnen und die Stadt zu plündern. Bei dieſer drohenden Gefahr wurde Junot ein Retter für die höhern Claſſen und den Bürgerſtand. Uebrigens ſtaunte man allgemein bei dem Anblicke ſeiner ſo geringen Macht. Die exaltirte Phantaſie der Portugieſen hatte ſich die franzöſiſchen Soldaten rieſenhaft, mit martialiſchem Ausſehen gedacht und als ſie ſtatt dieſer ungewöhnlichen Männer nur bartloſe, ſchlecht gekleidete, abgemagerte Recruten ſahen, ſchämten ſie ſich, daß ſie ſich Knaben ergeben hätten, ohne einen Schuß zu thun und dieſes Gefühl erklärt manches in ihrem weitern Verhalten.

Während Junot ſeinen glänzenden Handſtreich ausführte, operirten die ſpaniſchen Colonnen mit nicht minderm Glücke

in den ſüdlichen und nördlichen Provinzen. Der General Solano drang in Alentejo und Algarbien ein und verlegte ſein Hauptquartier nach Setubal, nur fünf Stunden von der Hauptſtadt. Der General Taranco ſeiner Seits beſetzte, ohne den mindeſten Widerſtand zu finden, die Provinz Entre-Minho e Duero und nahm am 15. December Beſitz von der Stadt Oporto.

Das Gros der franzöſiſchen Armee hatte allmälig den Vortrab der Armee erreicht und Junot war bald ſtark genug, um als Gebieter befehlen zu können. Er beſchloß die Rechte ſeines Souverains durch eine glänzende und feierliche Handlung vor Aller Augen zu weihen. Eines Tages, es war Sonntag, berief er ſeine ſämmtlichen Truppen in Parade auf den Roscio-Platz. Das Volk, das durch dieſes neue Schauſpiel angelockt wurde, drängte ſich in Menge hinter den Soldaten. Mittags donnerte eine Salve von dem Maurenſchloſſe; Aller Augen wendeten ſich dahin und man ſah wie die Fahnen mit dem portugieſiſchen Wappen, die auf allen Thürmen weheten, plötzlich fielen und der dreifarbigen Fahne wichen. An dieſem Tage erkannten die Portugieſen, daß ſie das Handelsjoch der Engländer mit dem Militärjoche Frankreichs vertauſcht hätten. Die Beſtürzung war allgemein. Abends gab ſich unter der Bevölkerung eine große Aufregung kund; es bildeten ſich zahlreiche Gruppen und der Ruf: „Tod den Franzoſen!“ der bald durch die ganze Halbinſel erſchallen und alle Arme bewaffnen ſollte, ließ ſich zum erſten Male hören. Alle Mitglieder der proviſoriſchen Regierung waren in dieſem Augenblicke bei dem General Junot verſammelt. Er wendete ſich an dieſelben und ſagte: „meine „Herren, wehe Ihnen, wenn Sie gegen die „Armee des Kaiſers Napoleon zu conſpiriren

„wagen; Ihre Köpfe bürgen mir für die Ruhe „des Volkes.“ Dieſe Worte erfüllten alle Anweſenden mit Schrecken. Der Cardinal Mendoza, der Patriarch von Liſſabon und nach ſeinem Beiſpiele die ganze hohe Geiſtlichkeit ſowie die erſten Perſonen des Adels und der Beamten erkannten nicht nur die Autorität des franzöſiſchen Generals an, ſondern bemüheten ſich auch, das Volk zu beruhigen und predigten ihm Gehorſam.

Junot behielt proviſoriſch alle portugieſiſche Behörden bei, welche der Prinz-Regent vor ſeiner Abreiſe eingeſetzt hatte, er organiſirte die Polizei, ſicherte die Ruhe der Einwohner und ſorgte für ſtrenge Mannszucht unter ſeinen Truppen. Zum Militärgouverneur von Liſſabon ernannte er den General Delaborde, der mit großer Characterſtärke Mäßigung und Gerechtigkeit zu verbinden wußte. Das Material der Armee hatte außerordentlich gelitten. Die meiſten Flinten waren verroſtet oder ſonſt verdorben, die Geſchütze unbrauchbar, die Pferde dienſtunfähig und die Soldaten zerlumpt; aber das Arſenal von Liſſabon, eines der reichſten in Europa, war mit Waffen, Munition und Uniformen gefüllt. Junot fand mehr da, als er brauchte, um alle ſeine Corps neu auszuſtatten. Die portugieſiſche Armee wurde aufgelöſet, ein Theil der Soldaten nach Hauſe und ein anderer nach Frankreich geſchickt, wo man ſie in unſern Armeen vertheilte. Junot nahm alle Pferde und alle Kanonen für ſich weg und vervollſtändigte damit ſeine Artillerie und Cavalerie wieder. Auch brachte er die Forts von Belem, die Küſte und die Plätze an den beiden Ufern des Tajo auf einen furchtbaren Vertheidigungszuſtand.

Die Eroberung Portugals war nun vollkommen erfolgt. Sie verſchloß die Häfen und Märkte der ganzen Halbinſel

den engliſchen Waaren, zog dem Handel Großbritanniens unermeßlichen Schaden zu und vervollſtändigte die Unterwerfung des ganzen Süden unter die von Berlin aus am 21. November 1806 verordneten Prohibitivmaßregeln, welche durch die Verträge von Tilſit das höchſte Geſetz Europa's geworden waren.

## Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Politiſche Lage Schwedens. — Der König Guſtav IV. — Bruch des Waffenſtillſtandes von Schlatow. — Die Franzoſen bemächtigen ſich Stralſunds und der Inſel Rügen. — Schweden bleibt der Sache der Engländer treu. — Geheime Freude Rußlands darüber. — Achſelträgerei des Kaiſers Alexander. — Fehler und Redlichkeit Guſtavs IV. — Einzug und Sieg der Ruſſen in Finnland. — Zorn des Königs. — Er läßt den ruſſiſchen Geſandten Alopeus verhaften. — Erklärung Rußlands. — Angelegenheiten der Türkei. — Rußland weigert ſich, die Uebereinkunft von Soloboſa zu vollziehen. — Verlängerte Beſetzung der preußiſchen Provinzen durch die franzöſiſchen Truppen. — Schmerz des Königs und der Königin von Preußen. — Erörterungen zwiſchen Frankreich und Rußland in Bezug auf Preußen, die Moldau und Walachei. — Anſprüche des Kaiſers Alexander auf dieſe beiden griechiſchen Provinzen. — Anſprüche des Kaiſers Napoleon auf Schleſien. — Herr von Caulaincourt wird zum Geſandten in Rußland ernannt. — Sein Schreiben an den Kaiſer Alexander in Bezug auf die Verhaftung des Herzogs von Enghien. — Finnland wird zum integrirenden Theile des Reiches erklärt. — Beſorgniſſe und Klagen der Pforte. — Ihre Bitten um Frieden. — Ihre völlige Hingebung an Frankreich. — Verlegenheit Napoleons. — Bemühungen, die Pforte zu veranlaſſen, die Moldau und Walachei abzutreten. — Weigerung der Pforte. — Edele Haltung der türkiſchen Regierung und des Volkes. — Gewaltſame Reaction in Conſtantinopel gegen Frankreich. — Beruhi-

gende Erklärung des Generals Sebaſtiani. — Er verſpricht die Verlängerung des Waffenſtillſtandes. — Zurückberufung dieſes Geſandten. — Unzufriedenheit in Rußland. — Klagen des Kaiſers Alexander. — Schrecken. — Ankunft des Generals Moore in Gothenburg und des Admirals Saumarez in der Oſtſee. — Neue Gefahren Seelands. — Aengſtlichkeit in Kopenhagen. — Wiedereroberung der Inſeln Aland und Gothland. — Klagen des ruſſiſchen Cabinets gegen Frankreich. — Kritiſche Lage Napoleons in Bezug auf Rußland und die Türkei.

Im Anfange des Jahres 1808 war auf dem Feſtlande nur noch ein Staat übrig, welcher in friedlichen und freundſchaftlichen Verhältniſſen mit England ſtand, nämlich Schweden. Dieſe Macht, welche einen ſo kleinen Raum in der Welt einnimmt, bewegte ſich ſeit einigen Jahren nach tauſend Richtungen hin, um uns Schaden zu thun. Man kann ſich denken, daß ſie in dem letzten Kriege auf der Seite unſerer Feinde geweſen war. Sie wurde durch ihre geographiſche Lage beherrſcht. Während Frankreich zu weit entfernt war, nm ſie zu ſchützen oder ihr Furcht einzuflößen, drückten Rußland, Preußen und England von allen Seiten auf ſie. Das eine hatte Finnland, das andere Pommern, das dritte die ganze Küſtenausdehnung angegriffen. Als dieſe drei Kronen gegen Frankreich verbündet waren, konnte ſich Schweden ihnen nicht entziehen. Aber ſtatt ſich ihnen nur in dem Maße hinzugeben, wie es ſeine Lage und ſeine Verpflichtungen geboten, nahm es die Sache mit Leidenſchaft und einem Ungeſtüm auf, der ſich nicht rechtfertigen ließ.

Der König von Schweden hatte ſich, wie bereits erklärt, zum eifrigen Ritter der verkannten und geächteten Legitimität und zum heftigen, gewiſſermaßen perſönlichen Feinde des Mannes gemacht, welcher mit ſo hoher Größe

und ſo glänzendem Genie den Thron Ludwigs XVI. einnahm. Guſtav IV. war einer der Fürſten, welche durch die Schwäche ihres Verſtandes im Voraus beſtimmt ſind, ſich ſelbſt und ihre Dynaſtie zu ſtürzen. Er hatte ein edeles Herz, eine ritterliche Treue; er war immer bereit, ſich für das Unglück aufzuopfern. Aber der Umfang und die Sicherheit ſeines Urtheils, die hohe Klugheit in Verbindung mit der Feſtigkeit, die großartige Art, die Angelegenheiten und die Menſchen zu behandeln, welche die wirklichen Eigenſchaften des Staatsmannes ſind, fehlten ihm ganz. Er hatte einen beſchränkten Geiſt, einen eigenſinnigen Willen und eine wohl glühende aber nicht fruchtbare Phantaſie, welche ihn nur zu oft auf ſeltſame Abwege brachte.

Die Schlacht von Friedland, welche die Verbündeten entmuthigte, entzündete ſeinen Eifer und trieb ihn zu ſeltſamer Kühnheit in Worten und Benehmen. Der Waffenſtillſtand von Schlatow dauerte noch; er hätte ſich deshalb Glück wünſchen und ſchweigend die Ereigniſſe abwarten ſollen. Aber der unglückliche Fürſt wußte nie etwas zur rechten Zeit zu thun. England hatte ihm 10,000 Hannoveraner unter dem Lord Cathcart geſandt. Blücher, der nur auf Gelegenheit wartete, um ſich gegen die Franzoſen zu ſchlagen, hatte Schweden ſeinen Degen und ſeine Rache angetragen und er befehligte 6000 Preußen. Die Anweſenheit dieſer Hilfstruppen flößte dem König plötzlich ein unſinniges Vertrauen auf ſein Glück ein, und er wagte den Gedanken zu faſſen, allein gegen die furchtbare Macht zu kämpfen, welche nach einander Preußen und Rußland beſiegt hatte. Vergebens berief ſich der Marſchall Brune, der ihn von dem Verderben zurückhalten wollte, auf die mit dem General Eſſen abgeſchloſſene Uebereinkunft, nach welcher die Feindſeligkeiten erſt einen Monat nach der Auf-

kündigung des Waffenſtillſtandes beginnen ſollten, Guſtav hörte auf nichts, warf ſeine ſtolze Ausforderung dem Gebieter des Feſtlandes hin, kündigte den Waffenſtillſtand auf und begann am 3. Juli die Feindſeligkeiten wieder.

Der Kaiſer Napoleon empfand über eine ſolche Tollheit mehr Mitleiden als Zorn, wies den Kampf aber nicht zurück, da er dazu aufgefordert wurde. Er wollte dieſe Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten wenigſtens benutzen. Er befahl dem Marſchall Brune, die Schweden lebhaft vor ſich herzutreiben, Stralſund wie die Inſel Rügen zu belagern und zu nehmen und ganz Schwediſch-Pommern zu beſetzen. Er konnte ſo mit einem Pfande mehr zu den Unterhandlungen über den Seefrieden kommen. Am 15. Juli erſchien die franzöſiſche Armee vor Stralſund und belagerte die Stadt; aber ſchon war die Nachricht von dem Abſchluſſe des Friedens zwiſchen Frankreich und Rußland da und in Stockholm bekannt. Friedrich Wilhelm befahl Blücher, die Fahnen Schwedens zu verlaſſen und mit ſeinen 6000 Soldaten ſofort nach Preußen zurückzukehren. Lord Cathcart hielt ſich klüglich bei Seite und verließ ſogar Pommern bald, um ſich mit der Armee zu vereinigen, welche die Flotte Gambiers an Bord hatte. Als die Schweden ſich ſo von ihren Hilfstruppen verlaſſen ſahen, ergriff ſie eine allgemeine Entmuthigung und es erhob ſich ein allgemeiner Tadel gegen den König, welcher ſich am 29. Juli auf die Inſel Rügen zurückzog; Stralſund öffnete uns ſeine Thore. Die Bewohner der Inſel Rügen verſammelten ſich lärmend und ſchickten ihre Beamten an den König, um ihn beſchwören zu laſſen, daß er capitulire. Die Unzufriedenheit und die Angſt herrſchten in allen Gemüthern. Guſtav fürchtete, wenn er den Widerſtand noch weiter treibe, einen Aufſtand hervorzurufen, er gab alſo

nach und eine Uebereinkunft, die am 7. September unterzeichnet wurde, brachte die Inſel in unſern Beſitz. Der König kehrte nach Stockholm zurück.

Die Ereigniſſe, welche in Tilſit geſchehen waren, hatten die politiſche Lage Schwedens von Grund aus geändert. Von den drei Mächten, die ſonſt ſeine Verbündeten geweſen, hatten zwei, Rußland und Preußen, nicht nur Frieden mit Frankreich geſchloſſen, ſondern ſogar mit demſelben gegen England ſich verbunden. Dänemark würde, das ließ ſich nicht bezweifeln, die Sache der beiden Kaiſer ebenfalls annehmen, ſo daß der Hof von Stockholm, wenn er der Sache der Engländer treu blieb, bald ſeine ſämmtlichen Nachbarn auf dem Halſe haben mußte. Frankreich, welches der große Beweger der nordiſchen Mächte geworden war, ließ ſie gewiß bald gegen Schweden los, wendete ſich an die ehrgeizigen Leidenſchaften derſelben und verſprach der einen Finnland, der andern Schonen. Konnte Schweden ſo viele gegen ſich gerichtete Anſtrengungen zu beſiegen hoffen? Das regierende Haus mußte zuerſt angegriffen und bei dem Mißlingen geſtürzt werden. Napoleon hatte bereits bewieſen, mit welcher Härte er die gekrönten Häupter behandelte, welche ihm entgegenzutreten wagten. Das Unglück des Hauſes Neapel, des Hauſes Braunſchweig und des Hauſes Heſſen-Caſſel deutete beſtimmt genug an, daß ſeine Rache fürchterlich ſein würde. Wenn die Wechſelfälle des Krieges ihn zum Herrn Schwedens machten, ſo widerſtand er ſicherlich der Verſuchung nicht, den König Guſtav, den leidenſchaftlichen Freund der Engländer, den ritterlichen Beſchützer der Bourbons, den Fürſten, der ſeit vier Jahren nicht ermüdete, ihn zu beleidigen, indem er ihm die ſouverainen Titel verſagte, welche ihm ganz Eu-

ropa, mit Ausnahme Englands, zugeſtand, völlig zu ſtürzen.

Auf der andern Seite aber ſetzte ſich Schweden, wenn es ſich gegen die Engländer erklärte, faſt ebenſo großen Gefahren aus, als wenn es ihnen treu blieb. Sie hatten es an Drohungen nicht fehlen laſſen. Sobald ſie geahnet, was in Tilſit vorging, hatten ſie ihm angezeigt, daß ſie mit der äußerſten Strenge verfahren würden, wenn es ſich von ihnen abwendete; ſie würden ſich nicht begnügen, Gothenburg zu zerſtören, ihre Flotten würden durch den Sund fahren, Stockholm verbrennen und die ganze Marine vernichten. Schweden hatte alſo nur zwiſchen gleich furchtbaren und gleich nahen Gefahren zu wählen. Wenn Guſtav IV. noch einigermaßen ſchwankend hätte ſein können, würde ſeiner Unentſchiedenheit die Beſchießung Kopenhagens ein Ende gemacht haben. Dieſes traurige Ereigniß verbreitete Schrecken in Stockholm. Jedermann, das Volk, der Adel und der König fürchtete, ſich ein ähnliches Schickſal zuzuziehen, wenn ſie ſich Frankreich zuwendeten und ſo wurde einmüthig beſchloſſen, dem Schickſale Englands zu folgen. Dieſer Entſchluß erfüllte das Cabinet von St. Petersburg mit ſtiller Freude. Seit der Regierung Peters des Großen hegte es den glühenden Wunſch, die Hauptſtadt von einem unbequemen, bisweilen gefährlichen Nachbar zu befreien und die Grenzen des Reiches bis an den bothniſchen Meerbuſen vorzurücken. Die Gelegenheit, Finnland ſich anzueignen, war zu ſchön, als daß ſie nicht hätte ergriffen werden ſollen.

Durch eine Note vom 6. Auguſt drückte das Cabinet von St. Petersburg ſeine Verwunderung und ſeinen Verdruß gegen das von Stockholm darüber aus, daß der König im Kriege mit Frankreich beharre und ſich dadurch der

Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens auf dem Feſtlande widerſetze*). Dieſe Note war im mildeſten Style abgefaßt; ſie enthielt nicht einen Ausdruck, welcher die ſchwediſche Regierung hätte auf den Gedanken bringen können, daß ſie ſich irgend einer Gefahr ausſetze, wenn ſie den Verirrungen der engliſchen Politik noch ferner folge. Nach der Beſchießung Kopenhagens zog die ruſſiſche Regierung zum erſten Male den Schleier ab, welcher das Geheimniß der Berathungen von Tilſit verhüllte. In einer Note vom 6. October**) erinnerte ſie an die geheimen Artikel der Verträge von 1780 und 1800, welche die förmliche Verpflichtung zwiſchen den drei Höfen von Petersburg, Stockholm und Kopenhagen enthielten, die Oſtſee für ein geſchloſſenes Meer zu halten und dieſelbe gegen jede Feindſeligkeit und Gewaltthat irgend einer Art zu ſchützen. Sie fügte hinzu, daß Se. Majeſtät der Kaiſer bereit ſei, an den Maßregeln Theil zu nehmen, welche die Würde, das Intereſſe der drei nordiſchen Höfe und ihre gegenſeitigen Verpflichtungen nöthig machten und forderte den Hof von Stockholm auf, ihr ſeine Entſchließung über dieſen wichtigen Umſtand mitzutheilen. Statt ſich zu bemühen, den wirklichen Sinn der ruſſiſchen Note zu ergründen und eine ausweichende Antwort zu geben, erinnerte Guſtav IV. den Kaiſer Alexander an die letzten Verpflichtungen, die ſie gegenſeitig übernommen und forderte ihn auf, nach dieſen Verpflichtungen gleich ihm Alles aufzubieten, um die fran-

*) Note des Herrn Baron von Budberg an den Grafen von Stedingk, den ſchwediſchen Geſandten in Petersburg.

**) Note vom 6. October, von dem Grafen von Romanzow an den ſchwediſchen Geſandten, Grafen von Stedingk, gerichtet. (Memoiren des Feldmarſchalls Grafen von Stedingk.)

zöſiſchen Truppen von der Oſtſee zu entfernen und den engliſchen Schiffen von Neuem die deutſchen Häfen zu öffnen.

Der Bruch zwiſchen Rußland und England erfolgte nicht lange nach dem Austauſche dieſer erſten Noten. Noch immer verrieth nichts in den Worten oder in der Haltung des Kaiſers Alexander, daß er die Abſicht habe, Finnland anzugreifen. Gleichwohl wurde Alles zu einem nahen Einfalle in dieſe Provinz vorbereitet. Die Offiziere der Garde waren insgeheim benachrichtiget worden, daß ſie ſehr bald in's Feld rücken würden. Die Regimenter, welche aus den Grenzprovinzen Finnlands zurückgezogen worden waren, um gegen die Franzoſen zu kämpfen, waren dahin zurückgekehrt und man ſchätzte die Zahl der Truppen, welche in dieſem Augenblicke in Ingermanland, Eſthland und um die Hauptſtadt verſammelt waren, auf 60,000 Mann. Endlich brachte die ruſſiſche Regierung in den befeſtigten Plätzen und den Grenzſtädten Finnlands große Vorräthe von Lebensmitteln zuſammen.

Der ſchwediſche Geſandte an dem Hofe von St. Petersburg, Herr von Stedingk, benachrichtigte von Tag zu Tage ſeinen Souverain von dieſen Vorbereitungen und forderte ihn auf, auf ſeiner Hut zu ſein. Aber Guſtav achtete nicht auf dieſe Warnungen und ſeine Tollkühnheit wuchs mit den Gefahren. Statt an Schlauheit und Verſtellung mit dem Kaiſer Alexander zu wetteifern, forderte er ihn zuerſt heraus. Er ſchickte ihm beleidigend das große Band des Andreasordens zurück, da er es, wie er ſagte, nicht tragen möge, ſeit es auch Bonaparte erhalten.

Herr von Stedingk ſah mit Verzweiflung, wie der König Guſtav an dem Untergange ſeines Hauſes ebenſo eifrig wie andere an der Erhebung des ihrigen arbeiteten. Am

7. December ſchrieb er ihm: „Der Geſandte Dänemarks „an dieſem Hofe, der Baron von Blom, welcher alle Ge„heimniſſe der Franzoſen kennt, hat mir unter den größten „Eiden verſichert, daß es feſt beſchloſſen ſei, uns hier an„zugreifen, wenn wir mit Frankreich nicht Frieden machten. „Er ſagte mir auch, Bonaparte habe dem Kaiſer Finnland „verſprochen, wenn er Ew. Majeſtät bekriege und dieſer „Fürſt, wie die Perſonen, die er vorzugsweiſe zu Rathe „zieht, wären ſehr geneigt zu dieſer Erwerbung, weil ſie „vorausſehen, daß Polen ihnen früher oder ſpäter ent„gehen wird...... Man hat die Abſicht, auf drei ver„ſchiedenen Punkten in Finnland einzufallen und wenn der „Krieg unvermeidlich iſt, wird es kein Mittel geben, den „Sturm zu beſchwören. Schweden wird niemals einen „ungleichern Kampf zu beſtehen gehabt haben.“

Alexander zögerte ungemein, ſich gegen Schweden zu erklären. Als der General Savary und ſpäter Herr von Caulaincourt ihn antrieben und an die in Tilſit übernommenen Verpflichtungen erinnerten, ſchien er durch Gewiſſensſcrupel gequält und zurückgehalten zu werden; er äußerte den größten Widerwillen, die Waffen gegen ſeinen Schwager zu ergreifen und ſuchte es immer mehr in die Ferne hinauszuſchieben. „Die ſtrenge Kälte,“ ſagte er, „mache es unmöglich, genügende Magazine für den Unterhalt der Truppen zuſammenzubringen. Es fehle demnach den Soldaten an Lebensmitteln und den Pferden an „Futter.“

Endlich indeß, als er von uns nochmals gedrängt war, verſprach er dem General Buxhowden den Befehl zu ertheilen, in Finnland einzurücken. Am 16. Januar 1808 forderte Herr von Romanzow den ſchwediſchen Geſandten förmlich auf, ihm den Entſchluß ſeines Hofes mitzutheilen

und erklärte ihm, daß es dem Kaiſer in ſeiner Lage England gegenüber von großer Wichtigkeit ſei, zu wiſſen, wie er mit dem Könige Guſtav ſtehe.

Die Antwort des Königs kam an, eine energiſche Weigerung, ſeine Intereſſen von denen Englands zu trennen. Herr von Stedingk ſchrieb in Verzweiflung am 23. Januar an ſeinen unglücklichen Souverain: „...... Iſt Finnland „verloren, ſo hört Schweden auf ein unabhängiger Staat „zu ſein und man wird in Stockholm nie mehr ruhig ſchla„fen können. Selbſt Norwegen wäre eine geringe Ent„ſchädigung ...... Die Gefahr iſt im höchſten Grade „drohend und es iſt kein Augenblick zu verlieren, einen „entſcheidenden Entſchluß zu faſſen. Wenn Ew. Majeſtät „entſchloſſen ſind, ſich ſelbſt, Ihre Familie und Ihre Staa„ten den Zufällen eines Krieges auszuſetzen, bei welchem „die größten Opfer nur dazu dienen werden, ihn zu ver„längern, müſſen Sie ſich ſogleich zu außerordentlichen An„ſtrengungen entſchließen und alle erdenklichen Hilfsmittel „aufbieten, um wenigſtens nicht ruhmlos zu unterliegen. „Bonaparte, der die Hoffnung aufgiebt, eine Ausſöhnung „mit Ew. Majeſtät zu erlangen und tief durch die Ver„achtung verletzt iſt, die Sie ihm zu erkennen geben, will „einen Krieg auf Tod und Leben mit Ihnen führen und „über Ihren Thron verfügen, wie er ſchon über ſo viele „andere verfügt hat.“ Nutzloſe Bemühungen eines ebenſo ergebenen als aufgeklärten Dieners! Die Tugenden Guſtavs trugen nebſt ſeinem beſchränkten Urtheile dazu bei, ſein Verderben zu beſchleunigen. Er wies durchaus den Gedanken von ſich zurück, daß der Kaiſer Alexander ihn bekriegen wolle, um ihn dafür zu ſtrafen, daß er England treu geblieben, das doch kurz vorher ihr gemeinſchaftlicher Bundesgenoſſe geweſen. Er konnte eine ſolche Ehrloſigkeit

nicht faſſen. Uebrigens hatte er ſich in die engliſche Politik zu weit eingelaſſen, als daß er hätte umkehren können. Sein Entſchluß ſtand unwiderruflich feſt. Er war entſchloſſen, lieber allen Gefahren und jedem Unglücke zu trotzen, als die Intereſſen Englands aufzugeben. Am 28. Januar 1808 unterzeichnete er einen neuen Allianz- und Subſidienvertrag, welcher ihn vollends in die engſte Abhängigkeit von jener Macht brachte.

Der ſchwediſche Geſandte erwartete jeden Tag zu erfahren, daß die ruſſiſche Armee in Finnland eingerückt ſei und fühlte die peinigendſten Beſorgniſſe. Am 2. Februar hatte er eine Unterredung mit Romanzow und drang in den lebhafteſten, pathetiſcheſten Worten in denſelben, ſich über die definitiven Abſichten des Kaiſers zu erklären. Der ruſſiſche Miniſter antwortete, die Redlichkeit Sr. Majeſtät könne nicht in Zweifel gezogen werden. „Dies muß hin„reichen, Sie zu beruhigen,“ fügte er mit der Miene der Aufrichtigkeit hinzu, „denn kein Angriff würde un„gerechter und den Grundſätzen, welche der „Kaiſer während ſeiner ganzen Regierung kund „gegeben hat, widerſprechender ſein.“ In demſelben Augenblicke, als dieſe Worte geſprochen wurden, erhielt der General Buxhowden den Befehl, in Finnland einzurücken. Die Ruſſen drangen wirklich am 21. Februar 20,000 Mann ſtark und in drei Colonnen in dieſe Provinz ein. Eine 40,000 Mann ſtarke Reſerve-Armee lagerte in Ingermanland und Eſthland, um eintretenden Falls als Unterſtützung zu dienen.

Zur Ehre des Kaiſers Alexander hätte man es gewiß lieber geſehen, wenn er ſich nach ſeiner Rückkehr von Tilſit offen und beſtimmt gegen den König Guſtav ausgeſprochen, ihm den ganzen Umfang der Verpflichtungen,

welche er dem Kaiſer Napoleon gegenüber übernommen, mitgetheilt und ihn erſucht hätte, ihn nicht in die ſchreckliche Nothwendigkeit zu verſetzen, Krieg mit ihm anzufangen. Sein langes, mit ſo hinterliſtiger Kunſt berechnetes Schweigen, ſeine erheuchelte Unentſchloſſenheit, ſeine ebenſo erheuchelten Bedenklichkeiten, das Zögern mit der Erklärung und beſonders die friedliche und freundſchaftliche Sprache ſeiner Miniſter, Alles dies täuſchte den unglücklichen Guſtav, ſchläferte deſſen Wachſamkeit ein und beſtärkte ihn im Gefühle ſeiner Sicherheit. Die Geſchichte wird in ihrer Gerechtigkeit die gehäſſige Doppelzüngigkeit brandmarken, welche einer der mächtigſten Monarchen der Welt gegen einen der ſchwächſten anwendete, der überdies ſein Bundesgenoſſe und ſein Schwager war und dem er nichts weiter vorzuwerfen hatte, als daß er die Eide nicht brach, welche kurz vorher beide mit den Engländern verbunden hatten.

Am 29. Februar erklärte der däniſche Hof Schweden förmlich den Krieg, ſo daß dieſe Macht gleichzeitig in Oſten und in Süden angegriffen wurde. Um ſo großen Gefahren widerſtehen zu können, hätte das Staatsoberhaupt mit unbeugſamer Willenskraft die Kenntniſſe und Geſchicklichkeit eines großen Feldherrn verbinden müſſen. Guſtav zeigte dagegen niemals größern Mangel an Vorausſicht und Fürſorge. Wie er an die Gefahr nicht geglaubt hatte, ſo hatte er ſich auch nicht zur Vertheidigung gerüſtet. Seine 50,000 Mann ſtarke Armee war kriegsgewohnt und vom edelſten Eifer erwärmt. Statt ſie nun in zwei Hauptmaſſen zu theilen und durch die eine Schonen zu ſchützen, mit der andern Finnland zu vertheidigen, ſetzte er ſich in den Kopf, Norwegen zu erobern, das ihn nicht bedrohete und beſtimmte zu dieſer ebenſo koſtſpieligen als nutzloſen Opera-

tion 20,000 Mann, welche hingereicht haben würden, die Ruſſen bis zum Frühjahre zurückzuhalten, zu welcher Zeit die von England verſprochenen Verſtärkungen hätten ankommen können. Die Ruſſen, welche auf ihrem Wege keine Hinderniſſe trafen, brauchten nur vorzurücken, um ſich Finnlands zu bemächtigen. Die Plätze Tawaſtehuus, Helſingfors, Abo und Sweaborg, welche die Bollwerke des Landes waren, ergaben ſich faſt ohne Schwerdtſtreich. Abo hatte eine Beſatzung von 6000 Mann und eine Flotille von 60 Segeln. Mit ſolchen Widerſtandsmitteln hätte ſich der Ort lange halten können. Aber der Einfall der Ruſſen hatte überall ein ſolches Entſetzen verbreitet und die Regierung war bei der Einrichtung der Vertheidigung des Landes ſo nachläſſig zu Werke gegangen, daß der Commandant von Abo von paniſchem Schrecken ergriffen wurde und den Platz übergab. Die Furcht und die Muthloſigkeit bemächtigten ſich auch der Inſeln Aland und Gothland, die ſich ebenfalls ergaben. (April 1808.)

Der König von Schweden befand ſich in Gripsholm, als er die Nachricht von dem Einrücken der Ruſſen in Finnland und von ihren erſten Erfolgen erhielt. Da brach er in den gewaltigſten Zorn und Unwillen aus. Er erließ wie Jemand, der ſich hinterliſtig verrathen ſieht und ohne zu bedenken, was er that, gegen den Kaiſer Alexander ein Manifeſt, in welchem er in den bitterſten Ausdrücken die Unredlichkeit dieſes Fürſten darſtellte. Er hielt ſein eigenes Verfahren dem des Czaars entgegen und ſagte, Frankreich habe ihm mehrmals den Antrag gemacht, ihm alle von Peter dem Großen Karl XII. abgenommenen Provinzen wieder zu verſchaffen, aber er habe dieſe Anerbietungen ſtets zurückgewieſen, weil ſie den Verpflichtungen widerſprochen hätten, die ihn mit Rußland vereinigten und weil er

ſich durch ihre Annahme zu entehren geglaubt hätte. Er fügte hinzu, daß er, weil er jener Macht treu geblieben, ſeine deutſchen Provinzen verloren hätte und daß er jetzt von dem Kaiſer Alexander angegriffen würde, weil er der Bundesgenoſſe deſſelben geweſen. Jedes Wort dieſes Manifeſtes war eine Wahrheit und zugleich ein ſcharfer Pfeil gegen den Souverain Rußlands. Guſtav beſchränkte indeß darauf ſeine Rache nicht. Alexander hatte gegen alle Geſetze der Ehre gehandelt, als er ihn ſo verrätheriſch angriff und er verletzte deshalb ſeinerſeits den heiligen Character, mit welchem der Geſandte Rußlands an ſeinem Hofe bekleidet war. Am 3. März ließ er den Herrn von Alopeus verhaften und alle Papiere deſſelben in Beſchlag nehmen.

Rußland hatte auch nicht den geringſten Vorwand zur Rechtfertigung der Eroberung Finnlands und das gewaltſame Verfahren des Königs von Schweden kam ihm recht gelegen, um als Entſchuldigung zu dienen. Es erſchien am 24. März eine Erklärung, welche die Unzufriedenheit Sr. kaiſerl. Majeſtät über die Beleidigung der Würde ſeiner Krone ausſprach. „Der Kaiſer," ſagte Herr von Romanzow, „zeigt nun allen Mächten an, daß er von dieſem „Augenblicke Finnland, welches bis jetzt für ſchwediſch ge„golten hat und das ſeine Truppen nach verſchiedenen Käm„pfen beſetzen konnten, für eine durch ſeine Waffen eroberte „Provinz anſieht und es für immer mit ſeinem Reiche ver„einiget." Die Entſchuldigung war des Attentates würdig.

Die Pforte hatte ein vollkommenes Erkennen ihrer wirklichen Intereſſen bei der Kriſis nach dem Abſchluſſe des Vertrags von Tilſit gezeigt. Sie hatte ſich nicht begnügt, unſere Vermittelung anzunehmen, ſondern auch mit der gewiſſenhafteſten Treue die Verpflichtungen erfüllt, welche

ihr die Uebereinkunft von Soloboſa auflegte. Sie hatte in der durch jenen Vertrag vorgeſchriebenen Zeit das ganze Gebiet der Moldau und Walachei geräumt und ihre Truppen auf das rechte Ufer der Donau zurückgezogen. Rußland dagegen war ganz anders verfahren. Unter dem Vorwande, daß ihm ſeine Würde nicht erlaube, in den Art. IX. des Vertrags, welcher das Ende des Waffenſtillſtandes bis zum 21. März hinausrückte und in den Art. IV. zu willigen, welcher ihm aufgab, die Kriegsſchiffe und die Gefangenen, die in ſeine Hände gefallen, zurückzugeben, hatte es den General Michelſon desavouirt, ſich geweigert, die Uebereinkunft von Soloboſa zu ratifiziren und ſeinen Truppen, welche bereits den Rückzug begonnen hatten, befohlen, alle Stellungen am linken Donauufer wieder einzunehmen.

Eine ſo ſchwere Verletzung des Vertrags von Tilſit hätte hinreichen können, das gute Vernehmen zwiſchen den Kaiſern von Frankreich und Rußland zu zerſtören, aber Napoleon war nicht gewiſſenhafter geweſen als Alexander; auch er hatte ſich den in Tilſit übernommenen Verpflichtungen entzogen und wenn auch nicht buchſtäblich, doch gewiß im Geiſte, eine Grundbeſtimmung des Vertrags vom 7. Juli verletzt.

Fünf Tage nach dem Abſchluſſe des Friedensvertrags zwiſchen Rußland und Frankreich, am 12. Juli, hatten die Marſchälle Berthier und Kalkreuth ein Uebereinkommen unterzeichnet, daß die Art der Räumung der preußiſchen Provinzen regeln ſollte. Darnach ſollten alle dieſe Provinzen am 1. October 1807 geräumt ſein mit Ausnahme von Stettin, das eine franzöſiſche Garniſon von 6000 Mann behalten ſollte. Aber die Räumung ſollte nur dann erfolgen (Art. IV.), wenn die dem Lande auferlegte Kriegsſteuer

vollkommen abgetragen wäre oder die preußiſche Regierung genügende Bürgſchaften für die Bezahlung gegeben habe. Frankreich verlangte die ungeheuere Summe von 150 Millionen und Preußen wollte ſie auf die lächerliche von neunzehn Millionen herabſetzen. Eine Vereinbarung zwiſchen dieſen beiden Extremen war nicht möglich. Napoleon wußte recht gut, daß Preußen, das ſechs Monate lang unſere Heere genährt und überdies die Hälfte des Gebietes verloren hatte, nicht im Stande war in kurzer Zeit dieſe hundertundfunfzig Millionen zu zahlen. Er verlangte ſie auch blos um einen annehmlichen Vorwand zu haben, die Beſetzung des Gebietes auf unbeſtimmte Zeit fortdauern zu laſſen. Viele Gründe veranlaßten ihn ſo zu handeln. Er unterhielt ſeine Armeen auf Koſten eines Feindeslandes, er beaufſichtigte die Ausführung ſeiner Verbote gegen die engliſchen Waaren in allen Häfen der Oſtſee, er laſtete auf Oeſterreich, wirkte ſelbſt auf Rußland und ſetzte ſich in Stand, entweder die Theilung der Türkei zu hindern, wenn ſie ſeinen Intereſſen nicht entſprach, oder eintretenden Falles mit ſeiner Allmacht bei der Vertheilung dieſer reichen Beute einzuſchreiten. Statt alſo über den Bruch des Vertrags durch Rußland ſich zu erzürnen, empfand er eine heimliche Freude darüber. Das Unrecht ſeines Verbündeten rechtfertigte das ſeinige. Der verlängerte Aufenthalt der Ruſſen in der Moldau und Walachei gab ihm das Recht, ſeiner Seits die Beſetzung der preußiſchen Provinzen länger fortdauern zu laſſen.

Dieſer Zuſtand brachte den König und die Königin von Preußen zur Verzweiflung. Nur eine Stütze hatten ſie noch, den Kaiſer Alexander. Von Memel aus, wohin ſie ſich geflüchtet hatten, ſchrieben ſie häufig an ihn und beſchwuren ihn Frankreich zu veranlaſſen, daß es ſeine Armeen

über die Elbe zurückziehe. Alle dieſe mit der Beredtſamkeit des Schmerzes geſchriebenen Briefe waren herzzerreißend; ſie verfolgten den Kaiſer Alexander wie Gewiſſensbiſſe und erfüllten ihn mit Unruhe. Die Sicherheit ſeines Reiches war nicht minder als ſeine perſönliche Ehre bei der ſchnellen Befreiung Preußens betheiliget. Er wollte nicht zugeben, daß die geringſte Aehnlichkeit zwiſchen der Beſetzung der Moldau und Walachei durch ſeine Truppen und jener der preußiſchen Provinzen durch die franzöſiſchen Truppen beſtehe. „Indem er die beiden griechiſchen Provinzen beſetzt halte," ſagte er, „bereite er ſich vor die Verſprechungen zu verwirklichen, die ihm ſein Verbündeter in Tilſit gegeben; Frankreich aber handele gegen ſeine heiligſten Verpflichtungen, wenn es ſich weigere die preußiſchen Provinzen zu räumen. Hieß es einem ſchon ſo grauſam behandelten Feinde die Wohlthaten des Friedens gewähren, wenn man fortwährend ihn drücke und eine Armee von zweimalhunderttauſend Mann auf ſeine Koſten leben laſſe?"

Der ruſſiſche Geſandte in Paris, der Graf von Tolſtoi, erhielt Befehl in den beſtimmteſten Ausdrücken die unmittelbare Räumung zu verlangen.*)

Napoleon hatte für ſich den Buchſtaben der Verträge und war zu gewandt, als daß er davon nicht hätte Vortheil ziehen ſollen. Er ließ antworten**), daß er ſich zu dieſer Räumung nicht verpflichtet halte. „Der Kaiſer Alexander ſolle ſich erinnern, daß abſichtlich der Zeitpunkt

*) Depeſche des Herrn von Champagny an den General Savary aus Fontainebleau vom 8. October 1807.

**) Depeſche des Herrn von Champagny an den General Savary aus Fontainebleau vom 13. October 1807.

für die preußiſchen Provinzen nicht ſo wie für die Moldau und Walachei feſtgeſetzt worden ſei. Der Zeitpunkt ſei durch den Vertrag von Solobosa beſtimmt worden, während Preußen nur nach Bezahlung der Kriegsſteuer geräumt werden ſollte. Dieß ſei noch nicht erfolgt. Die Ruſſen handelten durch die Nichträumung der türkiſchen Provinzen gegen eine wirkliche Verpflichtung; die Franzoſen machten nur von einem unbeſtreitbaren Rechte Gebrauch, wenn ſie die preußiſchen Provinzen noch beſetzt hielten."

Die Leidenſchaft, welche den Kaiſer Alexander beherrſchte, verrieth ſich; er legte offenbar nur deshalb ſo großen Werth auf die verlängerte Beſetzung der Moldau und Walachei, um den Krieg ſofort nach Ablauf des Waffenſtillſtandes neu beginnen zu können und einen Vorwand zu haben gegen Conſtantinopel zu rücken. Er war in jedem Falle entſchloſſen den Frieden nur zu unterzeichnen, wenn die Pforte ihm die Moldau und Walachei abtrete. Der Kaiſer Napoleon hatte dem Kaiſer Alexander wirklich verſprochen an der Theilung der türkiſchen Provinzen Europa's Antheil zu nehmen, aber in ſeinen Gedanken war dieſe Theilung nur eine Hypotheſe, deren Verwirklichung erſt nach einer beſtimmten Reihe von Begebenheiten erfolgen konnte. Im Grunde rechnete er wohl darauf, daß dieſe Ereigniſſe nicht eintreten würden und daß er alſo die in Tilſit gegebenen Verſprechungen nicht zu halten brauchte. Für den Augenblick entſprach die Theilung der Türkei keineswegs ſeinen Wünſchen, weil Rußland und England allein im Stande waren, große Stücke bei dieſer Theilung ſich zu ſichern. Er fühlte indeß, daß es ihm unmöglich ſein würde, den Ehrgeiz ſeines Verbündeten lange zu zügeln und daß er ihm früher oder ſpäter, um ihn zu befriedigen, die Moldau und Walachei würde überlaſſen müſſen; er

war darauf gefaßt, aber er meinte, wenn Rußland ſich an der Donau vergrößerte, hätte Frankreich das Recht ſich ebenfalls zu vergrößern. Er wußte ſchon, wo er ſich entſchädigen könnte.

Sein Haß gegen Preußen ſchien in ſeinen Siegen eine neue Nahrung gefunden zu haben. Jeden Tag und bei jeder Gelegenheit gab er ſich ſchrecklich und unverſöhnlich zu erkennen. Seit er aus Haß die preußiſche Monarchie geſtürzt hatte, erkannte er das Ziel nicht mehr deutlich, nach dem er hinging und er irrte in einer unklaren Politik umher. Er mußte nothwendig von tiefer Trauer ergriffen werden, wenn er ſeinen Blick nach der dunkeln Zukunft wendete und ſich vergeblich bemühete, das Ende ſo vieler Anſtrengungen und Kämpfe zu finden. Die Schwäche Friedrich Wilhelms und der Einfluß einer leichtſinnigen Königin ohne großes Wiſſen, aber mit edelm Herzen, die durch neidiſche Leidenſchaften auf Irrwege geführt worden, hatten Alles dieß bewirkt und er konnte ihnen nicht verzeihen. In Dresden nach der Rückkehr von Tilſit hatten ſich zwei preußiſche Deputationen eingefunden, eine von der Stadt Berlin, eine andere von den Ständen Brandenburgs. „Ich weiß nicht,“ ſagte er zu ihnen, „was für „ein Mann Ihr König iſt; ich hätte ihn entthront, wenn „der Kaiſer von Rußland noch drei Tage zögerte Frieden „zu ſchließen. Mehr als zehn Mal habe ich ihm einen „ehrenvollen Frieden angeboten; ich wollte ihn in ſeine „Hauptſtadt zurückführen, aber er zog es vor der Adjutant „des Kaiſers von Rußland zu ſein und ſich den Koſaken „in die Arme zu werfen. Es liegt mir ob, Ihrem Könige „die Mittel zu nehmen, mich in einem halben Jahre zu „bekriegen, denn ich zweifle nicht, daß er am Ende wieder „Thorheiten begeht. Ihr König iſt ſchlecht berathen ge-

„weſen; er hat nie ein feſtes Syſtem gehabt; als ich ihn „für meinen Freund hielt, unterſtützte er mich nicht. Ich „zog es alſo vor ihn zum Feinde zu haben; dann weiß „ich, was ich zu thun habe.“

Dieſe ſo bittern Worte bewieſen, daß die Leidenſchaft, welche ihn gegen Friedrich Wilhelm bewaffnet hatte, im Herzen Napoleons auch im Siege nicht erloſchen und daß der Friede, den er unterzeichnet hatte, nicht aufrichtig gemeint war. Wenn er, wie es ihm eine weiſe und erhabene Politik gebot, die Großherzigkeit gehabt hätte Preußen in ſeiner frühern Macht wiederherzuſtellen, würde er unvergängliche Anſprüche auf den Dank und die Ergebenheit deſſelben erworben haben. Aber gehäſſig und ein Fehler war es, Preußen halb zu vernichten, es mit Demüthigungen und Beleidigungen zu überſchütten und ihm doch ſo viel Macht zu laſſen, daß es bei der erſten günſtigen Gelegenheit ſich regen und rächen konnte. Napoleon fühlte es auch und er ſehnte ſich die Zugeſtändniſſe zurückzunehmen, welche ihm die Thränen der Königin Louiſe und die Bitten des Kaiſers Alexander entriſſen hatten; er wollte Preußen in eine ſolche Lage bringen, daß ihm nicht einmal die Rache mehr möglich ſei, ſeine Beſtandtheile zerſtückeln und auf den Trümmern das Haus Sachſen groß machen. Rußland ſtrebte nach der Moldau und Walachei; gut; er wollte ihm die Intereſſen der Türkei opfern, dafür mußte ihm aber Alexander die Intereſſen Preußens opfern. Der Theil, welchen Napoleon Preußen namentlich zu entreißen wünſchte, war Schleſien und dieſe Provinz gedachte er Sachſen zu geben. Herr von Champagny ſchrieb am 12. November an Herrn von Caulaincourt: „allem Anſcheine nach hat Rußland „Abſichten auf die Moldau und Walachei. Der Kaiſer „Napoleon iſt nicht geradezu dagegen; in gewiſſer Hinſicht

„können dadurch ſeine Intereſſen gefördert werden, weil er „das Recht erhält als Entſchädigung die Aufgabe eines „Theils der preußiſchen Provinzen zu verlangen. Durch „eine ſolche noch anſehnlichere Schwächung jener Monar„chie würde das Föderativſyſtem Frankreichs noch mehr be„feſtiget werden. Der Verbündete Frankreichs und der „Verbündete Rußlands würde hiernach gleich verlieren und „beide kämen von dem Zuſtande herab, in welchem ſie der „Vertrag von Tilſit gelaſſen hat. Preußen würde aller„dings nur noch zwei Millionen Einwohner haben; reichen „dieſe aber zum Glücke der königlichen Familie nicht hin?"

Der Miniſter ſah voraus, daß Rußland ſowohl um Preußen zu retten, als um die Theilung des ottomaniſchen Reiches zu beſchleunigen, uns vorſchlagen würde, unſere Entſchädigungen in Bosnien und Albanien zu nehmen. Aber dieſe Entſchädigungen wies er zurück. „Man müßte," ſagte er, „Bosnien und Albanien erobern, was wir nicht „wollen. Die Vernichtung des türkiſchen Reiches müßte „die nothwendige Folge ſein, dieſe Vernichtung muß aber „bis zu dem Augenblicke hinausgeſchoben werden, in welchem „die Vertheilung dieſer großen Trümmern in einer für die „beiden Reiche vortheilhafteren Weiſe geſchehen kann und „ſie nicht zu fürchten brauchen, daß eine andere Macht, „die jetzt ihnen feindlich gegenüberſteht, ſich die beſten „Stücke zueignet, Aegypten nämlich und die Inſeln des Archi„pels. Der Kaiſer hegt in dieſem Augenblick den Wunſch, „daß das ottomaniſche Reich in ſeinem jetzigen Beſtande „bleibe und in Frieden mit Frankreich und Rußland lebe."

Alexander erwartete den Antrag ſeines Verbündeten nicht und wurde durch denſelben ebenſo ſehr betrübt als überraſcht. Frankreich hatte in Folge ſeiner dringenden Bitten Friedrich Wilhelm den Thron und die Hälfte ſeiner Staa-

ten zurückgegeben. Konnte er nun ohne ſich zu entehren einen unglücklichen Freund dem Haſſe Napoleons preisgeben, aus Habſucht preisgeben, um ſich ſelbſt in der Türkei zu vergrößern? Was würde die Welt, was die Nachwelt zu einer ſo ſchmachvollen Aufopferung ſagen? So ſollte der Beſitz der Moldau und Walachei wie der von Bialyſtock und von Finnland der Lohn der Undankbarkeit und des Verrathes ſein? Uebrigens lag Rußland ſehr viel an der Erhaltung Preußens, ſelbſt in der damaligen beſchränkten Ausdehnung. War Preußen vernichtet, ſo blieb Rußland blosgeſtellt und der Berührung mit der franzöſiſchen Macht ausgeſetzt; es gab kein Gleichgewicht mehr zwiſchen den beiden Reichen; Frankreich wurde zu ſtark. Napoleon wollte Schleſien nur haben, um es an Sachſen zu geben. Er hatte dieſer Krone bereits das Herzogthum Warſchau gegeben und ſo viele Gunſtbezeugungen ließen ſich nicht durch Dankbarkeit allein erklären. Sie deuteten von Seiten dieſes Fürſten auf den Plan, im Norden Deutſchlands eine neue Macht an die Stelle der preußiſchen Monarchie treten zu laſſen, vielleicht ſogar Polen wieder herzuſtellen. Die Ausführung ſolcher Pläne konnte Rußland um keinen Preis geſtatten. Der Kaiſer Alexander ſprach ſich auch ſehr beſtimmt darüber gegen den General Savary aus. „Er rechne," ſagte er*), „zu ſehr auf die Treue ſeines Verbündeten, als daß er glauben könnte, er denke ernſtlich an die Zerſtückelung Preußens. Er ſei bereit den Hoffnungen zu entſagen, welche ihm der Vertrag von Tilſit gebe, wenn das künftige Schickſal der Moldau und Walachei mit dem der preußiſchen Pro-

*) Depeſche des General Savary aus St. Petersburg vom 6. December 1807.

vinzen in Verbindung gebracht werden ſollte und er wollte lieber die griechiſchen Provinzen nicht beſitzen als zugeben, daß Preußen ein einziges Dorf entzogen werde.“

Die einſtweilige Sendung des Generals Savary ging zu Ende; er wurde durch Herrn von Caulaincourt erſetzt. Unter der Menge berühmter Perſonen, welche die Zierde des kaiſerlichen Hofes geweſen ſind, zeichnete ſich Caulaincourt durch außerordentliches Zartgefühl, unbeugſame Rechtlichkeit und erhabenen Character aus. In jener Zeit, in welcher Alle, geblendet durch die Größe und das Genie des Souverains, nur ſich niederzuwerfen, zu ſchmeicheln und zu gehorchen verſtanden, wußte Caulaincourt die Unterwürfigkeit eines Unterthanen ſtets mit der Würde ſeines Gewiſſens und der Unabhängigkeit ſeiner Meinungen zu vereinigen; nie machte er ſich zum Hofmann, um ſein Glück zu machen. Deshalb beſonders hat er das Vertrauen des Kaiſers verdient und bis zuletzt behalten. Manche Männer hat Napoleon mehr geliebt als Caulaincourt, aber keinen beehrte er mit höherer Achtung. Caulaincourt beſaß einen klaren, feſten, umfaſſenden Geiſt und war den größten Angelegenheiten gewachſen. Seine ganze Perſönlichkeit zeichnete ſich durch etwas Vornehmes aus, wenn auch durch nichts Hofmänniſches. Seine Höflichkeit war kalt, ſeine Haltung ernſt und ſtreng und nie konnte er ſich ganz einer gewiſſen militäriſchen Steife entwöhnen, welche von der anmuthigen Nachläſſigkeit des Kaiſers Alexanders ſo ſehr abſtach. Der General Savary beſaß durchaus das würdevolle, noble Weſen des Herrn von Caulaincourt nicht, dagegen aber in weit höherm Grade die Geſchmeidigkeit und Schlauheit, die der haben mußte, welcher ſich mit dem vorſichtigen und ſchlauen Kaiſer von Rußland meſſen wollte.

Die Wahl des neuen Geſandten machte einen unan-

genehmen Eindruck in den höhern Kreiſen Petersburgs*). Man wußte zwar nicht genau, welchen Antheil er an der Sache von Ettenheim genommen habe, aber man wußte, daß er einen geheimen Auftrag gehabt hatte. Man ſagte deshalb, er ſei von dem erſten Conſul beauftragt geweſen, die Verhaftung und Hinwegführung des Herzogs von Enghien zu leiten. Man empfand Unwillen darüber, daß Napoleon es wage, die Mißachtung aller Schicklichkeit ſo weit zu treiben, um ſich an dem Hofe des Kaiſers Alexander nach einander durch die beiden Männer vertreten zu laſſen, welche die Werkzeuge ſeiner grauſamen Politik gegen den unglücklichen Prinzen geweſen waren. Der General Savary bemühte ſich mit der redlichſten Uneigennützigkeit die Vorurtheile zu beſeitigen, welche dem Gelingen der Sendung ſeines Nachfolgers hinderlich ſein konnten. Herr von Caulaincourt, der gewöhnlich ſo ſtolz und würdevoll war, zeigte bei ſeiner Ankunft in Petersburg eine ſeltſame Ungeduld die Anklage von ſich abzuwälzen als habe er die gehäſſige Rolle, die man ihm zuſchrieb, in der Ettenheimer Sache geſpielt. In einem vertraulichen Schreiben, das er an den Kaiſer Alexander richtete, ſtellte er die Wahrheit der Thatſachen dar und bewies, daß er nur einen untergeordneten und indirecten Antheil an der Verhaftung des Herzogs von Enghien gehabt

*) „Nicht Herr von Laforeſt wird als franzöſiſcher Geſandter hierher kommen, ſondern Herr von Caulaincourt wird ſehr bald erwartet. Dieſe Ernennung hat Jedermann verletzt und Herr Savary bietet vergeblich Alles auf, um die Schuld von allem Unrecht, das man ihm zuſchreibt, von ihm zu nehmen. Bonaparte ſcheint demnach ſeinem Syſteme treu zubleiben, die Souveraine zu erniedrigen, die er noch nicht unterworfen hat.“ Brief des Herrn von Stedingk an den König von Schweden, Petersburg d... 1807. (Mémoires de Stedingk, 2. vol. p. 387.)

habe. Ohne Zweifel war es für die Intereſſen Napoleons von großer Wichtigkeit, daß der Mann, welcher ihn an dem Hofe von Petersburg vertreten ſollte, in der hohen Achtung erſcheine, welche nur einem untadeligen Leben gebührt; aber der Geſandte Frankreichs hatte über ſein früheres Verhalten dem Kaiſer von Rußland keine Rechenſchaft abzulegen, wie dieſer kein Recht hatte eine ſolche von dem franzöſiſchen Geſandten zu verlangen. Der Brief Caulaincourts war ein Fehler. Er brachte ihn gleich anfangs in eine gedrückte Stellung, welche der Kaiſer von Rußland bald genug zu benutzen wußte. Er ſtellte ſich als ſei er außerordentlich gerührt von dem Schritte Caulaincourts. Als er in ſeiner Antwort auf die Ettenheimer Sache anſpielte, ſagte er, er ſchätze ſich glücklich zu erfahren, daß er an jener ſchrecklichen Sache keinen Antheil gehabt habe. Er benutzte jene erſte Mittheilung, um den Geſandten zu umſchlingen, das Vertrauen deſſelben zu erlangen und mit ihm in ein ganz vertrautes perſönliches Verhältniß zu treten. Er bewies Herrn von Caulaincourt tauſend Aufmerkſamkeiten, als fühle er ſich mit einem Male ganz beſonders zu ihm hingezogen; es verging kein Tag, an welchem er kein neues Mittel erſann ihm etwas Angenehmes zu erzeigen; er wurde ſein Freund, ſein Rathgeber, bisweilen ſogar der Gefährte ſeiner Vergnügungen; er theilte ihm ſelbſt die tiefſten Geheimniſſe ſeiner Familie mit. Herr von Caulaincourt hätte ſich fragen ſollen, ob nicht dieſe Schmeicheleien und Liebkoſungen die Folgen eines im voraus berechneten Planes wären; er ſagte ſich nicht, daß Alexander alle dieſe Aeußerungen ſo warmer Zuneigung bereits gegen Napoleon einige Tage nach der Schlacht von Friedland und ſpäter gegen Savary angewendet habe; er war ſchutzlos gegen die Verführung

des jungen Kaiſers; allmälig gerieth er unter den Zauber und wurde der Freund und Vertraute eines Fürſten, gegen den er fortwährend hätte auf der Hut ſein ſollen. Sein Urtheil über Menſchen und Dinge mußte dadurch weſentlich berührt werden.

Alexander leitete wie Napoleon perſönlich die Politik ſeines Cabinets und ſtand in directer Verbindung mit den fremden Geſandten. Bei den Verhandlungen über wichtige Angelegenheiten gab er Beweiſe von einer Gewandtheit, einer Redekunſt und ſcharfſinnigen Darſtellungsgabe, die ihn den klügſten und geſchickteſten Unterhändlern in Europa gleichſtellten.

Kaum hatte Caulaincourt von ſeiner Geſandtſchaft Beſitz genommen, als der Kaiſer Alexander geradezu auf die preußiſche und türkiſche Frage einging und zu ihm ſagte:*) „Der Kaiſer Napoleon hat gegen Tolſtoi von Preußen geſprochen; das hat mir leid gethan. Savary wird Ihnen „geſagt haben, daß nie davon die Rede geweſen iſt, Preußen als Entſchädigung für die türkiſche Sache gelten „zu laſſen. Der Kaiſer Napoleon hat in Tilſit zuerſt über „die Moldau und Walachei, ſowie über einen andern Theil „der Türkei geſprochen. Kein Wort aber iſt geſagt worden, nach welchem man hätte abnehmen können, das unglückliche Preußen ſollte als Ausgleichung für ein Arrangement dienen, das die Anarchie und die Revolutionen „der beiden Provinzen durchaus nöthig machen, mehr noch „als das Intereſſe Rußlands. Ich kann nicht einwilligen „den Beſitz eines unglücklichen Fürſten zu theilen, den der „Kaiſer Napoleon aus Rückſicht auf mich, wie er im An-

*) Depeſche des Herrn von Caulaincourt aus Petersburg vom 17. und 19. December 1807.

„geſichts Frankreichs und Europa's erklärt, wieder auf den „Thron geſetzt hat. Der König Friedrich Wilhelm kann „durchaus nicht aufhören mein Verbündeter zu ſein, bis er „Alles erhalten hat, was ihm der Friede zugeſprochen." Herr von Caulaincourt antwortete, daſſelbe Intereſſe, welches Rußland an Preußen habe, müßten wir für die Türkei haben; wenn wir uns beſtimmen ließen dieſen ehemaligen Verbündeten zu opfern, ſo geſchähe es nur, weil wir Rußland gefällig ſein wollten und wir erlangten dadurch das Recht dafür von Rußland zu verlangen, daß es uns die preußiſchen Provinzen opfere. Da kam der Kaiſer Alexander von Neuem auf die ihm in Tilſit gemachten Verſprechungen zurück und ſagte: „ich kann in ein Arrange„ment nicht eingehen, von dem zwiſchen dem Kaiſer Napo„leon und mir nie die Rede geweſen iſt und das einen „Fürſten berauben würde, der ſchon ſo viel verloren hat. „Möge er in Beſitz von allem dem geſetzt werden, was „ihm der Vertrag zurückgiebt, dann geſchehe was Gott „will."

Napoleon ließ ſich dadurch nicht erſchüttern. Er war entſchloſſen, Rußland nicht zu geſtatten, an der untern Donau ſich auszudehnen, wenn es ihm nicht erlaube Schleſien zu nehmen. Er verlangte dies ohne eben große Hoffnung zu haben es zu erlangen; aber was ſollte die Folge davon ſein? Daß die Ruſſen die beiden griechiſchen Provinzen und die Franzoſen die preußiſchen beſetzt hielten. Die Verlängerung dieſes Zuſtandes lag ganz in ſeinem Plane. „Die gegenwärtige Lage," ſchrieb Herr von Champagny am 12. Januar 1808 an Herrn von Caulaincourt, „ſagt „dem Kaiſer zu und es drängt ihn nichts ſie zu ändern. „Es iſt deshalb auch die Entſchließung des Hofes von St. „Petersburg nicht zu beſchleunigen, beſonders wenn die-

„ſelbe den Wünſchen des Kaiſers nicht entſprechend aus=
„fallen ſollte. Die Räumung Preußens hängt nicht blos
„von der Zahlung des Geldes ab, welches es Frankreich
„ſchuldig iſt; es iſt leicht geworden, ein Abkommen darü=
„ber zu treffen; es iſt aber ſchwer, dieſes Land zu räu=
„men, ehe Alles zwiſchen Frankreich und Rußland geregelt
„iſt und vor dem Frieden mit England. Der Seekrieg
„zwingt den Kaiſer, Herr des Feſtlandes zu
„bleiben und er kann es nur bleiben, wenn
„ſeine Armee in Preußen iſt; dies für Sie
„allein." Napoleon war weit weniger, als man es
geglaubt hat, von der Allianz von Tilſit entzückt. Wenn
er auch nicht gerade an der Aufrichtigkeit Alexanders zwei=
felte, ſo war er doch auf ſeiner Hut vor der Stimmung
des ruſſiſchen Cabinets und des ruſſiſchen Volkes. Er
fürchtete, daß der Kaiſer trotz ſeinen perſönlichen Geſin=
nungen genöthiget werden könnte, den Vorurtheilen und
Intereſſen ſeines Adels nachzugeben und daß Frankreich
und Rußland wieder Feinde würden, ehe vielleicht viele
Jahre vergingen. In einem Briefe vom 29. Januar fragte
Herr von Champagny Herrn von Caulaincourt, ob der be=
ſtehende Zuſtand der Dinge wohl von Dauer ſein und der
Kaiſer Alexander, ohne eine Revolution im Lande fürchten
zu müſſen, nur bis zum nächſten Winter das in Tilſit be=
gründete Syſtem aufrecht erhalten könnte. „Das Bünd=
„niß Rußlands und die Sicherheit des Thrones Alexanders
„iſt ſehr theuer erkauft," ſagte er, „wenn ſie durch die
„Eroberung der Moldau und Walachei oder durch die
„Theilung der Türkei bezahlt werden ſollen." War es
bei dieſer Befürchtung klug, eine ſo gefährliche Waffe wie
Preußen in den Händen Rußlands zu laſſen?

Man hatte nach einander Schlag auf Schlag in Peters=

burg den Sturz des Thrones von Etrurien, den Einfall in Portugal, die Beſitznahme der feſten Plätze Spaniens und endlich die Beſetzung Roms durch unſere Truppen erfahren und ſich ganz gleichgültig bei allen dieſen Begebenheiten geſtellt, ja bei dem Einzuge unſerer Truppen in Liſſabon faſt gejubelt, weil ſie da die Flotte Siniawins ſchützen konnten. „Thun Sie etwas für den Kaiſer," ſagte Romanzow zu Caulaincourt, „und Jedermann hier wird franzöſirt ſein. Sie „können keinen treuern Bundesgenoſſen haben. Sie ſehen, „wie wenig Gewicht wir auf das legen, was in Italien, „in Portugal und an der ſpaniſchen Grenze vorgeht."

In Tilſit hatten die beiden Kaiſer eine Militärexpedition nach Indien beſprochen. Als der Kaiſer Alexander in ſeine Hauptſtadt zurückgekommen war, dachte er oftmals an dieſen großartigen Plan und ſprach gern mit Caulaincourt davon. Es ſchien ſich alſo noch keine Spur einer Erkaltung in den Verhältniſſen der beiden Kaiſer zu einander zu zeigen; ſie waren, dem Anſcheine nach, noch ſo vertraut und einig wie an dem Tage ihrer Trennung in Tilſit. Im Grunde aber war man in Petersburg gar nicht zufrieden und die Haltung Napoleons in den preußiſchen und türkiſchen Angelegenheiten fing an Verdruß zu erregen. Man war ſehr ſtolz; man ſah, daß das Oberhaupt Frankreichs überall Zweige ſeiner ungeheuern Macht trieb, daß er Throne und Dynaſtien ſtürzte, die Mißtrauen in ihm erregten und in alle Länder einfiel, die ihm zuſagten und man hielt es für ſeltſam, daß er ſeinem Verbündeten das Recht ſtreitig mache, ſeiner Seits das zu behalten, was ihm von Nutzen ſein könnte. Nicht blos die unzufriedenen unruhigen Geiſter klagten, ſondern ſelbſt die wärmſten Anhänger der Allianz, wie Romanzow und der Kaiſer ſelbſt. Dieſer Fürſt fühlte, daß nur ein offenbarer Vortheil, eine glän-

zende Erwerbung den Nationalſtolz tröſten und ihn ſelbſt in der Achtung ſeines Volkes wieder heben, ſowie das Bündniß mit Napoleon rechtfertigen könnte. Er hielt an dieſem Bündniſſe ſo feſt, nur weil er eine bedeutende Vergrößerung im Oriente davon erwartete. „Ich zweifele an „den Abſichten des Kaiſers nicht,“ ſagte er zu Caulaincourt*); aber es muß etwas geſchehen, um der Nation „und der Armee zu beweiſen, daß unſer Bündniß nicht „blos zu Ihrem Vortheile iſt. Dem Kaiſer liegt nicht ſo „ſehr viel an dem Beſtehen der Türkei, wie er mir in „Tilſit erklärt hat. Er ſelbſt hat unſern Antheil und den „ſeinigen beſtimmt. Etwas für Oeſterreich, mehr um die „Eitelkeit als den Ehrgeiz deſſelben zu befriedigen. Was „die für Frankreich zu bewirkende Eroberung betrifft, ſo „ſind meine Truppen bereit, ſobald der Kaiſer wieder auf „ſeine erſte Abſicht zurückkommt.“ — An einem andern Tage ſagte er ferner**): „Davouſt iſt in Warſchau; dies „und Schleſien bedroht die Ruhe dieſes Landes zu ſehr. „Ich habe alles Vertrauen zu dem Kaiſer Napoleon, aber „ich kann es nicht auch Andern einflößen. Man wird hier „beſorgt. Meine erſte Pflicht iſt vorſichtig zu ſein. Ich „wünſche, daß das Bündniß von Dauer ſei und will keinen „nen Vorwand zu einem Wechſel des Syſtems geben. Der „Kaiſer kann eine reiche Entſchädigung in Etrurien oder „in Portugal nehmen.“ Da der Geſandte antwortete, dies ſei ſo gut als eine Entſchädigung in Amerika und Schleſien allein könne eine uns genügende Entſchädigung ſein, entgegnete der Kaiſer, daß die Oder eine furchtbare Grenze für Frankreich werden würde und daß Friedrich von da

*) Depeſche Caulaincourts vom 19. December 1807.
**) Depeſche Caulaincourts vom 15. Februar 1808.

ausgegangen wäre, um Rußland anzugreifen. Alexander ſtrengte ſich an, um eine Entſchädigung auszuſinnen, die uns zu ſagen könnte. „Und Oeſterreich?“ ſagte er*); „ließe ſich nicht ein Abkommen mit ihm treffen, ſo daß „man Böhmen nähme und ihm in Italien etwas dafür „gäbe?“ Er wiederholte, daß er ohne Beſorgniß die Vergrößerungen Frankreichs ſehe, wenn ſie nur nicht ſo nahe an ſeinen Grenzen wären, wie Schleſien und daß er die Moldau und Walachei nur zu dem Zwecke wünſche, das in Tilſit begründete Syſtem zu befeſtigen und das franzöſiſche Bündniß populär zu machen. „Die Türken würden „mir die Provinzen ſchon abgetreten haben,“ ſetzte er hinzu, „wenn ich ſie nicht von Ihnen haben wollte.“ Aber Napoleon war unerſchütterlich entſchloſſen, aus dem Kreiſe nicht herauszutreten, in welchen er die Verhandlungen gebracht hatte. Er drückte mit ſeiner mächtigen Hand die ehrgeizigen Regungen ſeines Verbündeten nieder, hielt ihn feſtgeknebelt in den Banden des Vertrags von Tilſit, machte es ihm zwar leicht, ſie zu zerreißen, aber nur unter der Bedingung, daß er ſeinerſeits ſie zerreißen dürfe und daß Frankreich Schleſien erhalte, wenn Rußland die Moldau und Walachei nehme.

Dieſe ſo feſte und geſchloſſene Beweisführung brachte den Kaiſer Alexander zur Verzweiflung; er rief aus: „ich „ſehe mit Schmerz, der Kaiſer Napoleon iſt nicht mehr, „wie er in Tilſit war. Wenige Monate haben hingereicht, „ihn zu verändern; er will feierlich mit mir eingegangene „Verpflichtungen brechen.“

Im Grunde fing Alexander an nachzugeben; unmerklich verminderten ſich die Gewiſſensbedenklichkeiten und er ge-

---

*) Depeſche vom 22. Februar.

wöhnte ſich an den Gedanken, uns eine Entſchädigung in Preußen nehmen zu ſehen. Nur beſtand er darauf, daß dieſe Entſchädigung nicht Schleſien ſei und daß Friedrich Wilhelm für das entſchädiget werde, was er verliere.

Ein großes Ereigniß, die Eroberung von Finnland, die zwar noch nicht vollendet, aber dem Prinzipe nach gut geheißen und dem ganzen Reiche angekündiget war, verbeſſerte unſere Lage merklich in Petersburg. Seit drei Monaten hörte dieſer Hof nicht auf, uns die Opfer aufzuzählen, welche er dem Bündniſſe bringe und beklagte ſich, daß ſo viel Treue nichts als Undank finde. Wir hatten das Recht zu hoffen, daß die Erwerbung Finnlands dieſen Beſchwerden und Klagen ein Ende machen würde. Einer der ſchönſten Träume Katharina's war verwirklichet. Es war keine ferne und unbedeutende Erwerbung mehr. Einem glücklichen Ausdrucke Alexanders zufolge hatte ſich Rußland von dem geographiſchen Feinde befreit. Finnland wurde ein Bollwerk, ſtatt daß es bisher eine ſtets drohende Gefahr für die Hauptſtadt geweſen war; es vervollſtändigte nach der Oſtſee zu das Territorialſyſtem des Reiches. Schweden, das dieſe Provinz verlor, hörte auf unter die wahrhaft unabhängigen Mächte zu gehören; die Ruſſen brauchten nur noch ihre Schiffe zu beſteigen, um daſſelbe in der entblößten Hauptſtadt ſelbſt zu treffen. Finnland war überdies an ſich ſelbſt eine werthvolle Erwerbung; es hatte eine Million Einwohner und war eine Pflanzſchule trefflicher Seeleute. Das mit Wäldern und Seen bedeckte Land war reich an Schiffbauholz und einträglichen Fiſchereien. Dem Bündniſſe von Tilſit verdankte Rußland eine ſolche Erwerbung. In Petersburg ſchätzte man ſie nach ihrem Werthe, in unſern Augen aber thaten die Miniſter, als ſchlügen ſie dieſelbe zu niedrig an. Romanzow ſprach nur

mit geringſchätziger Gleichgiltigkeit davon. „Wir haben damit nichts als Einöde und Seen gewonnen,“ ſagte er. Alle Gedanken des ruſſiſchen Cabinets und des Kaiſers blieben nach dem Oriente gerichtet. Die Moldau und Walachei allein ſchien ihnen genügen zu können. Dieſe wollten ſie durchaus dem Reiche einverleiben. Ohne es offen zu ſagen, gaben ſie uns zu verſtehen, daß die Befeſtigung und die Dauer des Bündniſſes von Tilſit von dieſem Preiſe abhingen.

Der verlängerte Aufenthalt der Ruſſen in den griechiſchen Provinzen erregte in Conſtantinopel ebenſo große Verwunderung als Beſorgniß. Die Pforte wußte nicht, wie ſie eine ſo offene Verletzung der Uebereinkunft von Solobosa mit der Vermittlerrolle vereinigen ſollte, die der Kaiſer Napoleon übernommen hatte. Sie hatte dieſem unbegrenztes Vertrauen bewieſen, befolgte eifrig jeden ſeiner Rathſchläge, erfüllte mit gewiſſenhafter Pünktlichkeit alle ihre Verpflichtungen und hielt ſich berechtiget, dafür zu verlangen, daß er ſeiner Vermittelung ebenfalls genau nachkomme und ihr unmittelbar die Wohlthaten des Friedens ſichere. Es verging kein Tag, an welchem ſie ſich nicht in bitteren Beſchuldigungen gegen das Verhalten der Ruſſen verbreitete. Noch wagte ſie nicht, uns anzuklagen, daß wir ſie getäuſcht hätten, aber ſchon ließ ſie uns merken, daß ſie dies argwöhne. „Wir haben den Ruſſen den Krieg „erklärt, weil Frankreich uns dazu aufforderte,“ ſagten die türkiſchen Miniſter zu dem General Sebaſtiani*). „Ein „ruſſiſcher Unterhändler, Pozzo di Borgo, bot uns von „Seiten ſeines Hofes die Räumung der beiden Provinzen

*) Depeſche des Generals Sebaſtiani vom 10. December 1807.

„mit dem Verſprechen an, ſich in die Verwaltung derſelben „nicht mehr zu miſchen; wir haben Alles abgeſchlagen. Die „Engländer haben Alles aufgeboten, uns Rußland wieder „zu nähern; wir haben ihre Anträge zurückgewieſen. Sie „wollten uns mit Gewalt dazu zwingen; wir widerſtanden. „Noch neuerlich haben ſie uns wiederum Eröffnungen ge„macht; wir ſind dem Bündniſſe treu geblieben, das uns „mit Ihnen vereiniget. Lord Pagot iſt abgereiſet; das „Eigenthum der Engländer iſt mit Beſchlag belegt, ihre „Waaren ſind verboten und unſere Häfen ihren Schiffen „verſchloſſen. Endlich, Herr Geſandter, haben Sie ver„langt, daß der Friede nicht in Buchareſt, was die Sache „beſchleuniget haben würde, ſondern in Paris unterhandelt „würde und wir haben unſere Einwilligung dazu gegeben. „Und was iſt der Lohn für alle dieſe Hingebung? Der „Vertrag von Tilſit wird durch die Ruſſen offen verletzt; „ſie halten nicht nur die Moldau und Walachei noch be„ſetzt, ſondern laſſen täglich noch neue Verſtärkungen dahin „gehen. Sie ſchicken den Serbiern ungeheure Maſſen von „Waffen und Munition und ein geheimer Agent des Ho„fes von St. Petersburg befindet ſich in Belgrad, wo er „mehr als je die Völker jener Länder zur Empörung „aufreizt."

Alles dies war vollkommen wahr. Die Pforte, dieſer ungebildete und barbariſche Hof gab diesmal uns, den Herren Europa's, den Häuptern der Civiliſation, Unterricht in der Treue und Ehrenhaftigkeit.

Der General Sebaſtiani wußte nicht, daß eine Unterhandlung zwiſchen ſeinem Hofe und dem von Petersburg über die beiden türkiſchen Provinzen und Schleſien begonnen worden war. Er ſah, daß der Vertrag von Soloboſa von den Ruſſen zerriſſen wurde, kannte die Urſache eines

ſo ſeltſamen Verhaltens nicht und wußte deshalb auch nicht, was er auf die Klagen der ottomaniſchen Miniſter antworten ſollte. Er wiederholte fortwährend, daß ſein Gebieter die Türkei in Schutz genommen habe und daß ſeine Treue nicht minder als das Intereſſe Frankreichs ihm geböten, alle ſeine Verpflichtungen gewiſſenhaft zu löſen und daß alſo die Pforte in dieſer Hinſicht vollkommen ruhig ſein könnte. Man hörte dieſe Worte mit großer Aufmerkſamkeit an. Die Türken hielten bei der ſchrecklichen Lage, in welcher ſie ſich befanden, alle Hoffnungen, ſelbſt die chimäriſcheſten Illuſionen feſt. Sie wußten nicht, was ſie erdenken ſollten, um ſich die Gunſt des Kaiſers Napoleon zu erhalten und noch mehr zu gewinnen. Jeden Tag vervielfältigten ſie unter allen Formen die Beweiſe ihrer Selbſtverleugnung.

Die verſchiedenen Mächte, welche nach einander die ſieben Inſeln beſeſſen hatten, zuerſt Venedig, dann Rußland, hatten Anſprüche auf gewiſſe Häfen Albaniens gemacht, von denen dieſe Inſeln einen Theil ihres Unterhaltes bezogen, nämlich Parga, Wonitza, Preveſa und Butrinto und Frankreich, das nur im Beſitze von Corfu war, hatte einen Grund mehr, den Beſitz dieſer vier Häfen zu wünſchen. Ali, der Paſcha von Janina, unterhielt trotz den Befehlen des Sultans Verbindungen mit den Engländern und öffnete dem Handel derſelben die Häfen Albaniens. Weil der Sultan in den der Tyrannei Ali's unterworfenen Provinzen ſich nicht Gehorſam ſchaffen konnte, ſo faßte Napoleon einen gewaltſamen aber wirkſamen Entſchluß; er legte die Hand auf Parga und ließ die Häfen von Preveſa, Wonitza und Butrinto genau bewachen. Dadurch wurden die ſouverainen Rechte der Pforte mit beleidigender Rückſichtsloſigkeit angetaſtet. Sie hatte ſicher=

lich das Recht, ſich bitterlich zu beklagen, aber ſie wollte nur eines: ſich die Freundſchaft Frankreichs ſichern und durch Vermittelung dieſer Macht den Frieden erhalten. Statt alſo zu klagen, erklärte ſie ſich bereit, uns die vier Häfen Albaniens zu überlaſſen. Sie that noch mehr; ſie bedrohete mit ihrem ganzen Zorne die Paſchas, über die wir uns zu beklagen hatten, wenn ſie fortführen, ſich übelwollend gegen unſere Agenten zu zeigen. Endlich ſtellte ſie alle ihre Schiffe zu unſerer Verfügung.

Napoleon hätte der Türkei gern die Wohlthaten des ſo ſehnlich von ihr herbeigewünſchten Friedens verſchafft, aber die hartnäckigen Forderungen Rußlands, ihm die beiden türkiſchen Provinzen zu überlaſſen, machten es ihm unmöglich. Er ſtand zwiſchen ſeinen Pflichten als Vermittler und als Bundesgenoſſe des Kaiſers Alexander und befand ſich demnach in der ſchlimmſten Verlegenheit. Ueberließ er die Moldau und Walachei dem Ehrgeize Rußlands, ſo handelte er gegen alle Verſprechungen, die er derſelben gemacht hatte, zeigte ſich treulos und undankbar gegen dieſelbe und gab ihr ein Recht, ihn zu beſchuldigen, daß er ihr durch ſeine Vermittelung die ſchändlichſte Schlinge gelegt habe. Machte er ſich dagegen, wie es die Ehre ihm gebot, zum Vertheidiger der Intereſſen der Pforte, ſo erſchütterte er das Bündniß von Tilſit bis in den Grund.

Ebenſo unmöglich war es, eine Entſcheidung zu vertagen; Rußland und die Türkei drangen gleich ſehr in ihn, ſich auszuſprechen. Sein Entſchluß war gefaßt; er war entſchloſſen, lieber alle Opfer zu bringen, als die Bande zu zerreißen, die ihn mit dem Kaiſer Alexander vereinigten. Die Schwierigkeit lag nur darin, die Pforte zu dem Gedanken zu bringen, den Ruſſen die Moldau und Walachei abzutreten. Der franzöſiſche Geſandte erhielt Inſtructionen

in Bezug auf dieſe ſchwierige Sache. Es wurde ihm befohlen, die türkiſchen Miniſter zu beſuchen und ihnen anzudeuten, daß alle Bemühungen ſeines Hofes, Rußland von ſeinen Anſprüchen auf die beiden Provinzen zurückzubringen, bisher fruchtlos geweſen wären und daß er faſt gar keine Hoffnung mehr habe, den Widerſtand zu beſiegen, ſo daß die Pforte wahrſcheinlich gezwungen ſein würde, den Frieden mit jenen beiden Provinzen zu erkaufen*).

Es waren noch nicht zwei Monate vergangen, ſeit der Geſandte Frankreichs in vollem Divan feierlich erklärt hatte, der Kaiſer Napoleon garantire die Integrität der Türkei und nun ſollte er der Pforte melden, der Sieger von Friedland, der Herr des europäiſchen Feſtlandes, der Freund und Verbündete Selims, habe die Macht nicht ein Reich zu ſchützen, das ſich für ihn geopfert hatte. Es war eine ſchlimme Aufgabe und der General Sebaſtiani konnte nur in ſeinem Pflichtgefühle den Muth finden ſie auszuführen. Wie aber läßt ſich der Eindruck beſchreiben, den die neue Mittheilung des franzöſiſchen Miniſters auf alle Mitglieder des Divans machte? Die Beſtürzung war allgemein und tief. Die ganze Verſammlung ſah ein, daß die Türkei, von Frankreich verlaſſen, am Abgrunde ſtehe und doch erhob ſich auch nicht eine Stimme, die verlangte, das Reich möge ſeine Rettung durch das Aufgeben der Moldau und Walachei erkaufen. Man wußte, daß die Ruſſen, wenn man ſie einmal an dem linken Ufer der Donau ſich feſtſetzen und in Berührung mit dem ſerbiſchen Aufſtande, mit den Griechen Thraziens, Macedoniens, Theſſaliens und Morea's kommen ließ, bald die Herren der

*) Depeſche des Herrn von Champagny an den General Sebaſtiani vom 13. Januar 1808.

ganzen europäiſchen Türkei ſein würden. Auch würde, wenn der Sultan und ſeine Miniſter geneigt geweſen wären, die beiden Provinzen abzutreten, das aufgeregte Volk ſie daran gehindert haben. Es regierten nicht mehr die weiſen Männer des Divans, ſondern die Ulemas und die Janitſcharen. Der Stolz, die Frucht der Unwiſſenheit und der Gewohnheit zu herrſchen, iſt der characteriſtiſche Zug des türkiſchen Volkes. Jeder Janitſchar hielt ſich für unbeſiegbar, jeder Erklärer des Koran verachtete tief alle Chriſten. Das Aufgeben der Moldau und Walachei würde die öffentliche Meinung gereizt und einen Aufſtand veranlaßt haben, dem die Miniſter und vielleicht der Sultan ſelbſt als Opfer gefallen wären. Sie hatten alſo keine Wahl, ob ſie ſich unterwerfen oder widerſetzen wollten. Der kühnſte Entſchluß war in ihrer Lage der klügſte.

Am 15. Februar wurde der franzöſiſche Geſandte aufgefordert, ſich in den Divan zu begeben, um die Antwort auf ſeine letzte Mittheilung zu erhalten*). „Se. Hoheit," ſagten die Miniſter, „hätten mit dem größten Kummer die „Veränderung bemerkt, welche in den Geſinnungen Frank„reichs eingetreten ſei. Bis jetzt hätte ihm der Kaiſer der „Franzoſen Beweiſe von Freundſchaft und Theilnahme ge„geben, die ihn über die Ungewißheit und die Gefahren „ſeiner Lage getröſtet. Jetzt theile er ihm einen Plan mit, „welcher die Türkei in die ſchrecklichſte Unordnung ſtürzen „müſſe und er begleite eine ſo beunruhigende Mittheilung „mit keinem Antrage von Beiſtand, mit keinem Verſprechen „von Hilfe. Niemals würde die hohe Pforte einwilligen, „die Moldau und Walachei abzutreten, tauſendmal den

*) Depeſche des Generals Sebaſtiani aus Conſtantinopel vom 15. Februar.

„Krieg einer ſolchen Demüthigung vorziehen. Se. Hoheit „ſei von Schmerz gebeugt und entſchloſſen, ſelbſt an Se. „kaiſ. Majeſtät zu ſchreiben und ihm die Lage auseinan„der zu ſetzen, in welcher ſich ſein Reich befinde.“

Der Sultan ſchrieb wirklich am 4. März an den Kaiſer; ſein Brief war edel und rührend; kein verletzendes Wort, keine Bitterkeit in ſeinen Vorwürfen, aber ein lebendiges Gefühl der Anſprüche, welche er auf die Dankbarkeit und den Schutz Frankreichs erworben zu haben glaubte. Er erinnerte den Kaiſer Napoleon an alle Beweiſe der Treue, die ihm ſeine Regierung gegeben, an die unveränderliche Rechtlichkeit in der Ausführung aller ſeiner Verpflichtungen, an die feierlichen Verſprechungen, welche ihm nach dem Abſchluſſe des Vertrags von Tilſit gegeben worden und an die begründeten Hoffnungen, die er darauf hätte bauen dürfen. Er ſchloß mit der wiederholten Bitte um den Schutz des Kaiſers und um die Garantirung der Integrität ſeines Landes.

Die Nachrichten, welche durch den türkiſchen Geſandten Muhib Effendi aus Paris gegeben wurden, vernichteten die letzten Hoffnungen, welche die Pforte auf die Freundſchaft Frankreichs geſetzt hatte. Er meldete ſeinem Hofe, daß er auf die Unterſtützung dieſer Macht nicht mehr zu rechnen hätte, daß der Kaiſer Napoleon unwiderruflich an die ruſſiſche Politik gefeſſelt wäre und daß, wenn es ſein neuer Verbündeter beſtimmt verlangte, er nicht zögern würde, die Türkei zu opfern, wie er in dieſem Augenblicke Schweden opfere *).

Bis dahin hatten der Sultan und die Miniſter jede Art von Rückſicht gegen uns beobachtet; ſie hatten ſich

*) Depeſche des Generals Sebaſtiani vom 14. März 1808.

beklagt, aber mit Würde und Mäßigung; ſie hatten mehr ihren Schmerz als ihren Unwillen ausgedrückt. Die letzten Meldungen Muhib Effendi's aher erfüllten ſie mit Zorn. Von dieſem Augenblicke an ſahen ſie in uns nur treuloſe Verbündete, die ſie verrathen und hinterliſtig ihren ſchlimmſten Feinden überliefert hätten; Mißtrauen und Haß traten an die Stelle des Vertrauens und der Bewunderung, welche ihnen bis dahin Napoleon eingeflößt hatte.

„Frankreich,“ ſchrieb der General Sebaſtiani am 14. März, „gilt für einen ungetreuen Verbündeten, welcher „die hohe Pforte verrathen hat; dieſe Ueberzeugung iſt „allgemein. Es iſt auch unmöglich, ſie zu zerſtören und „die Türkei fühlt jetzt mehr Haß gegen Frankreich als ſelbſt „gegen Rußland.“

Wir hatten die Pforte erſucht, Ali, dem Paſcha von Janina, zu befehlen, 14,000 Soldaten, die zur Vertheidigung Corfus beſtimmt waren, durch Albanien ziehen zu laſſen*). Dieſer Schritt traf unglücklicherweiſe mit der Ankunft der letzten Nachrichten aus Frankreich zuſammen. Der Reis-Effendi Halet berief alsbald den Divan, legte ihm die Forderung Frankreichs vor und überließ ſich dann den heftigſten Schmähungen gegen dieſe Macht. Er ſagte, der Kaiſer Napoleon verlange dieſen Durchzug nicht, um Corfu gegen die Engländer zu vertheidigen, ſondern um ſeine Truppen nach Albanien und Morea zu bringen und das in Tilſit verabredete Werk der Vernichtung zu beginnen. Die Heftigkeit dieſer Sprache ergriff alle Gemüther. Der Geſandte begab ſich, als er erfuhr was vorging, ſofort in den Divan, widerlegte die gehäſſigen Anſchuldigungen

*) Depeſche Champagny's an den General Sebaſtiani, Paris den 13. Januar 1808.

des Reis=Effendi, verſicherte daß der Kaiſer, ſein Herr, noch immer ſorgſam für die Intereſſen und die Sicherheit der Türkei bedacht ſei, ſetzte der Verſammlung die Gefahren auseinander, denen ſie ſich durch eine unvorſichtige Weigerung bloßſtellte und erklärte endlich, daß er ſeine Päſſe verlangen und Conſtantinopel verlaſſen würde, wenn Se. Hoheit nicht ſofort das Verlangen bewilligte.

Dieſe gewandte und feſte Rede hielt den Divan diesmal noch auf dem Wege der Klugheit und Vorſicht, den Halet=Effendi verlaſſen wollte. Es wurde beſchloſſen, daß der Durchzug bewilliget werde. Der feurige Halet wurde ſogar geſtürzt und durch einen Anhänger Frankreichs erſetzt. Aber Halet hatte Anſehen und zahlreiche Freunde. Im Zorne über ſeine Entſetzung verſammelte er bei ſich die unruhigſten Männer der Ulemas und Janitſcharen, theilte ihnen das Geheimniß der Depeſchen aus Wien, London und Paris mit und redete ihnen ein, daß die Theilung der Türkei in den geheimen Artikeln des Vertrags von Tilſit wirklich feſtgeſetzt ſei. Dieſe Enthüllungen brachten die entſetzlichſten Wirkungen hervor. Tauſend unheimliche Gerüchte verbreiteten ſich alsbald unter dem Volke und reizten den Zorn deſſelben. Es vermiſchte in ſeinen Verwünſchungen Frankreich und Rußland, verlangte Waffen und rief nach Krieg. Es beſchuldigte die Miniſter, ſelbſt den Sultan, daß ſie feig nachgeben wollten und von allen Seiten gaben ſich Spuren einer neuen Revolution kund. Der Divan und der Sultan hatten nicht mehr die Kraft, gegen den Strom zu kämpfen, der ſie mit fortriß; ſie gaben nach und die franzöſiſche Partei ſtürzte von Neuem. Der Caïmacan, der uns ergeben war, wurde abgeſetzt; man widerrief die Firmans in Bezug auf den Durchgang unſerer Truppen durch Albanien und endlich wollte die Pforte, die

einmal gemachten Zugeſtändniſſe zurücknehmend, uns die Bezirke Preveſa, Butrinto und Wonitza nicht mehr über-laſſen.

Uebrigens brachte das Gefühl der Gefahren, welche den Staat bedroheten, ein glückliches Reſultat hervor, es nä-herte die, welche getheilter Meinung waren. Jedermann ſah ein, daß das Reich nur durch eine Entwickelung außer-ordentlicher Kräfte und durch die Mitwirkung Aller dem drohenden Untergange entriſſen werden könnte. Es gingen Firmans an alle Paſchas ab, damit ſie ſofort einen Auf-ſtand in Maſſe vorbereiteten. Die Armee ſollte ſogleich um 300,000 Mann Infanterie und 50,000 Mann Cava-lerie verſtärkt werden. Die Regierung beſchäftigte ſich emſig mit der Herrichtung ihres Kriegsmaterials. Sie ließ eine große Menge Kanonen, Gewehre und Pulver fertig machen. Da ihre Finanzen zu ſo bedeutenden Ausgaben nicht hinreichten, ſo gingen die Großen mit Opfern voran; ſie ſtellten dem Staate ihre Schätze und Juwelen zur Ver-fügung. Der von Oben gegebene Anſtoß theilte ſich dem ganzen Volke mit. Ueberall entſprach es der Stimme ſei-ner Prieſter, dem Rufe der Paſchas und eilte zu den Waffen. In allen Claſſen und in allen Provinzen zeigte ſich ein Muth und ein Wetteifer in Aufopferung, wie man es in der Türkei ſeit zweihundert Jahren nicht geſehen hatte. Es handelte ſich aber auch für das ganze Volk um die größten Intereſſen in dieſer Welt, um die Religion und die Nationalexiſtenz.

Dieſer Zuſtand der Dinge forderte den Kaiſer Napo-leon zu ernſtem Nachdenken auf. Sein Prohibitivſyſtem in der Anwendung deſſelben auf alle Häfen und Küſten des Feſtlandes war nahe daran in Conſtantinopel zu fallen. Die Pforte ſchien ſich ihm ganz entziehen zu wollen. Es

mußte ein Mittel erſonnen werden, ſie in ihren Banden zu halten, ohne daß gegen die Verpflichtungen in Bezug auf Rußland gehandelt werde. Er bemühete ſich, die türkiſche Regierung zu beruhigen. Er theilte ihr mit, daß er eben in dieſem Augenblicke einen neuen Verſuch mache, den Kaiſer Alexander zu beſtimmen, ſeine Anſprüche auf die Moldau und Walachei aufzugeben. Ja er ging ſo weit, daß er verſprach, welches Reſultat auch ſeine Schritte haben möchten, die Feindſeligkeiten an der Donau würden nur mit ſeiner Einwilligung wieder beginnen. Der General Sebaſtiani gab dieſe Erklärung ſchriftlich, wie es ihm befohlen war. Das war die letzte Handlung ſeiner Sendung. Dieſer Geſandte hatte, nach dem ſeltſamen Gange der Ereigniſſe in der Türkei, ganz entgegengeſetzte Rollen geſpielt; Anfangs war er der Retter dieſes Reiches geweſen, dann bald darauf der unfreiwillige Urheber eines Theiles des Unglücks deſſelben. Seine Stellung in Conſtantinopel war dadurch unhaltbar geworden und ſein Aufenthalt in jener Hauptſtadt ihm verhaßt; er ſchrieb deshalb fortwährend an den Kaiſer, um ihn um ſeine Zurückberufung zu bitten. Endlich wurde ſie ihm bewilliget; der erſte Secretär, Herr von Latour-Maubourg, erſetzte ihn als Geſchäftsträger.

Die Erklärung, die der General Sebaſtiani gegeben hatte, brachte die Wirkung hervor, welche der Kaiſer erwartete; ſie beruhigte die Gemüther, beſänftigte den Sultan, machte in dem Divan Gedanken der Klugheit und der Mäßigung geltend und hinderte die Pforte, in dem Bündniſſe mit England einen Schutz zu ſuchen, den ihr Frankreich verſagte.

Kaum aber war die Gefahr am Bosporus beſchworen, als ihn eine andere an der Newa bedrohete. Man erfuhr

in Petersburg, daß Frankreich der Pforte verſprochen habe, die Feindſeligkeiten zwiſchen den Ruſſen und Türken ſollten nur mit ſeiner Einwilligung wieder beginnen.

Man ſah in dieſer Erklärung die Abſicht, den Waffenſtillſtand auf unbeſtimmte Zeit zu verlängern, wunderte ſich darüber und war nahe daran, einen Verrath darin zu ſehen. Man beklagte ſich bitter, während des Winters Ausſichten auf Erfolge verloren zu haben, die nicht zurückkehren würden. Der Kaiſer Alexander ſprach ſich ſelbſt gegen Caulaincourt aus *). „Frankreich," ſagte er, „hat den Türken „verſprochen, den Waffenſtillſtand zu verlängern. Ich würde „dieſe Verpflichtung halten, wenn mich die Verträge dazu „nöthigten; ich bin Sclave meines Wortes, aber je öfterer „ich dieſe Verträge leſe, um ſo mehr ſehe ich, daß mich „nichts darin bindet. Aus Gefälligkeit gegen den Kaiſer „Napoleon ſollten meine Truppen die Vortheile ihrer „Stellung nicht benutzen und nicht offenſiv handeln; ich „gab die beſtimmteſten Befehle deshalb, kann aber nicht „zugeben, daß dies eine Verpflichtung nach dem Vertrage „von Tilſit ſei. Der Großherr hat die ganze Bevölkerung „zu den Waffen gerufen; die Firmans, mich zu bekämpfen, „ſind an alle Paſchas geſandt; dieſe Rüſtungen brechen „factiſch den Waffenſtillſtand ſowie die ſolidariſche Ver„pflichtung, welche Frankreich bei der Räumung der beiden „türkiſchen Provinzen haben will. Muß ich warten, bis „400,000 Türken am rechten Donauufer angekommen ſind, „ehe ich kämpfen darf? Der Waffenſtillſtand iſt factiſch „gebrochen."

Romanzow drückte ſich noch beſtimmter aus. „Meine „Meinung war," ſagte er, „die Wiederaufnahme der Feind-

*) Depeſche des Herrn von Caulaincourt vom 6. Mai.

„ſeligkeiten zu befehlen; der Kaiſer Alexander wollte es „nicht, bevor er ſich nicht mit dem Kaiſer Napoleon ver„ſtändiget hätte, aber er wird nie in einen neuen Waffen„ſtillſtand willigen.“ Herr von Caulaincourt antwortete ebenſo richtig als feſt, Rußland könne die Feindſeligkeiten an der Donau nicht wieder beginnen, ohne die Vermittelung Frankreichs zurückzuweiſen; wenn man ſage, man würde handeln, wenn die Türken ſich verſtärkten, ſo ſei das ebenſo, als wenn man ſagte, man würde handeln, ſobald man bereit ſei; man habe ebenſo wenig ein Recht, über die Rüſtungen der Türkei ſich zu beſchweren als die Türkei über die ruſſiſchen; mehrere ruſſiſche Diviſionen hätten ja die Armee verſtärkt, welche die Walachei und Moldau beſetzt hielt. Ferner ſetzte er hinzu: „Sie ſind „im Beſitz Finnlands; Sie beſetzen die beiden türkiſchen „Provinzen ohne gute Gründe. Sie ſind uns, ſcheint mir, „mehr Vertrauen und Nachgiebigkeit in einer Sache ſchul„dig, bei der das gute Recht offenbar auf unſerer „Seite iſt.“

Rußland brachte jeden Tag neue Klagen vor. Auf die an uns geſtellte Forderung hatten wir ihm verſprochen, unſere Kräfte mit denen Dänemarks zu vereinigen, um Schonen zu erobern. Der Kaiſer hatte von der großen Armee die 14,000 unter dem General La Romana detaſchirt, ſie mit 15,000 Dänen vereiniget und unter dem Marſchall Bernadotte abgeſandt. Statt aber auf der Defenſive zu bleiben, wollte der König von Schweden ſelbſt in Seeland einfallen und ſich Kopenhagens bemächtigen. Zu dieſem Zwecke hatte er bedeutende Streitkräfte in Schonen zuſammengebracht. Bedeutende Verſtärkungen kamen ihm aus England zu, zuerſt 12,000 Mann unter dem General Moore, dann eine bedeutende Flotte unter dem Admiral

Saumarez. Moore war in Gothenburg und die Schiffe des Admirals waren bereits in die Gewäſſer des großen Belt eingedrungen. Es konnte in dieſem Augenblicke nicht die Rede davon ſein, Schonen zu erobern, man mußte zunächſt Seeland ſchützen, das gleichzeitig von den Schweden, den Engländern und der Flotte des Admirals Saumarez bedrohet wurde. Kopenhagen ſchwebte in der größten Angſt; man fürchtete eine neue Beſchießung und rief laut die Franzoſen. Bernadotte wäre auch ſehr gern dieſer Hauptſtadt zu Hilfe geeilt, aber die Anweſenheit der engliſchen Flotte in dem Belte machte die Ueberſetzung von 30,000 Mann auf die Inſel Seeland ſehr ſchwierig. Uebrigens lag es keineswegs in den Abſichten Napoleons, Schweden ganz niederzudrücken. Er hatte wohl ſeinem Verbündeten erlaubt, Finnland zu erobern, aber das ganze Reich wollte er ihm nicht überliefern. Caulaincourt hatte die Ruſſen aufgefordert, Guſtav IV. in den Mauern von Stockholm anzugreifen, aber dabei war er über die Abſichten des Kaiſers gegangen, der einen ſolchen Eifer tadelte.

Der Einfall in Finnland hatte den König von Schweden genöthiget, den größten Theil ſeiner Truppen nach jener Provinz zu ſenden und in Folge der Thätigkeit, der geſchickten Combinationen des Generals Klingspor und der patriotiſchen Aufopferung der Finnen hatten die ſchwediſchen Truppen überall wieder die Oberhand gewonnen. Klingspor verließ in der Mitte des Mai den Platz Uleaborg mit 17,000 Mann, marſchirte unerſchrocken gegen die Ruſſen und vertrieb ſie aus Oſt-Bothnien. Gleiche Erfolge hatte man auf den Inſeln Aland und Gothland. Die von den Engländern unterſtützten Schweden nöthigten die Ruſſen, dieſe beiden Inſeln zu räumen und begründeten ihre Herrſchaft da von Neuem. Der ruſſiſche Admiral

Kammitow verſuchte mit 29 Schiffen die ſchwediſche Flotte zu blokiren, aber der Admiral Saumarez kam den Schweden zu Hilfe, ſchlug die ruſſiſche Flotte in die Flucht, nöthigte ſie in Baltiſch-Port Zuflucht zu ſuchen und hielt ſie da mehrere Monate blokirt. Zu Ende des Octobers, als die Annäherung des Winters Saumarez nöthigte, nach dem Sunde zurückzukehren, wurde ſie erſt frei und konnte ſich nach Kronſtadt wenden.

Dieſe unerwarteten Unfälle brachten in Petersburg einen ſchmerzlichen Eindruck hervor und man verfehlte nicht, ſie uns zuzuſchreiben. Der Kaiſer begriff die Langſamkeit des Fürſten von Ponte-Corvo nicht. „Frankreich hat ſich ver„pflichtet," ſagte er, „kräftig die Anſtrengungen Rußlands „gegen Schweden zu unterſtützen. Warum hat der Mar„ſchall Bernadotte mit einem Male ſeine Bewegung ein„geſtellt? Warum beſetzen in dieſem Augenblicke ſeine „Truppen Seeland nicht? Da wäre doch wenigſtens die „Hauptſtadt Dänemarks geſichert und die Schweden wür„den im Schach gehalten. Rußland kann nicht allein „Alles thun."

Die Anweſenheit einer engliſchen Flotte in der Oſtſee erfüllte ganz Petersburg mit Furcht und Entſetzen; man wagte ſich nicht mehr aus den Häfen heraus; die Schifffahrt hatte aufgehört und jeden Tag erwartete man zu erfahren, daß die Engländer Kronſtadt angegriffen und verbrannt hätten. Man beſchuldigte Frankreich, dieſe Gefahren herbeigeführt zu haben. Die Klagen über daſſelbe waren in dieſer Hinſicht allgemein. Man wollte finden, die Laſten des Bündniſſes wären weit größer als die Vortheile, die man ſich davon verſprochen und man hielt ſich für betrogen und geopfert. Die allmälige Beſetzung Spa-

niens durch unſere Truppen entfremdete uns die Gemüther vollends. „Es war nicht genug,“ ſagte man, „daß „Napoleon das Haus Braganza aus Portugal vertrieben, „Karl IV. zur Rolle eines Vaſallen herabgebracht, Etru- „rien mit ſeinem Reiche vereiniget und Rom wie den gan- „zen Kirchenſtaat mit Gewalt beſetzt hat; er überzieht nun „auch Spanien mit ſeinen Truppen und bemächtiget ſich „betrügeriſcherweiſe der feſten Plätze dieſes Landes. Was „will er? Geht ſein Ehrgeiz ſo weit, daß er die Rechte „der Nachkommen Philipps V. antaſten will?“ Selbſt Alexander, der es müde war, immer zu verlangen ohne je etwas zu erhalten, ließ Worte entſchlüpfen, in denen ſich ſeine Ungeduld und ſein Aerger verriethen. Die vertraulichen und freundſchaftlichen Verhältniſſe, welche die Zuſammenkunft in Tilſit veranlaßt hatte, fingen ſichtlich an, eine Veränderung zu erleiden und es zeigte ſich deutlich, daß, wenn nicht Einer den Forderungen des Andern nachgab, die Bande, die ſie vereinigten, ſich bald lockern und endlich ganz löſen würden. Caulaincourt wurde ernſtlich beſorgt und rieth ſeinem Hofe, den ehrgeizigen und unzufriedenen Leidenſchaften, die im Schooße der ruſſiſchen Nation grollten, im Oriente einen Abzug zu eröffnen. „Wenn „wir es durchaus verlangen,“ ſchrieb er, „ſo wird der „Kaiſer Alexander die Moldau und Walachei räumen laſ- „ſen und es wird dies noch nicht das Ende unſeres Bünd- „niſſes ſein; aber wir werden nicht mehr den Enthuſias- „mus finden, welcher alle unſere Wünſche im Voraus zu „errathen ſucht und die Urſache iſt, daß Alexander ſich „mit einer kurzen Erwähnung in der Geſchichte dieſes „Jahrhunderts begnügen wird. Es muß irgend Jemand „in Petersburg herrſchen; ſonſt war es England, jetzt „muß es Frankreich ſein. Man muß dem Miniſterium

„einen Knochen hinwerfen und der Armee einige Land-
„ſtücken*).“

Die Ereigniſſe bewirkten, was der bei beiden Kaiſern gleiche Wunſch nicht vermocht hatte, — die Erhaltung eines ſo werthvollen Bündniſſes. Die dynaſtiſche Revolution in Spanien und die Erhebung der ganzen Halbinſel, welche die Folge davon war, auf der andern Seite die Rüſtungen und die offenſive Haltung Oeſterreichs Frankreich gegenüber gaben den Angelegenheiten ein ganz anderes Ausſehen, erſchütterten bis in den Grund die Macht, welche der Sieg von Friedland und die Verträge von Tilſit dem Kaiſer Napoleon gegeben hatten und nöthigten ihn zu Zugeſtändniſſen, in welche er ohne jene Umſtände nie gewilliget haben würde.

*) Depeſchen Caulaincourts vom 17. April und 6. Mai 1808.

# Dreißigſtes Kapitel.

Zwiſtigkeiten im Schooße der ſpaniſchen Familie. — Eiferſucht und Feindſchaft des Prinzen von Aſturien gegen den Friedensfürſten. — Der Canonicus Escoïquiz. — Abſcheuliche Pläne der Königin und des Friedensfürſten. — Der Prinz von Aſturien bittet um den Schutz des Kaiſers Napoleon. — Er erſucht ihn um eine Gemahlin. — Herr von Beauharnais. — Intrigue, um den Prinzen von Aſturien mit Fräulein Taſcher de la Pagerie zu vermählen. — Napoleon widerſetzt ſich dieſer Verbindung. — Seine Abſichten mit der Tochter Lucian Bonaparte's. — Verhaftung des Prinzen von Aſturien und ſeiner Räthe. — Wuth der Königin. — Schmerz des Königs. — Beſorgniß der Nation. — Feigheit Ferdinands. — Character dieſes Prinzen. — Hinderniſſe, welche die Anwendung des Continentalſyſtems in Spanien findet. — Frankreich muß ſich der Plätze im Norden Spaniens bemächtigen. — Der Kaiſer Napoleon annullirt den Vertrag von Fontainebleau. — Es rücken neue Armeecorps in Spanien ein. — Betrügliche Beſetzung der Plätze im Norden. — Beſorgniſſe des Hofes. — Plötzliche Ankunft Isquierdos in Madrid. — Der Kaiſer Napoleon beſchließt, die Ebro-Provinzen Frankreich einzuverleiben. — Verzweiflung des Friedensfürſten. — Er will den König und die Königin nach Amerika führen. — Der Prinz von Aſturien widerſetzt ſich. — Auflauf in Aranjuez. — Sturz des Günſtlings. — Er iſt in Gefahr ermordet zu werden. — Abdankung des Königs Karls IV.

Der Erbe des ſpaniſchen Thrones, Ferdinand, hatte nicht ohne tiefen Neid aus dem tadelvollen Leben ſeiner Mutter

das Glück des Günſtlings hervorgehen ſehen können. Sein Haß gegen Godoy war alt. Er war ſchon in ſeinen jungen Jahren durch ſeinen Lehrer Escoïquiz in ſeinem Herzen genährt und gepflegt worden. Die Feinde des letztern haben ihn beſchuldiget, er habe aus dem Prinzen von Aſturien das Werkzeug der eigenen Größe machen wollen und an dem Sturze des Günſtlings in der Hoffnung gearbeitet, denſelben zu erſetzen. Godoy rächte ſich, indem er Escoïquiz die Erziehung des Prinzen entzog und ihn nach Toledo ſchickte, wo er ihm eine Canonicusſtelle geben ließ; es war dies ein verhülltes Exil, aber der neue Canonicus ließ ſich nicht entmuthigen. Er unterhielt fortwährend eine geheime Correſpondenz mit ſeinem Zöglinge und empfahl demſelben auf ſeiner Hut gegen Alles um ſich her zu ſein, äußerſt vorſichtig zu handeln und keinen Entſchluß zu faſſen ohne ihn um Rath gefragt zu haben.

Im Jahre 1803 vermählte ſich Ferdinand mit einer Prinzeſſin von Neapel, der Tochter der Königin Caroline. Dieſe Verbindung war die Quelle aller Zwiſtigkeiten, welche ſeitdem die ſpaniſche Regentenfamilie veruneiniget haben. Die Prinzeſſin, die in der Schule ihrer Mutter gebildet war, beſaß einen intriganten, herrſchſüchtigen Character, der ihr bald das Herz der Königin Luiſa entzog. Nach ſechs Monaten waren die beiden Frauen Feindinnen. Escoïquiz wurde indirect in dieſe Familienuneinigkeiten hineingezogen; er empfing gefährliche vertrauliche Mittheilungen und gab Rathſchläge, welche ihn in der Sache Ferdinands unrettbar compromittirten. Ein frühzeitiger Tod raffte plötzlich die Prinzeſſin von Aſturien dahin. Dieſer Tod diente den gehäſſigen Leidenſchaften ſo ſehr, daß man zu behaupten wagte, ohne daß ſich indeß irgend ein Beweis für eine ſolche Beſchuldigung vorbringen ließ, die junge

Prinzeſſin ſei an Gift geſtorben. Ferdinand war nun vereinſamt und in Trauer verſetzt. Er ſah um ſich und ſuchte ſich Anhänger zu verſchaffen. Hat es je einem Prinzen, einem Thronerben an Freunden gefehlt? Er hatte bald einen kleinen Hof von ſichern und ergebenen Männern um ſich, nämlich ſeinen ehemaligen Lehrer Escoïquiz, den Herzog von Infantado, den Grafen von Ortaz, den Marquis von Ayerbe, den Herzog von San-Carlos und den Grafen von Montarco. Sie wurden ſeine Geheimräthe und leiteten ihn unter den Klippen, die ſich um ſeine Perſon her fanden. Der Hof war in zwei Parteien zerfallen, in die des Prinzen von Aſturien und jene des Friedensfürſten. Im Haſſe, den ſie gegen einander fühlten, ſchrieben ſie einander gegenſeitig die gehäſſigſten Geſinnungen und Pläne zu. Die Freunde Ferdinands beſchuldigten den Günſtling, er wolle den rechtmäßigen Erben von dem Throne verdrängen, vielleicht ſogar wagen, ſich ſelbſt darauf zu ſetzen. Godoy ſeiner Seits äußerte den Verdacht, Ferdinand conſpirire im Dunkeln gegen die Autorität des Königs ſeines Vaters. Aus Furcht vor den Gefahren aber, denen ihn die Feindſchaft des jungen Prinzen ausſetzte, verſuchte der Günſtling eine Wiederausſöhnung zu bewirken; er machte den Antrag, ihn mit der Schweſter ſeiner Frau zu vermählen. Ferdinand ging damit keine Mißheirath ein, denn die Schweſter der Friedensfürſtin war aus königlichem Blute. Er war auch nicht abgeneigt ſie anzunehmen, wie man ſagt, aber alle ſeine Freunde riethen ihn von einer Verbindung ab, die ihn entehrt und von ſeinem größten Feinde abhängig gemacht haben würde.

Godoy, der durch den Prinzen von Aſturien zum Aeußerſten getrieben und bedroht war, hatte nur noch ein Mittel, ſich gegen den Haß ſeines Feindes zu ſchützen, ihn nämlich

wo möglich zu verderben und ſeine eigene Macht zu ſteigern. Er fand in der Königin eine leidenſchaftliche Helferin, die ſeine Pläne nur zu gut förderte. Die wankende Geſundheit des Königs ließ einen nahebevorſtehenden Regierungswechſel fürchten und die Königin fürchtete nichts mehr als von dem Throne herabſteigen zu müſſen und ganz von einem Sohne abzuhängen, in dem ſie nur einen Nebenbuhler ſah. Aus Haß gegen ihr eigenes Blut und aus Liebe zu einer Macht, die ſie unfähig auszuüben war, entwarf ſie einen abſcheulichen Plan, nämlich für den Fall des nahen Todes Karls IV. ihren älteſten Sohn für regierungsunfähig erklären zu laſſen, als Regentin die höchſte Macht zu behalten und mit dem Friedensfürſten zu regieren. Es kam nun darauf an die Nation daran zu gewöhnen, die Allmacht der Königin und des Günſtlings über den Tod des alten Königs hinaus fortdauern zu ſehen. Um den jungen Prinzen in der öffentlichen Meinung herabzuſetzen, griff man zu den ſchmähligſten Machinationen; man verläumdete ſeinen Ruf, man ſchilderte ihn als gottlos, boshaft, grauſam und in den ſchändlichſten Ausſchweifungen verſunken. Noch nicht genug; man hielt ihn von allen Regierungsgeſchäften fern, umringte ihn mit Spionen und ließ alle ſeine Freunde in Ungnade fallen. Während man ſo den Thronerben ſchmachvoll behandelte, ſtieg der Friedensfürſt höher und höher. Die Souveraine fügten zu alle den Würden, mit denen ſie ihn bereits überſchüttet hatten, den Titel „königliche Hoheit" und alle Vorrechte der Infanten hinzu, ſie ernannten ihn zum Generaliſſimus der Armeen und Großadmiral und endlich ſtellten ſie, was noch bezeichnender war, die Garden und die ganze hohe Polizei unter ſeinen directen Befehl; ſie erhoben ihn alſo faſt zu gleicher Höhe mit dem Thron.

Das Schwierigſte war die Chefs der Armeen und die großen Staatscorporationen zu gewinnen. Verführungen und Verlockungen aller Art, ſchändliche Einflüſterungen über die zweifelhafte Geburt Ferdinands, Verſprechungen, Bitten, Drohungen, Alles wurde aufgeboten, um die Ehrgeizigen zu verlocken, die Schwachen mit fortzureißen und die feſten, muthigen Herzen einzuſchüchtern. Vor Allem wichtig war es ſich der Unterſtützung des hohen Rathes von Caſtilien zu verſichern, aber in dieſer Verſammlung traf die Gewalt auf Widerſtand, den ſie nicht erwartet hatte. Die Mehrheit blieb den Verführungen des Günſtlings unzugänglich und die edele Haltung derſelben hielt diejenigen, deren Gewiſſen wohl nachgegeben hätte, auf dem Pfade des Rechtes.

Die Lage des Prinzen von Aſturien wurde von Tage zu Tage ernſter. Seine Freunde, die insgeheim erfuhren, was man gegen ihn beabſichtigte, fürchteten das Schlimmſte und die Königin und der Günſtling konnten auf dem Wege, den ſie eingeſchlagen hatten, wirklich nicht einhalten, denn ihre Intereſſen wie ihre Leidenſchaften ſchienen beide zu einem Verbrechen zu treiben.

Das vertraute Verhältniß, welches nach dem Vertrage von Tilſit zwiſchen den Höfen von Madrid und Paris eintrat, ſteigerte die Beſorgniſſe Ferdinands auf das Höchſte. Godoy hatte ein ſehr großes Intereſſe, den Schutz Napoleons zu erhalten und Napoleon hatte ein nicht minder dringendes, den Mann zu gewinnen, in welchem die ſpaniſche Regierung perſonifizirt war. Wer konnte vorausſehen, was die Kühnheit eines ehrgeizigen Günſtlings und einer entarteten Mutter wagte, wenn ſie durch das Oberhaupt Frankreichs ermuthiget und unterſtützt wurden? Aengſt-

liche Gemüther mußten Alles für möglich halten und fürchten. In dieſer ſo gefährlichen Lage glaubten die Räthe Ferdinands, es bleibe ihm nur ein Mittel übrig die Pläne ſeiner Mutter und des Günſtlings zu vereiteln, nämlich ſich direct, aber ganz insgeheim, an den Kaiſer zu wenden, deſſen hohen Schutz in Anſpruch zu nehmen und ihn zu erſuchen, eine Gemahlin für ihn unter den Prinzeſſinnen der kaiſerlichen Familie zu wählen. Unerwartet kam ein neuer Freund, ein Leiter in dieſer gefährlichen Lage dem Prinzen von Aſturien zu Hilfe, — der Geſandte Frankreichs ſelbſt, Herr von Beauharnais.

Das Glück, welches bis dahin die Pläne Napoleons ſo ausdauernd begünſtiget, auf ſein Haupt die ſchönſte Krone in der Welt geſetzt und faſt ganz Europa ihm zu Füßen gelegt, hatte ihm die ſüßeſte Freude verſagt, die ſeinen Nachkommen einen unter ſo vielen Gefahren und mit ſo gewaltigen Anſtrengungen aufgebauten Thron zu hinterlaſſen. Die Kaiſerin hatte die Hoffnung aufgegeben ihn zum Vater zu machen. Es war dies nicht ihr einziges Unglück. Obgleich vielleicht keine andere Frau jemals in höherem Grade die Kunſt zu gefallen und zu feſſeln beſeſſen hat, ſo blieb ſie doch fortwährend dem Haſſe der Brüder und Schweſtern ihres Gemahls ausgeſetzt. Sie fürchteten den Einfluß, den ſie auf ihn ausüben und zu Gunſten ihrer Kinder Hortenſe und Eugen Beauharnais benutzen könnte. Sie ereiferten ſich über ihre Unfruchtbarkeit, die, wie ſie ſagten, den kaiſerlichen Thron ohne Bürgſchaft ließ. Endlich drängten ſie ſogar ihren Bruder ſie zu verſtoßen und in Kindern aus einer neuen Ehe Pfänder der Dauer ſeiner Dynaſtie zu ſuchen. Joſephine kannte alle dieſen geheimen Manöver und rieb ſich auf vor Schmerz in der Furcht vor einer Scheidung, welche ſie zugleich von

dem Throne und dem Bette des Kaiſers entfernte. Weniger um den Glanz ihrer Familie zu erhöhen, als um ſich Stützpunkte gegen den Haß der Bonaparte zu ſuchen, bemühete ſie ſich fortwährend die Mitglieder ihrer Familie durch fürſtliche Verheirathungen zu erheben. Sie hatte eine Nichte voll Reiz und Anmuth, Fräulein Taſcher de la Pagerie, die ſie zärtlich liebte und für welche ſie von hohen Geſchicken träumte.

Sobald Herr von Beauharnais ſeine Geſandtſchaft angetreten und Kenntniß von den Zwiſtigkeiten in der königlichen Familie von Spanien erhalten hatte, brachte ihn die Bekanntſchaft mit dem geheimen Wunſche der Kaiſerin ſeiner Schweſter auf den Plan, Fräulein de la Pagerie mit dem Prinzen von Aſturien zu vermählen. Wahrſcheinlich hat er vertrauliche Briefe darüber an die Kaiſerin geſchrieben und um Inſtructionen für eine ſo delicate Sache gebeten.*) Das Verfahren, das er von da an einhielt, geſtattet keinen Zweifel, daß dieſe Inſtructionen, welche Hand ſie auch abgefaßt und unterzeichnet haben mag, ihm geſandt worden waren und ihn ermächtiget hatten, den Prinzen von Aſturien auf Fräulein Taſcher de la Pagerie aufmerkſam zu machen. Er hatte zu dieſem Zwecke in den Monaten Juli und Auguſt 1807 zahlreiche Beſprechungen mit den Räthen des Prinzen, namentlich mit dem Herzog von Infantado und dem Canonicus Escoïquiz. Man ſagte ſogar, er habe, um die Wünſche des Prinzen noch mehr zu reizen, ihm ein Portrait des Fräuleins Taſcher gezeigt und der Anblick des hübſchen Geſichtes habe Ferdinand entzückt.

---

*) Ich habe in dem Archive der auswärtigen Angelegenheiten keine Spur von dieſer Familiencorreſpondenz gefunden.

Ferdinand befolgte den Rath ſeiner Freunde und ſchrieb am 11. October 1807 ohne Vorwiſſen ſeines Vaters und ſeiner Mutter an den Kaiſer Napoleon. Der Brief enthielt alle Kennzeichen der ehrfurchtsvollſten Ergebenheit und der freundſchaftlichſten Offenheit. Er ſprach zuerſt ſeine Gefühle der Achtung und der Zuneigung für den Helden aus, „der alle ſeine Vorgänger in den Schatten ſtelle.“ Dann nahm er den mächtigen Schutz des Kaiſers in Anſpruch. „Ich bin ſo unglücklich, daß mich die Umſtände nöthigen, „eine ſo gerechte und lobenswerthe Handlung wie ein Ver„brechen zu verheimlichen; aber das ſind die traurigen „Folgen der zu großen Güte der beſten Könige.“ Endlich bat er um die Ehre einer Verbindung mit einer Prinzeſſin der durchlauchtigen Familie. „Das iſt der einſtim„mige Wunſch aller Unterthanen meines Vaters,“ ſetzte er hinzu, „er wird auch, wie ich nicht zweifele, der ſeinige „ſein, trotz den Bemühungen einer kleinen Anzahl Uebel„wollender, ſobald er die Abſichten Ew. kaiſerlichen Maje„ſtät kennen lernt. Das iſt Alles, was mein Herz wünſcht, „aber ſo rechnen jene treuloſen Egoiſten nicht, die ihn „umlagern und ſie können in einem erſten Augenblicke ihn „überraſchen. Das iſt der Grund meiner Beſorgniſſe. „Nur die Achtung, welche Ew. kaiſerliche Majeſtät ein„flößt, könnte ihre Pläne vereiteln, meinen guten geliebten „Aeltern die Augen öffnen, ſie glücklich machen und zugleich „das Glück meines Volkes und das meinige begründen. „Die ganze Welt wird mehr und mehr die Güte Ew. kai„ſerlichen Majeſtät bewundern und Sie werden in mir „immer den dankbarſten und ergebenſten Sohn haben.“ Ferdinand ſchloß mit der Erklärung, daß er mit unerſchütterlicher Ausdauer ſich weigern werde, ſich mit irgend einer Perſon ohne die Einwilligung Sr. kaiſerlichen Majeſtät zu

vermählen, „von der,“ ſagte er, „er allein die Wahl einer „Gemahlin erwarte.“ *)

Im Grunde war der Kaiſer, was man auch geſagt haben mag, über den Brief Ferdinands ſehr erfreut. Durch dieſen ungeſetzlichen, faſt verbrecheriſchen Schritt übergab ſich der Prinz ihm ganz und überlieferte ihm das Geheimniß ſeines häuslichen Lebens wie gewiſſermaßen ſein Geſchick. So gelang Alles nach den Wünſchen des Kaiſers. Er antwortete Ferdinand nicht; er konnte ihm nicht antworten. Wenn er es gethan hätte, würde er gegen alle dem Könige Karl IV. ſchuldige Rückſicht gehandelt und den Erfolg der Unterhandlung über den Vertrag von Fontainebleau gefährdet haben, aber er nahm, ohne ſich perſönlich ſchriftlich oder durch ein Wort zu binden, unter die Combinationen, welche ſich einſt darbieten könnten, eine Vermählung zwiſchen einer Prinzeſſin ſeiner Familie und dem Prinzen von Aſturien auf.

Aber nicht für Fräulein Taſcher beſtimmte er die Ehre einſt auf dem ſpaniſchen Throne zu ſitzen. Es gehörte nicht zu ſeinen Berechnungen, die Nichte der Kaiſerin ſo hoch zu erheben. Seine Abſichten richteten ſich auf ein junges Mädchen, die mit ihm directer verwandt war. Lucian Bonaparte hatte ſich nach ſeiner Veruneinigung mit dem Kaiſer nach Rom zurückgezogen, wo er als Fürſt von Canino ein glückliches, aber für Frankreich und ſeinen Bruder nutzloſes Leben führte. Auf der Reiſe, welche der letztere zu Ende des Jahres 1807 in Italien machte, verſuchte der König von Neapel, Joſeph, ihn mit Lucian auszuſöhnen. Es wurde ein Zuſammentreffen zwiſchen beiden Brüdern herbeigeführt und es fand am 13. December um neun Uhr

*) Auszug aus dem Moniteur vom 5. Februar 1810.

Abends in der Stadt Mantua ſtatt*). Der Kaiſer beſchwur Lucian von Neuem, ſein Schickſal nicht von dem ſeinigen zu trennen und bot ihm den Thron von Portugal, ſowie für ſeine Tochter Charlotte die Hand des Prinzen von Aſturien an; aber er drang zugleich darauf, daß er ſeine Ehe mit Frau von Jauberton löſe, wobei er ſich erbot dieſer Dame und ihren Kindern eine glänzende Exiſtenz in Italien zu ſichern. Die dringende Sprache des Kaiſers bewegte Lucian ſehr; er ſoll ſogar Thränen vergoſſen haben. Nichtsdeſtoweniger weigerte er ſich ſeine geliebte Frau zu verſtoßen. Der Kaiſer hatte noch nicht jede Hoffnung verloren, die Hartnäckigkeit zu überwinden. Als er ihn verließ, gab er ihm acht Tage Bedenkzeit. Der König von Neapel, der Fürſt von Talleyrand und Fouché boten abwechſelnd ihre Beredtſamkeit auf, ihn von ſeinem Vorſatze abzubringen. Alles war vergeblich und die beiden Brüder trennten ſich, um einander erſt 1815 wieder zu ſehen. Lucian wollte indeß die Zukunft ſeiner Tochter nicht binden und es wurde beſchloſſen, daß das junge Mädchen ihre Aeltern verlaſſe und in den Tuilerien auf das glänzende Geſchick warte, welches die Ereigniſſe und der Wille des Kaiſers ihr zu beſtimmen ſchienen.

Der Prinz von Aſturien und der Friedensfürſt konnten indeß den Haß nicht zähmen, der ſie gegen einander trieb. Da ſie beide des Schutzes des Kaiſers ſicher zu ſein glaubten, ſo wähnten ſie Alles unternehmen zu können. Ferdinand nahm ſich vor, dem Könige ſeinem Vater die Augen über den Günſtling zu öffnen und beredete ſich mit ſeinen Freunden, um für den Fall des nahen Todes Karls IV.

---

*) Napoleon und Marie Louiſe von dem Baron Ménéval. Deutſche Ueberſetzung. 1. Bd. (Leipzig bei Theod. Thomas.)

die verderblichen Pläne ſeiner Mutter zu vereiteln. Godoy ſeiner Seits beobachtete alle Schritte des jungen Prinzen, um ihn auf der Verſchwörung zu betreffen, ihn zum Staatsverbrecher machen und in ſeinen Rechten als Thronerbe antaſten zu können. Er erhielt durch eine Dame im Palaſte die Anzeige, daß Ferdinand einen Theil ſeiner Nächte hindurch ſchreibe und mit ſeinen Räthen, namentlich mit dem Herzog von Infantado und Escoïquiz lange Unterredungen habe. Dies genügte ihm. Er theilte ſeine Vermuthungen und Beſorgniſſe zuerſt der Königin, dann dem Könige mit. Am 29. October halb ſieben Uhr Abends wurde der Prinz von Aſturien verhaftet und unter Bedeckung in den Rathsſaal gebracht. Der König führte ſelbſt den Vorſitz und war von ſeinen Miniſtern umgeben. Dieſer Greis, das Spielwerk eines ehrgeizigen Günſtlings und einer ſittenloſen Königin, vergaß Alles, was er ſeiner Königs- und Vaterwürde ſchuldig war und that ſeinem Sohne, dem Erben ſeiner Krone, die ſchwerſte Kränkung an, die Schande eines Verhörs; er erzürnte ſich gegen ihn, führte ihn ſelbſt an der Spitze ſeiner Garden in ſeine Gemächer zurück, forderte ihm den Degen ab, ſtellte zwei Wachen an die Thür und entfernte ſich dann. Die vertrauteſten Räthe Ferdinands, Escoïquiz, der Herzog von Infantado und der Herzog von San-Carlos, wurden ebenfalls verhaftet und in's Gefängniß gebracht. Unter den bei dem Prinzen weggenommenen Papieren fand man zwei Denkſchriften von ſeiner Hand, die aber von Escoïquiz verfaßt waren. Beide waren an den König gerichtet und hatten den Zweck, die verbrecheriſchen Pläne des Friedensfürſten zu enthüllen. Der Character des Günſtlings, ſein Privat- und politiſches Leben, ſeine Laſter, ſein Ehrgeiz, Alles war mit grellen Farben geſchildert. Die Verläumdung war bis

zur Albernheit getrieben; man beſchränkte ſich nicht darauf ſeine Sorgloſigkeit, ſeine Trägheit und ſein ärgerlich=ſittenloſes Leben anzuklagen, man ſchilderte ihn als ein wahres Ungeheuer. Auch fand man bei dem Prinzen von Aſturien den Entwurf des Briefes, den er am 11. October an den Kaiſer geſchrieben hatte, den nach dem Tode Königs Karl zu befolgenden Verhaltungsplan und verſchiedene ſchon fertige Decrete mit der Unterſchrift als Ferdinand VII.; nur der Tag war noch ausgelaſſen. Der Herzog von Infantado war zum Befehlshaber der Truppen ernannt, der Graf von Montarcio zum Präſidenten des Rathes von Caſtilien und der Poſten eines Premierminiſters dem alten Grafen von Florida=Blanca, dem Miniſter unter Karl III., übertragen. Ferdinand wollte nach dem Verſcheiden Karls IV. bei ſeiner Mutter bleiben, gegen ſie fortwährend die größte Ehrerbietung bezeigen, aber ſie keinen Augenblick verlaſſen. Der Herzog von Infantado ſeiner Seits ſollte ſich ſogleich an die Spitze der Truppen ſtellen, den Palaſt umzingeln und Ferdinand VII. als König von Spanien und Indien ausrufen. Der neue König ſollte ſogleich dem Kaiſer ſeine Erhebung anzeigen und den mächtigen Schutz deſſelben in Anſpruch nehmen. Das Schreiben an denſelben war bereits abgefaßt und unterſchrieben; es fehlte nur noch das Datum.

Als die Königin dieſe Papiere las, welche ihre Abſichten enthüllten, gerieth ſie in den heftigſten Zorn und verlor jede Klugheit. Sie trug in das Herz des alten Königs die Wuth über, welche ſie ſelbſt fühlte und ſtellte ihm einfache für einen gewiſſen Fall getroffene Maßregeln als ein von Ferdinand gegen ihre Krone beabſichtiges Attentat vor. Sie verlangte im Namen ihrer beleidigten Würde als Königin und Mutter, daß der König ein ſchreckliches Exempel

ſtatuire und dieſem verbrecheriſchen Sohne die Rechte auf den Thron entziehe. In ihrer wahnſinnigen Rachſucht ließ ſie ſich die ſchändlichſten Verwünſchungen entſchlüpfen, ſo daß ſich ſelbſt Godoy vor ihr fürchtete. „Die Wuth der Königin iſt unerhört,“ ſchrieb Beauharnais am 22. November an Champagny; „ſie ſpricht nur von Blut und „dem Henker und ſpeit Beleidigungen gegen Frankreich und „den Kaiſer aus. Sie glaubt, Frankreich unterſtütze ihren „Sohn. Godoy fürchtet die Königin und deren Wuth.“ Karl IV. nahm ſich nicht die Mühe die Beweggründe zu erforſchen, welche das Unrecht ſeines Sohnes erklären und verringern konnten. Er glaubte Alles, was ihm die Königin und der Günſtling ſagten. Beſondern Eindruck auf ihn machten die Maßregeln, welche in der Erwartung ſeines nahen Todes vorbereitet und mit ſo kühner und in's Einzelne gehenden Vorſorge berechnet waren. Die bereits abgefaßten Decrete, welche bereits die Unterſchrift „Ferdinand VII.“ trugen, zeigten ihm an, daß ſein Sohn müde ſei, ſo lange auf die Krone zu warten und erfüllten ihn mit Schmerz. Er gab blindlings dem gehäſſigen Antriebe der Königin nach und erließ am 30. October an die Nation eine Proclamation, in welcher er ihr ankündigte, daß ſein Sohn, der Prinz von Aſturien und deſſen treuloſe Räthe gegen ſeine Perſon und ſeine Gewalt conſpirirt hätten. Er wollte auch ſelbſt dem Kaiſer ſeinen Kummer mittheilen und ſchrieb ihm, daß ſein Sohn das ſchändliche Complott ihn zu entthronen entworfen und ſeiner Mutter nach dem Leben zu trachten gewagt habe. „Das Geſetz,“ ſagte er, „das ihn zur Nachfolge berief, muß zurückgenommen werden; Einer ſeiner Brüder wird würdiger ſein ihn in meinem Herzen und auf dem Thron zu „erſetzen.“

Die ſpaniſche Nation liebte den Prinzen von Aſturien ohne zu wiſſen, ob er dieſer Liebe würdig ſei; ſie liebte ihn, weil er jung und unglücklich, beſonders weil er der Feind und das Opfer des Günſtlings war. Sie erwartete von ihm das Ende ihrer eigenen Leiden und ſchmückte ihn in ihren Illuſionen gern mit allen Tugenden und Talenten, welche ihren jetzigen Gebietern fehlten. Die Erzählung von dem Geſchehenen erfüllte ſie mit Verwunderung und Abſcheu; ſie fühlte ſich gerührt von dem Schickſale dieſes jungen Mannes, welcher dem Haſſe eines verabſcheuten Günſtlings und einer ebenſo verabſcheuten Königin ausgeſetzt war und zitterte bei dem Gedanken, daß die Mauern des Escurials die grauſame Strenge Philipps II. ſich erneuern ſehen könnten. Dann wendete ſie die Augen nach Frankreich und wünſchte inbrünſtig, der Kaiſer möchte einſchreiten und den geliebten Prinzen retten; aber Napoleon brauchte nicht zwiſchen den Vater und den Sohn zu treten. Der ſchwache und gutmüthige Karl IV. glich dem ſchrecklichen Sohne Karls V. nicht. Auch der Friedensfürſt, dieſe blaſſe Copie von Buckingham, war nicht grauſam. Er beſaß alle Laſter der Wollüſtlinge, hatte aber weder die Kühnheit noch die unbarmherzige Logik der Ehrgeizigen. Uebrigens würde ihn auch ein Umſtand zurückgehalten haben, wenn er die Sachen hätte zum Aeußerſten treiben wollen. Unter den bei Ferdinand gefundenen Papieren befand ſich der Entwurf des am 11. October an den Kaiſer gerichteten Schreibens und dieſer Brief, die Haupturſache des Zornes der Königin, rettete den Prinzen. Alles ließ erwarten, daß er, gewiß mit Zuſtimmung, vielleicht auf Antrag des franzöſiſchen Geſandten geſchrieben worden war. Der Geſandte war ein Beauharnais, die junge Perſon, um deren Hand der Prinz bat, war eine Nichte der Kai-

ſerin und man ſtieß in Madrid nicht gern an ſolchen Namen an.

Man hatte wirklich in den Tuilerien in der Erwartung eines ärgerlichen Prozeſſes einige Beſorgniſſe geäußert. Karl IV. hatte an den Kaiſer geſchrieben, daß er den Brief ſeines Sohnes von 11. October für ein noch größeres Verbrechen halte, als die Verſchwörung. Napoleon glaubte in den Klagen des alten Königs zu erkennen, daß er ihn in dem Verdachte habe, indirect bei dem Complotte Ferdinands betheiliget geweſen zu ſein. Er ließ deshalb den Fürſten von Maſſerano kommen und ſagte ihm in dem Tone eines Beleidigten, er habe von dem Prinzen von Aſturien kein Schreiben erhalten, obgleich, wenn er eines erhalten, Niemand das Recht habe ſich darüber zu beſchweren. Er fügte hinzu, die Verhaftung Ferdinands ſei eine Hofintrigue und der Friedensfürſt wolle einen andern Prinzen ſtatt des natürlichen Erben auf den Thon bringen. Herr von Champagny ſprach ſich nicht minder lebhaft gegen Isquierdo aus. „Der Kaiſer,“ ſagte er zu ihm, „verlangt ausdrücklich, daß über dieſe Sache nichts veröffentlicht und kein Wort geſprochen werde, das ſeinen Namen oder den ſeines Geſandten compromittiren könnte. Er hat ſich in die innern Angelegenheiten Spaniens nicht gemiſcht und erklärt hiermit ſeinen Willen, ſich niemals einmiſchen zu wollen.“

Jedermann in Spanien wartete mit Beſorgniß auf die Entwickelung des Dramas im Escurial. Ferdinand hatte eine der ſeltenen Prüfungen zu beſtehen, in welchen der Menſch im Kampf mit dem Unglücke ſeinen Werth erkennen läßt. Die Geſchichte des letzten Jahrhunderts bot ihm ein edeles Beiſpiel dar. Der königliche Prinz von Preußen, welcher ſpäter Friedrich der Große wurde, trotzte in einer faſt ähnlichen Lage lieber der Tyrannei ſeines Vaters und

ſchmachtete mehrere Monate in dem Gefängniſſe zu Spandau, als daß er ſich zu feigen Angebereien herabließ. Die Seele des künftigen Helden von Preußen zeigte ſich bereits in der unbeugſamen Energie des Kronprinzen. Ferdinand war eines ſolchen Muthes nicht fähig. Kaum war er verhaftet, als er vor Furcht zitternd ſeiner Mutter anzeigen ließ, er habe ihr wichtige Mittheilungen zu machen. Die Königin ſandte den Miniſter der Gnaden und der Juſtiz, Cavallero und Ferdinand geſtand Alles, nannte die Namen derer, die ihm mit ihrem Rathe beigeſtanden hatten und überlieferte ſie ohne die geringſte Bürgſchaft für die Sicherheit ihrer Perſon zu verlangen.

Der Günſtling triumphirte, aber es war ein gefährlicher Triumph. Die Nation nannte ihn den Urheber des Kummers des Thronerben und verfolgte ihn mit ihren Verwünſchungen. Die Königin drängte ihn, die Beſorgniß ſich den Kaiſer zu entfremden, hielt ihn zurück, er hatte nicht Kühnheit genug ſein Glück bis zum Aeußerſten zu verfolgen und wußte nicht, wie er ſich aus dem ſo leichtfertig begonnenen Kampfe mit dem Prinzen von Aſturien herausziehen ſollte. Nach langem Schwanken hielt er es noch für das Klügſte einen Prozeß niederzuſchlagen, welcher nur zur Schande ſeiner Gebieter und zu ſeinem perſönlichen Verderben ausſchlagen konnte. Er rieth Nachſicht an, forderte aber, ſelbſt in ſeiner Milde gehäſſig, von dem Prinzen von Aſturien, daß er ſeinen Aeltern ſeine Vergehen offen eingeſtehe. Die Verzeihung unter ſolchen Bedingungen war eine Brandmarkung und hieß von ihm verlangen, daß er ſich in den Augen der Völker erniedrige, die er einſt beherrſchen ſollte. Ferdinand aber willigte in Alles und trieb die Gemeinheit ſo weit, daß er dem Friedensfürſten Freundſchaft und Ergebenheit ſchwur. Er ſchrieb an ſeine

Aeltern, um ſie um Verzeihung zu bitten. Sein Brief an den König lautete:

„Sire,

„ich habe gefehlt, ich habe mich gegen Ew. Majeſtät als „König und Vater vergangen, aber ich bereue es und ver„ſpreche Ew. Majeſtät den tiefſten Gehorſam. Ich ſollte „nichts thun ohne Vorwiſſen Ew. Majeſtät, aber man hat „mich irrgeleitet. Ich habe die Schuldigen genannt. Ich „bitte Ew. Majeſtät, daß Sie mir verzeihen, Ihnen in „jener Nacht nicht die Wahrheit geſagt zu haben und mir „erlauben, Ihre königlichen Füße zu küſſen.

„Ihr dankbarer Sohn,

„Ferdinand.“

„San Lorenzo, 5. November 1807.“

Unmöglich konnte die Stirn tiefer gebeugt werden, welche eines Tages die Krone Spaniens tragen ſollte. Ferdinand erhielt ſeine Freiheit wieder, aber um den Preis ſeiner Ehre. Die ſpaniſche Nation war für den jungen Prinzen ſo eingenommen, daß ſie ſich nachſichtig gegen eine Feigheit zeigte, die jedes andere Volk empört haben würde; ſie klagte nur die Härte ſeiner Mutter und die Intriguen des Günſtlings an. In Europa fühlte man allgemein Unwillen gegen Ferdinand. Napoleon, dem nichts entging, weder die Tugenden noch die Laſter und der die erſtern ſelbſt an ſeinen Feinden gern ſah und die letztern mit entſetzlicher Gewandtheit zu benutzen wußte, erkannte, welchem Menſchen eines Tages der Thron Spaniens zufallen ſollte und dies hatte nur zu großen Einfluß auf ſeine ferneren Entſchließungen.

Der König, der bereitwillig die Verzeihung ſeines Sohnes unterzeichnete, wie er ihn hatte anklagen laſſen, zeigte dem Volke an, daß er ihm ſeine Liebe und ſein Vertrauen

wieder zugewendet habe. Die Königin und der Günſtling, welche den Prinzen von Aſturien nicht anzutaſten wagten, ließen ihre Wuth an den Mitſchuldigen deſſelben aus. Sie überlieferten ſie einer aus Beamten von den Gerichtshöfen Caſtiliens zuſammengeſetzten Commiſſion. Der Fiscal-Procurator, Don Simon de Viegas, trug in ſeinem Berichte auf die Todesſtrafe gegen den Herzog von Infantado, Escoïquiz und den Marquis von Ayerbe an, aber die Richter wollten ſich nicht zu gefälligen Werkzeugen der Leidenſchaft der Gewalt machen. Nach drei Monaten erklärten ſie die Angeklagten für unſchuldig.*) Die Königin, die wüthend darüber war, daß ihre Opfer ihr entgingen, trat das Urtel der Richter mit Füßen und entriß dem Könige ein Decret, welches die Männer, die die Behörde freigeſprochen hatte, verbannte.

*) Einer der Richter, Don Eugenio Cavallero, zeigte bei dieſer Gelegenheit einen Muth und eine Tugend, welche über die Niederträchtigkeit des Fiscal-Procurators tröſten. Don Cavallero, der an tödtlicher Krankheit darnieder lag, ſprach ſeinen Entſchluß aus, ſich in den Sitzungsſaal tragen zu laſſen. „Er wollte nicht ſterben," ſagte er, „ohne ſeine Meinung in einer Sache auszuſprechen, die ihm von ſo großer Wichtigkeit für die Ehre ſeines Königs erſcheine," aber alle Mitglieder des Gerichts begaben ſich zu ihm, um da das Urtel zu fällen und überließen ihm die Ehre, ſeine Anſicht zuerſt auszuſprechen. Er hielt zu Gunſten der Angeklagten eine ſehr beredte Rede und ſtimmte für die Freiſprechung. Zwei Tage nach der Erlaſſung dieſes merkwürdigen Urtels ſtarb Cavallero. Dieſer Todesfall und die ſo ergreifenden Umſtände, die ihm vorhergegangen waren, brachten in Madrid einen tiefen Eindruck hervor. Mehrere Klöſter ſtritten um die Ehre, die letzte Ehre dem muthigen Richter zu erzeigen, den Spanien verloren hatte und hielten prachtvolle Obſequien. Die ganze Bevölkerung begab ſich dahin, um der Gewalt ein Zeichen ihres Mißfallens zu geben.

Dieſe traurigen Ereigniſſe geſchahen in dem Augenblicke, als Junot ſich Portugals bemächtigte und die franzöſiſche Fahne in Liſſabon aufpflanzte. Sie veranlaßten den Kaiſer zu ernſtem Nachdenken, öffneten ſeinen Gedanken neue Horizonte und flößten ihm ehrgeizige Wünſche ein, die er ſonſt vielleicht nicht gehegt hätte.

Die Eroberung Portugals war beendiget und das Werk der vereinigten Heere Frankreichs und Spaniens. Die beiden Mächte befanden ſich in den von dem Vertrage von Fontainebleau vorgeſehenen Umſtänden. Es war der Augenblick gekommen, zur Theilung des eroberten Landes zu ſchreiten, aber die Lage der Dinge in Madrid war nicht mehr dieſelbe wie im October, als der Vertrag von Fontainebleau abgeſchloſſen worden. Damals war der Haß zwiſchen der Mutter und dem Sohne noch auf den Palaſt beſchränkt und die Macht Godoy's unangetaſtet. Seitdem war der Welt ein großes Aergerniß gegeben worden. Man hatte geſehen, daß der König Karl IV. die Leidenſchaften des ſchamloſen Günſtlings förderte, der ſein Bett geſchändet hatte, daß ein Weib, eine Königin und Mutter, ſich offen als Feindin und Verfolgerin ihres Sohnes hinſtellte und daß beide wetteifernd in der Perſon des Thronerben die königliche Majeſtät entwürdigten. Die ſpaniſche Nation war über dieſes Schauſpiel betrübt und es hatte ſich ein allgemeiner Schrei gegen den Friedensfürſten erhoben. Obgleich dieſer Mann die Zügel des Staates noch in ſeinen Händen hatte, ſo kündigte doch Alles ſeinen Sturz an. Seine Stütze waren nur eine ſelbſt verabſcheute Königin und ein alter kranker König ohne Anſehen. Alle Gedanken, alle Neigungen wendeten ſich dem Prinzen von Aſturien zu. Napoleon fühlte, daß er ſeine Politik nicht mehr auf eine entehrte, untergrabene Gewalt ſtützen könnte, welche der

Strom der öffentlichen Meinung bei der erſten Kriſis zertrümmern mußte. War Godoy geſtürzt, ſo ging die Allmacht in die Hände Ferdinands über und mit Ferdinand mußte Frankreich von da an zu unterhandeln haben. Dieſer Prinz hatte in den letzten Scenen im Escurial zu erkennen gegeben, was von ihm zu erwarten war. Gewaltthätig und ſchwach zugleich, feig vor der Gewalt, mochte dieſe ein gekröntes Haupt oder ein empörtes Volk ſein, grauſam gegen ſeine geſtürzten Feinde, undankbar ſelbſt gegen die treueſte Hingebung, ſo verſchwenderiſch mit ſeinen Eiden als bereit, ſie zu brechen, im Grunde verſtändig, aber nur nach jenem natürlichen geſunden Verſtande, der über den Kreis der Intereſſen des Augenblicks nicht hinausſieht, mit allen Inſtincten eines Tyrannen, Beſchützer der Mönche und der alten Ideen, gegen die civiliſirende Bewegung in Europa eingenommen, ein ächter Spanier, nicht nach den großen Eigenſchaften, welche dieſes Volk ehren, ſondern nach den Fehlern und Laſtern deſſelben und deshalb populär, — das war der Mann, den der Wunſch der Nation wie die Rechte ſeiner Geburt zur Krone beriefen. Jetzt flehete er den Schutz des Kaiſers an und bat ihn um eine Gemahlin, weil er unglücklich und unterdrückt war, aber im Grunde konnte man ihm ebenſo wenig trauen als dem Friedensfürſten. Napoleon wünſchte, entweder in Karl IV., oder in dem Günſtlinge, oder endlich in dem Prinzen von Aſturien eine Kraft zu finden, auf die er ſich ſtützen könnte, aber er fand dieſe Kraft nirgends.

Nicht genug. Die in allen Ländern, ſelbſt den bereitwilligſten, ſchwierige Ausführung des Continentalſyſtemes mußte in Spanien auf zahlloſe Hinderniſſe treffen. Einige hingen von der geographiſchen Lage, andere von der Regierung und von der Gewohnheit der Bevölkerung ab.

Das Meer umgiebt das Land faſt auf allen Punkten ſeiner Grenzen. Man brauchte eine ſtark organiſirte Zollverwaltung, um eine ſo große Küſtenausdehnung zu bewachen. Die beſtehende befand ſich in dem ſchlaffen Zuſtande, in welchen der Friedensfürſt alle Dienſtzweige hatte verſinken laſſen. Sie war nicht zahlreich genug, um zur Bewachung der Küſten auszureichen, ſchlecht bezahlt und faſt ganz an die Engländer verkauft. In Folge dieſes Zuſammentreffens von Umſtänden hatte ſich die Schmuggelei in den Küſtenprovinzen Spaniens gewiſſermaßen acclimatiſirt, war tief mit den Sitten und den Gewohnheiten der Einwohner verwachſen und für die jungen und unternehmenden Männer ein regelmäßiger und einträglicher Erwerbszweig geworden. Die ſtrenge Anwendung des Continentalſyſtems auf die Häfen und Küſten der Halbinſel war alſo nichts weniger als eine vollſtändige Umwälzung in dem Finanzweſen und dem ökonomiſchen und moraliſchen Zuſtande dieſes großen Landes. Man mußte den Gewohnheiten und Intereſſen der Küſtenbewohner Gewalt anthun und ſie einer Strenge unterwerfen, die ſie bisher nie gekannt hatten. Weder der entnervte Arm des Friedensfürſten, noch die unerfahrene Verwaltung des Prinzen von Aſturien hätte über ſolche Schwierigkeiten zu ſiegen vermocht. Es gehörte die überall anweſende und wachſame Allmacht des Kaiſers dazu, d. h. die militäriſche Beſetzung aller Küſtenpunkte.

Die Engländer hatten im Verlaufe des Jahres Spanien großen Schaden zugefügt, den Handel mit Amerika vernichtet, die Galionen weggenommen, die Schiffe bei jedem Zuſammentreffen geſchlagen, verbrannt, in den Grund gebohrt oder genommen, Elemente der Empörung in den großen Colonien ausgeſtreut, durch ſtarke Schmuggelei die Induſtrie vernichtet und durch den unerlaubten Handel die

ganze Küſtenbevölkerung demoraliſirt. Gleichwohl hätten ſie noch weit mehr Schaden thun können; nichts hätte ſie gehindert, den Zuſtand des Verfalles zu benutzen, in dem ſich die meiſten Seeplätze befanden, um ſie zu belagern und zu erobern. Sie hatten dies nicht einmal verſucht, weil ſie die Kräfte, die ſie an andern Punkten nützlicher brauchen konnten, nicht auf untergeordnete Unternehmungen wenden wollten. Sie hatten Spanien nur in dem Maße geſchadet, wie es ihrem Vortheile zuſagte und den Krieg zu den Verhältniſſen einer großen Handelsſpeculation heruntergebracht; jetzt aber, da die Heere Frankreichs in die ganze Halbinſel eindrangen, konnte man ſicher darauf rechnen, daß ſie ihr Operationsſyſtem ändern würden. Was ſie gegen einen ihrer Sache halb ergebenen Feind nicht hatten unternehmen wollen, verſuchten ſie ſicherlich gegen das Spanien, das gewiſſermaßen ein Zubehör der Land- und Militärmacht Frankreichs geworden war. Ihre Geſchwader im Mittelmeere und im Ozeane beſchränkten ſich jetzt gewiß nicht mehr, wie bisher, darauf, die Schmuggler von Andaluſien, Catalonien, Galizien, Aſturien und Biscaya zu ſchützen; ſie verwendeten ſie nun, um Cadix, Cartagena, Tarragona, Barcellona, Ferrol, Santander und Bilbao wegzunehmen. Namentlich würden ſie in Bezug auf Portugal Alles aufbieten, um ihren Einfluß an den Ufern des Tajo wieder zu gewinnen. Bald ſollten wir ſie auf dieſem Kampfplatze erſcheinen ſehen, den wir ihnen ſelbſt eröffnet hatten, um uns zu bekämpfen.

Mit den 25,000 Mann Junots und den 25,000 Mann Solanos und Tarancos konnten wir unmöglich den Forderungen einer ſo complizirten Lage genügen. Frankreich vermochte nicht, in den Grenzen des Vertrags von Fontainebleau zu bleiben; es hätte ſo leichtſinnig und verblendet ſein

müſſen wie der Friedensfürſt, um dieſen Vertrag für ernſtlich gemeint zu halten. Die Truppen des Generals Junot waren offenbar nur der Vortrab einer viel bedeutenderen Armee, welche alle bedroheten Punkte der Halbinſel beſetzen und vertheidigen ſollte.

Die feſten Plätze, die zwiſchen den Pyrenäen und dem Ebro liegen, ſtehen alle, wie ungleich ſie auch an Bedeutung ſein mögen, mit einander in Verbindung und bilden im Ganzen ein furchtbares Geflecht. Die hauptſächlichſten ſind in Catalonien Figueira, Girona und Barcellona; in Navarra Pampelona; in Biscaya und Guipuzcoa San Sebaſtian und Bilbao. Alle dieſe Plätze zeichnen ſich durch ihre vortreffliche militäriſche Lage aus und bilden das Bollwerk des Reiches nach Frankreich zu. Die große Straße, welche von Bayonne an den Ebro führt, geht unter den Kanonen von San Sebaſtian vorbei. Pampelona vertheidigt die Straße, welche von Irun aus über Tudela nach Madrid führt. An den mittelländiſchen Abhängen der Gebirge von Catalonien decken Figueira, Girona und Barcellona Valencia und Saragoſſa. Der Beſitz aller dieſer Plätze war für uns unumgänglich nothwendig, um unſere Verbindungslinien ſo wie den Proviant zu ſichern. Sicilien, Malta und Gibraltar wimmelten in dieſem Augenblicke von engliſchen Truppen. Wer konnte uns bürgen, daß ſich Spanien aus Verzweiflung, ſich unterjocht zu ſehen, nicht in die Arme Englands warf und ihm zugleich die Schlüſſel ſeiner Hauptſeeplätze überlieferte? Barcellona beſonders, das eine Bevölkerung von 100,000 Seelen und einen vortrefflichen Hafen hat, welcher durch zwei faſt uneinnehmbare Citadellen vertheidiget wird, hatte eine unberechenbare militäriſche Wichtigkeit. Wurde dieſer furchtbare Platz von einer engliſchen Armee beſetzt und vertheidiget, von den

Geſchwadern dieſer Nation unabläſſig mit Lebensmitteln, Waffen und Munition verſehen, ſo entzogen ſie uns Murcia und Andaluſien, d. h. den ganzen Küſtenſtrich am Mittelmeere und machten dadurch die Ausführung des Continentalſyſtems in den Häfen der Halbinſel unmöglich. Wir konnten alſo eine ſolche Stadt nicht in zweifelhaften Händen laſſen.

Alle dieſe Betrachtungen zuſammen veranlaßten den Kaiſer, einen großen Entſchluß zu faſſen. Vor der Schlacht von Jena hatte ihn Spanien, als es ihn für bedrohet gehalten, verlaſſen und ſich mit ſeinen Feinden vereinigen wollen. Jetzt rächte er ſich; er täuſchte es ſeiner Seits und ſagte ſich, man brauche ehrlich und treu nur gegen treue und aufrichtige Seelen zu ſein, gegen falſche und treuloſe Freunde wären Liſt und Betrug erlaubte Waffen. Der Friedensfürſt war jetzt ein abgenutztes Werkzeug; er opferte ihn, er opferte ſelbſt den jungen König von Etrurien. Er ließ an die Stelle des Vertrags von Fontainebleau einen andern Plan treten, nach dem ihm Spanien ſicherer unterworfen werden mußte, als es durch die erzwungene Hingebung des Friedensfürſten oder des Prinzen von Aſturien hätte geſchehen können. Er wollte nämlich alle zwiſchen den Pyrenäen und dem Ebro liegenden Provinzen mit ſeinem Reiche vereinigen und Spanien durch ganz Portugal entſchädigen. Da es nun ein großes Intereſſe haben mußte, dieſe neue Beſitzung zu vertheidigen und zu behalten, ſo ſah es ſich genöthiget, alle ſeine Kräfte darauf zu verwenden und es wurde ſo ein furchtbarer Hebel in unſern Händen gegen England. War der Kaiſer einmal Herr von Biscaya, Guipuzcoa, Navarra und Catalonien, ſo beherrſchte er die großen Linien, die nach Caſtilien und Murcia führen; Madrid lag in ſeiner Hand und der Hof konnte

ohne ſeinen Willen kein Regiment und keine Kanone bewegen. Wer dann auch regierte, Karl IV., die Königin, Godoy oder Ferdinand, ihm war es gleichgiltig; Spanien war gebunden und unlöslich an ſein Schickſal gefeſſelt. Als dieſer Plan einmal gefaßt war, kam es darauf an, ihn ſchnell und klug auszuführen. Er mußte beſonders Liſt angewendet werden; man durfte in Madrid unſere Abſichten erſt erfahren, wenn der Hof ſie nicht mehr zu hindern vermochte.

Seit mehrern Monaten ſammelten ſich verſchiedene Armeecorps, welche die Halbinſel beſetzen ſollten, theils in der Bretagne, theils an den Ufern der Gironde, in Poitou und Orleans, theils endlich in Italien und ſobald ihre Einrichtung vervollſtändigt war, wurden ſie nach den Pyrenäen gewieſen. Die erſten Diviſionen, welche das Beobachtungscorps an der Gironde hießen, gingen am 22. November über die Bidaſſoa. Sie beſtanden in 24,000 Mann Infanterie, 3600 Pferden und 38 Kanonen. Zum größten Theil waren ſie aus Recruten gebildet, die von der Aushebung von 1808 vorweg genommen waren und als Reſervelegionen zur Bewachung der Grenze dienen ſollten. Dupont, der ſich in den letzten Feldzügen in Deutſchland mit Ruhm bedeckt hatte, befehligte ſie. Dieſer General führte ſeine Truppen zuerſt an den Ebro, dann nach Valladolid, wo er blieb. Am 9. Januar 1808 drang ein neues Armeecorps, 28,000 Mann ſtark mit 2700 Pferden, ebenfalls wie das erſte aus jungen Soldaten beſtehend, auf demſelben Wege in Biscaya ein. Es ſtand unter dem Marſchall Moncey, der ſchon 1794 in der Halbinſel ſich ausgezeichnet hatte. Ein drittes, minder ſtarkes Corps als die beiden andern (es beſtand nur aus 12,000 Mann mit 2000 Pferden) brach von Perpignan auf, wo es ſich ge-

bildet hatte und rückte in den erſten Tagen des Februars in Catalonien ein. Es wurde von dem General Duhesme befehliget und beſtand faſt ganz aus Italienern. Die dritten und vierten Bataillone der Regimenter, die in Portugal dienten, vereinigten ſich in St. Jean Pied de Port zu einer Brigade und rückten in Navarra ein. Andere Corps endlich, die theils aus Schweizer-Regimentern, theils aus jungen Recruten von 1808 oder aus Bataillonen und Schwadronen beſtanden, welche man aus den Depots von Boulogne genommen hatte, bildeten ſich unter den Generalen Verdier und Laſſalle in Orleans und Poitiers, um die bereits in Spanien eingerückten zu verſtärken. Alle dieſe Streitkräfte zuſammen überſtiegen weit die Zahl von 40,000 Mann, welche Frankreich nach dem Vertrage von Fontainebleau vom 20. November 1807 verfügbar halten ſollte. Ihre Einrichtung und Verwendung entgingen der Aufmerkſamkeit des Hofes von Madrid, der ihre wirkliche Beſtimmung erſt erfuhr, als ſie nach einander wie eben ſo viele Ströme ſich von den Pyrenäen herab gegen den Ebro ergoſſen.

Die Plätze Figueira, Barcellona, Pampelona und San Sebaſtian waren meiſt ſchlecht mit Lebensmitteln und unzureichenden Garniſonen verſehen und in Folge der Genauigkeit und Kraft, mit welcher die Befehle des Kaiſers ausgeführt wurden, fielen ſie alle und faſt an einem und demſelben Tage in unſere Hände. Die Liſt öffnete uns die Thore und die Feigheit oder Sorgloſigkeit überlieferte ſie uns.

In den erſten Tagen des Februar 1808 drang der Brigadegeneral Darmagnac durch den Paß von Roncevaux in Navarra ein und marſchirte mit nur drei Bataillonen raſch gegen Pampelona. Die Stadt, die nicht befeſtiget war, öffnete ihm die Thore und nahm ihn herzlich auf.

Der Marquis von Valſantoro aber, der Vicekönig von Navarra, welcher in der Citadelle befehligte, war auf ſeiner Hut. Am 16. Februar früh erſchienen 60 entſchloſſene franzöſiſche Soldaten an den Thoren der Citadelle, um da wie gewöhnlich ihre Rationen in Empfang zu nehmen. Es regnete. Einige ſtellten ſich nachläſſig an der Brücke auf und andere flüchteten ſich, wie um ſich vor dem Regen zu ſchützen, in die Hauptwache. Auf ein gegebenes Zeichen bemächtigten ſich dieſe der Gewehre des Poſtens und entwaffneten die Schildwachen. Der General Darmagnac ſelbſt eilte an der Spitze eines Bataillons herbei und nahm die Citadelle.

Der General Nicholas, der von dem Armeecorps des Generals Duhesme detaſchirt war, erſchien am 16. Febr. mit zwei Bataillonen an dem Thore von Figueira, wurde allein zu dem Commandanten geführt und kündigte ihm an, daß nächſtens eine hochgeſtellte Perſon in Spanien erwartet werde. Er ließ merken, daß dieſe Perſon keine andere ſei, als der Kaiſer Napoleon ſelbſt und ſetzte hinzu, er habe Befehl, ihn in Figueira zu erwarten. Mit der unſchuldigſten Miene von der Welt bat er dann, einige Tage mit ſeinen Truppen in der Citadelle bleiben zu dürfen. Der Commandant war ein alter nicht eben ſcharfſinniger Mann und die Garniſon beſtand nur aus 300 Mann. Er ging in die ihm gelegte Schlinge und öffnete die Thore den beiden franzöſiſchen Bataillonen, die ſich da feſtſetzten, um erſt auf Befehl des Kaiſers wieder abzuziehen.

Duhesme war ohne Arg in den Mauern von Barcellona aufgenommen worden; er hatte angekündiget, daß er nur kurze Zeit bleiben werde und daß er ſich nach Valencia zu begeben habe. Am 16. früh ließ er ſeine Truppen auf dem Glacis der Citadelle verſammeln und muſterte ſie.

Die Einwohner der Stadt fanden ſich in Menge da ein, ſelbſt die ſpaniſchen Soldaten kamen ohne Waffen und ohne Arg und miſchten ſich unter das Volk. Der Gouverneur, welcher keinen Hinterhalt ahnete, hatte die Thore der Citadelle unbeſetzt gelaſſen und die Zugbrücken waren niedergelaſſen. In dem Augenblicke als der General Lecchi ſchweigend an ſeinen Infanterielinien hinging, traten plötzlich zwei Compagnien vor und eilten auf die erſte Zugbrücke. Die ſpaniſchen Soldaten wollten ſie emporziehen, der General Lecchi ſelbſt kam aber in Galopp mit ſeinem ganzen Stabe herbei und rief laut, man möge die Brücken nur laſſen, er wolle den Commandanten der Citadelle begrüßen und ſich mit ihm beſprechen. Der überraſchte und eingeſchüchterte ſpaniſche Poſten ließ ſich umzingeln; unſere Bataillone rückten näher und über die Zugbrücken und der Gouverneur ſah ſich genöthiget, uns die Schlüſſel der Citadelle zu übergeben.

Wir hatten nur noch das Fort Montjouy zu nehmen, das auf einem Felſen liegt und den Hafen wie die Stadt beherrſcht. Der General Graf Ezpeletta da Veyre, Generalcapitain von Catalonien, hatte ſich da mit einer hinreichenden Beſatzung eingeſchloſſen. Die Leichtigkeit, vom Meere aus alle Bedürfniſſe zu erhalten, gab ihm die Mittel, den Widerſtand dauernd zu machen; aber der Graf Ezpeletta war, wie der Commandant von Figueira, ein furchtſamer Greis. Auf die erſte Aufforderung, ſein Fort zu übergeben, hatte er eine abſchlägige Antwort geſandt und Duhesme drohete ihm nun mit dem ganzen Zorne des Kaiſers. Die Beſorgniß, einen Bruch zwiſchen ſeinem Vaterlande und Frankreich herbeizuführen, ängſtigte den alten Mann und er öffnete uns die Thore von Montjouy.

San Sebaſtian hatte daſſelbe Schickſal wie Pampelona

und Barcelona und die Liſt machte uns ebenfalls zu Herren deſſelben. Der General Thouvenot erſchien vor dem Orte mit einer ganz kleinen Anzahl von Mannſchaft und bat, einige Tage da bleiben zu dürfen. „Er wolle ſich nur ſo „lange aufhalten, um ſeine Nachzügler an ſich zu ziehen.“ Die Soldaten kamen nach und nach, Anfangs in ſehr kleinen Abtheilungen, bald aber ſo zahlreich an, daß die ſpaniſche Beſatzung im Vergleich mit ihnen nur noch eine Handvoll Leute war. Der Gouverneur erkannte zu ſpät, daß er überliſtet worden ſei, ließ geſchehen, was er nicht mehr hindern konnte und übergab dem General Thouvenot das Commando.

So hielt Frankreich zu Ende Februars die Plätze Pampeluna, Figueira, Barcellona und San Sebaſtian beſetzt, bedeckte mit ſeinen Armeen Navarra, Catalonien und Biscaya und beherrſchte alle großen Straßen, die nach Madrid und Valencia führten. Seine Stellung war furchtbar und von dem militäriſchen Beſitz der Nordprovinzen bis zum politiſchen blieb nur noch ein Schritt zu thun.

Das Einrücken des zweiten Corps und ſein Marſch auf Valladolid hatten den Hof von Madrid weder überraſcht noch beunruhiget. Er erklärte ſich dieſe Bewegung durch die Nothwendigkeit, die etwas gefährdete Armee Junots zu decken; als er aber erfuhr, daß das Armeecorps Duhesme's und das des Marſchalls Moncey ebenfalls über die Pyrenäen gegangen, wurde er mißtrauiſch. Der Friedensfürſt ſehnte ſich, ſein Fürſtenthum Algarbien in Beſitz zu nehmen und die Königin wollte das Schickſal ihrer Tochter, der Exkönigin von Etrurien, geordnet ſehen. Beide drangen alſo auf die Ausführung des Vertrags von Fontainebleau. „Portugal iſt erobert,“ ſagte der Friedensfürſt, „ſeine „Hauptſtadt beſetzt und das Volk unterworfen. Der Re=

„gent und ſein Hof ſind nach Braſilien geflohen; worauf „warten wir noch? Laſſen Sie uns das Land theilen.“ Der franzöſiſche Geſandte, der alle dieſe Aeußerungen von Ungeduld mit anhören mußte, hatte Noth, ſie zu beruhigen. Der Hof fing an zu fürchten, Frankreich wolle ſich der Erfüllung ſeiner Verpflichtungen entziehen. Auch Anderes kam noch dazu, um dieſe erſte Unruhe zu ſteigern. Er bekam Nachricht von einem am 23. December in Mailand erlaſſenen Decrete, durch welches der Kaiſer Portugal eine Kriegsſteuer von hundert Millionen Francs zum Rückkauf des Eigenthums der Privatperſonen auferlegt und den General Junot zum Gouverneur des eroberten Landes ernannt hatte. Beauharnais beſtätigte dieſe neuen Entſchließungen ſeines Gebieters und erklärte ſie. „Es iſt der „Augenblick noch nicht gekommen,“ ſagte er zu dem Friedensfürſten, „zur Theilung Portugals zu ſchreiten; zuerſt „muß die Eroberung befeſtiget werden. Der Kaiſer erſucht „Se. katholiſche Majeſtät zu bewilligen, daß die Ausführung des Vertrags von Fontainebleau verſchoben werde „und die ganze Regierungsgewalt in Portugal proviſoriſch in den Händen des Generals Junot verbleibe *).“ Dieſe Erklärung öffnete dem Günſtlinge die Augen; er ſah endlich ein, daß der Kaiſer Napoleon ihn hintergangen habe, daß das Anerbieten eines Fürſtenthums eine Schlinge und er nur ein Werkzeug in den Händen des Gebieters von Frankreich geweſen. Die vertraulichen Briefe ſeines Agenten aus Paris benahmen ihm die Hoffnung vollends. Isquierdo ſchrieb ihm, er bemerke ein auffallend kälteres Benehmen des Herrn von Champagny gegen ihn, man laſſe es merken, das man ihn zurückſetze, während man mit dem

*) Schreiben von Beauharnais vom 8. Februar 1808.

Fürſten von Maſſerano eifrig unterhandele, der Kaiſer habe ſich nach ſeiner Zurückkunft aus Italien Worte des Tadels und der Geringſchätzung gegen die Perſon des Günſtlings entſchlüpfen laſſen und ſelbſt Murat, der bisher in den Tuilerien die Intereſſen des Fürſten ſtets gefördert, ſcheine ihn aufzugeben.

Der Kaiſer hatte von dem Senate die Bewilligung der Aushebung von 80,000 Mann ſchon von dem Jahre 1808 verlangt und ſie war bewilliget worden*). Die Miniſter hatten dieſe Maßregel durch die kritiſche Lage der Halbinſel motivirt, „die an der ganzen Ausdehnung ihrer Küſten „durch die Truppen und Flotten Englands bedroht werde." Godoy ſtellte ſich als ſehe er dieſe Gefahren nicht; er ſah nur die Hand des Kaiſers, die ſich über Spanien ausſtreckte, um daſſelbe zu unterwerfen und über ihn ſelbſt, um ihn dem Haſſe ſeiner Feinde zu opfern. Und nicht blos am Hofe wurde man allmälig enttäuſcht; auch der ganzen Nation gingen die Augen auf. Bei dem Anblicke der zahlreichen Bataillone, welche in das Land rückten, war ſie allmälig aus dem langen Schlummer erwacht; ſie hatte um ſich geſehen und ſich gefragt, wo die drohende Gefahr ſei, welche eine ſo bedeutende Machtentwickelung ihres Verbündeten nöthig mache. Sie kannte den Vertrag von Fontainebleau nicht und war nicht aufgeklärt genug, um das zu errathen, was der Friedensfürſt ſo ſorgfältig zu verheimlichen wußte. Die Meinung war getheilt; einige, welche das Genie Napoleons bewunderten, wiegten ſich in der Hoffnung, der große Mann habe Mitleid mit ihrem Unglücke und häufe in Spanien ſo viel Truppen auf, um ſie von dem verhaßten Günſtlinge zu befreien, der ſie regierte;

*) Senatsbeſchluß vom 22. Januar.

andere, klügere, fürchteten, er habe die Expedition gegen Portugal nur unternommen, um einen Vorwand zu haben, Truppen nach Spanien zu bringen und die Anweſenheit der Truppen ſei nur der Weg zur Eroberung. Das Decret, welches Portugal eine Abgabe von 100 Millionen auferlegte, berührte ſelbſt unſere ergebenſten Anhänger ſchmerzlich und rechtfertigte alle Beſchuldigungen unſerer Feinde. Man hatte um ſo größeres Mitleid mit den Portugieſen, da man zu fürchten anfing, ihr Schickſal eines Tages ſelbſt zu erfahren.

Das Geſuch des Prinzen von Aſturien an den Kaiſer, ihm eine Gemahlin zu wählen, war für Niemand mehr ein Geheimniß; der Name Taſcher befand ſich in Aller Munde; der Kaiſer aber, welcher in den Tuilerien wie in Madrid Hoffnungen unterdrücken wollte, die er nicht zu erfüllen gedachte, vermählte die Nichte der Kaiſerin mit dem Herzoge von Aremberg*). Dieſer Schritt machte in Madrid einen ſchmerzlichen Eindruck. Niemand, nicht einmal Beauharnais, wußte, daß der Kaiſer die Abſicht habe, die Tochter Lucians mit Ferdinand zu verbinden. Man legte die Vermählung des Fräulein Taſcher ganz anders aus und glaubte

*) Dieſe Verbindung war keine glückliche. Fräulein Taſcher kümmerte ſich ſo wenig um den Herzog von Aremberg, als er um ſie. Sie waren auf Befehl des Gebieters vermählt, aber man ſagt, die eheliche Verbindung ſei nicht vollzogen worden. Nach einigen Jahren löſete eine Scheidung Bande, welche von beiden Seiten das Herz verſchmähete. Im Jahre 1814 ergriff Fräulein Taſcher aus Unzufriedenheit mit dem Schickſale, das der Kaiſer ihr bereitet hatte, die Partei der Bourbons. Ludwig XVIII. übernahm ihre Verſorgung, verband ſie mit dem Grafen von Cuitry und ſtattete ſie prächtig aus. Er ſicherte ihr eine Rente von 35,000 Francs.

darin ein Zeichen der Abneigung gegen den Prinzen von Aſturien zu ſehen. Die Beſorgniſſe wuchſen alſo. „Die „Begeiſterung für Frankreich erlöſcht ganz und gar,“ ſchrieb am 15. Februar Beauharnais; „man kann ſich unſer Ver„fahren in Portugal nicht erklären. Was bedeuten, fragen „die Spanier, dieſe entſetzlichen Kriegsſteuern, mit denen „man ein Land belaſtet, das ſie nicht bezahlen kann? Das „Einrücken des dritten Armeecorps hat einen peinlichen „Eindruck hervorgebracht, beſonders aber werden alle Gut„geſinnten durch die Vermählung des Fräulein Taſcher de „la Pagerie entmuthiget*). Die Spanier halten ſich für „verlaſſen von Frankreich und das Volk, das noch unent„ſchloſſen iſt, was es thun ſoll, ſucht zu ergründen, ob es „ſich ſelbſt retten kann. Godoy ſeiner Seits verliert jede „Faſſung; ſeine Verlegenheit und Beſorgniß iſt auf's Höchſte „geſtiegen.“

So herrſchte am Hofe wie überall eine unklare Beſorgniß, mit der ſich aber bereits Leidenſchaften verbanden. Man wagte es noch nicht, uns laut anzuklagen, aber man fing an, uns ſchlimme Plane gegen die Sicherheit und Unabhängigkeit des Landes zuzuſchreiben, als man mit einem

---

*) Herr Bignon behauptet, der Kaiſer habe Herrn von Beauharnais laut gemißbilliget, daß er ſeinen Character als Geſandter durch die Förderung einer Verbindung zwiſchen Fräulein Taſcher de la Pagerie und dem Prinzen von Aſturien gefährdet habe. Wir haben aber in dem Archive kein Schreiben gefunden, das den geringſten Ausdruck von Tadel über das Verhalten des Herrn von Beauharnais enthielte. Wenn dieſer Geſandte ſo ſtark getadelt worden wäre, als es Herr Bignon verſichert, würde er ſicherlich nicht in ſo freier Sprache, wie er es in mehrern ſeiner Depeſchen thut, die Vermählung des Fräulein de la Pagerie beklagt haben.

Male erfuhr, unſere Truppen hätten ſich mit Liſt der Hauptplätze im Norden bemächtiget. Ein allgemeiner Schrei der Entrüſtung erhob ſich alsbald gegen den Kaiſer und den Friedensfürſten; man glaubte, ſie wären im Einverſtändniß mit einander; man enthüllte zum erſten Male das Geheimniß der Unterhandlung von Fontainebleau und beſchuldigte den Günſtling, ſein Vaterland an Frankreich verkauft und als Preis für ſeinen Verrath das Fürſtenthum Algarbien erhalten zu haben. Unſere Anhänger, deren Zahl ſich von Tage zu Tage verminderte, wagten nur noch ſchüchtern, uns zu vertheidigen. „Da Napoleon,“ ſagten ſie, „dem „Günſtlinge nicht trauen konnte, ſo mußte er ſich Bürg„ſchaften ſichern.“ Mißtrauen und Entmuthigung erfüllten alle Herzen. „Die öffentliche Meinung ſpricht ſich täglich „mehr gegen Frankreich aus,“ ſchrieb Beauharnais. „Die „Nachrichten aus Barcelona, Pampelona und Figueira be„trüben und reizen auf; man zählt die Truppen, die ſich „auf der Halbinſel befinden und der Gedanke an eine Zer„ſtückelung erſchreckt Alle *).“

Der Hof war beſtürzt, der Friedensfürſt ſchämte ſich und die Verachtung, die der Kaiſer ihm zeigte, erfüllte ihn mit Zorn und Verdruß. Was ſollte, da er von ganz Spanien gehaßt wurde, aus ihm werden, wenn ihm Napoleon ſeine Unterſtützung entzog und ihn der Welt als Werkzeug des Verderbens und der Knechtung ſeines Vaterlandes darſtellte? Vergebens würde er eine Zuflucht in der Liebe ſeiner Gebieter ſuchen. Der alte König und die Königin mußten ohnmächtige Stützen gegen den entfeſſelten Strom des Volkshaſſes ſein. Nicht einmal der traurige Troſt der

*) Schreiben des Herrn von Beauharnais an Herrn von Champagny vom 22. und 25. Februar und vom 4. März 1808.

Klage blieb ihm. Er mußte, um nicht den Zorn des Kaiſers zu reizen, ſtillſchweigend die Beleidigung hinnehmen, die jener ihm anthat und er ſah ſich von eiſernen Banden umſchnürt. Kaum wagte er einige ſchüchterne Klageworte. Als er auf das offizielle Verlangen antwortete, das Frankreich an ihn ſtellte, die Plätze zu überliefern, ſagte er mit verbiſſenem Ingrimm zu Beauharnais: „es thut mir leid, „daß die franzöſiſchen Truppen in die Plätze Pampeluna „und Barcellona eingerückt ſind, ehe ich Befehle erlaſſen „habe; das macht den traurigſten Eindruck. Dieſe Befehle „ſind vierundzwanzig Stunden nach der Ankunft der Fran„zoſen angelangt.“

Der Fürſt bemühte ſich die geheimen Pläne des Kaiſers zu errathen. Warum dieſe Nichtachtung eines vor kaum vier Monaten mit jedem Scheine von gutem Glauben abgeſchloſſenen Vertrags? Wozu dieſe Truppenmaſſen, die in allen Richtungen vorrückten und ſchon die Hauptſtadt umringt hatten? Warum endlich dieſes letzte Attentat gegen die Unabhängigkeit des demüthigſten und unterwürfigſten Verbündeten? Der Agent, welchen der Günſtling in Paris hielt, Isquierdo, erſchien perſönlich um ihm das Räthſel zu löſen. Er kam in den letzten Tagen des Februars in Madrid an und theilte dem Fürſten den Plan mit, welchen der Kaiſer an die Stelle des Vertrags von Fontainebleau treten laſſen wollte. Das Unglück gab dem Friedensfürſten wieder einige Energie. Er ſchickte ſofort ſeinen Agenten wieder nach Paris mit Inſtructionen, die ihm auftrugen, alle vorgeſchlagenen Grundlagen zurückzuweiſen.

Isquierdo kam um den 10. März wieder in Paris an und alsbald begannen die Unterhandlungen. Duroc und der Fürſt von Talleyrand erhielten den Auftrag, mit dieſem

Agenten die Intereſſen Frankreichs zu beſprechen. Herr von Talleyrand ſoll ſich mit aller Geiſteskraft dem von Napoleon in Spanien angenommenen Syſteme widerſetzt haben. Es giebt aber keine irrigere Behauptung. Talleyrand beſaß weder Patriotismus noch Muth genug, um mit Nachdruck und Ausdauer in irgend einem Punkte die Ideen und Leidenſchaften des Kaiſers zu bekämpfen. Was namentlich die ſpaniſche Frage betrifft, ſo ſteht es jetzt geſchichtlich feſt, daß er Napoleon vielmehr anreizte als zurückhielt. Wir verlangen keinen andern Beweis als die Hauptrolle, die er in den Unterhaltungen vom März 1808 annahm und durchführte. Er war troſtlos darüber, daß er nicht mehr Miniſter war, fürchtete bei Seite geſchoben und vergeſſen zu ſein und ergriff begierig die erſte ſich darbietende Gelegenheit, um in den großen Regierungsangelegenheiten wieder thätig zu werden. Hier die Grundlagen, die er am 29. März von Seiten des Kaiſers Isquierdo vorlegte:*)

Die Franzoſen und die Spanier können frei Handel in ihren reſp. Colonien treiben, die Franzoſen in den ſpaniſchen Colonien als wenn ſie Spanier wären, die Spanier in den franzöſiſchen Colonien als wenn ſie Franzoſen wären. Kein Unterthan einer andern Regierung kann auf denſelben Fuß der Gleichheit in den Colonien der beiden Mächte geſtellt werden.

Um die Streitigkeiten zu vermeiden, welche zwiſchen beiden Regierungen über den fortwährenden Marſch der Armeen durch die Halbinſel entſtehen könnten, tritt Frankreich Portugal an Spanien ab. Spanien überläßt ihm dafür ein Gebiet von gleicher Größe am linken Ebroufer.

---

*) Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.

Die ſpaniſche Thronfolgeordnung wird definitiv geordnet.

Der Kaiſer ſucht den Wunſch Sr. kathol. Majeſtät, den ſie ihm neuerlich in einem vertrauten Briefe ausgedrückt hat, zu befriedigen, nämlich den Prinzen von Aſturien mit einer Prinzeſſin der kaiſerlichen Familie zu verbinden; aber dieſes mündliche Verſprechen gehört nicht zu dem Vertrage. Zwiſchen den beiden Mächten beſteht ein dauerndes Schutz- und Trutzbündniß. Eine Uebereinkunft regelt weiter das Contingent von Truppen und Schiffen, das ſie eintretenden Falls einander zu liefert haben. —

Isquierdo ſprach energiſch gegen ſo ſeltſame Anträge. Er ſagte, Spanien könnte den franzöſiſchen Kaufleuten nie Zutritt in ſeine Colonien geſtatten und ihnen gleiche Rechte mit den eigenen Unterthanen geben, ohne ſeine transatlantiſchen Beſitzungen ſich zu entfremden. Er ſetzte hinzu, daß England nie würde einwilligen, daß man Frankreich ein ſolches Vorrecht geſtatte und daß die ſpaniſchen Colonien für das Mutterland wie für Frankreich verloren ſein würden, weil Spanien in Kriegszeiten mit ihnen nicht in Verbindung ſein könnte. Endlich könnte Se. kathol. Majeſtät das Verlangte nicht bewilligen ohne die Grundgeſetze der Monarchie zu verletzen. Den Eintauſch Portugals gegen die am linken Ufer des Ebro gelegenen Provinzen bekämpfte Isquierdo ſehr heftig. „Er widerſpräche ganz und gar den „Beſtimmungen des Vertrags von Fontainebleau. Das „Haus Spanien hätte bereits das Königreich Etrurien ver„loren. Um es dafür zu entſchädigen, hätte Frankreich „ihm ausdrücklich den ganzen Theil Portugals zwiſchen dem „Duero und Minho mit der Stadt Oporto zugeſagt. Der „Plan, den es jetzt vorlegte, ſollte dem Könige von Etru„rien jede Entſchädigung nehmen. Das wäre weder recht

„noch billig. Die Rechte des jungen Prinzen wären heilig „und Niemand dürfe ſie mit Füßen treten. Uebrigens „wäre das ſeiner Colonien beraubte Portugal für Spanien „ein Beſitz von keiner großen Bedeutung.“ Dann ſchilderte er die Verzweiflung, welche ſich der Grenzbewohner der Pyrenäen bemächtigen würde, wenn ſie ſähen, daß ihre Geſetze, ihre Freiheiten, ihre Vorrechte Frankreich geopfert würden. „Ich für meinen Theil,“ ſetzte er hinzu, „werde „nie die Abtretung Navarra's unterzeichnen; ich müßte „fürchten ein Gegenſtand des Haſſes für alle meine Lands„leute zu werden.“ Er gab jedoch die Möglichkeit eines Austauſches der Provinzen am linken Ebroufer gegen Portugal zu, meinte aber, daß in dieſem Falle die Nordprovinzen zu einem Königreiche Iberien oder einem iberiſchen Vicekönigreiche erhoben und entweder dem Könige von Etrurien oder einem ſpaniſchen Infanten übergeben werden müßten. Eine beſondere Beſtimmung hätte dann den Bewohnern dieſer Gegenden die Erhaltung aller ihrer Freiheiten und Vorrechte zu verbürgen.

In Bezug auf das Bündniß endlich erklärte Isquierdo, daß ſeine Regierung keine Verbindungen eingehen könnte, die ſie den Mitgliedern des deutſchen Bundes gleich ſtellten. „Spanien,“ ſagte er, „wird immer ein treuer Verbünde„ter Frankreichs ſein; es will aber ſeine vollſtändige Un„abhängigkeit erhalten.“

Ehe dieſe wichtige Conferenz geſchloſſen wurde, erklärte Talleyrand dem Herrn Isquierdo, daß der Beſchluß des Kaiſers unwiderruflich ſei und beſtand darauf, daß der Hof von Madrid in der möglichſt kürzeſten Friſt eine Antwort ſende. Als der Courrier mit den Depeſchen Isquierdo's in Madrid ankam, fand er den König Karl IV. nicht mehr auf dem Throne und Godoy nicht mehr an der

Spitze der Regierung. Eine Revolution hatte beide geſtürzt und das Scepter dem Prinzen von Aſturien in die Hände gegeben.

In den erſten Tagen des März war ein neues Armeecorps, ſtärker als alle andern, da es 35,000 Mann zählte, unter den Befehlen des Marſchalls Beſſières in Spanien eingerückt und gegen Vittoria marſchirt. Dieſes Corps ſteigerte die Geſammtzahl der franzöſiſchen Truppen, die über die Pyrenäen gegangen waren, auf mehr als 100,000 Mann Um nicht Mißtrauen in der ſpaniſchen Regierung zu erregen, hatte Napoleon dieſe Armeecorps getrennt unter ihren reſp. Führern gehalten; jetzt aber, da ſie eine ſo ſtarke Maſſe ausmachten, um allen möglichen Ereigniſſen die Spitze bieten zu können, beſchloß er, ſie unter einem Oberbefehlshaber zu vereinigen. Seinem Schwager, dem Großherzoge von Berg, vertraute er dieſen ſchwierigen Poſten an und dieſe Wahl war ein großer Fehler. Bei dem Zuſtande der Aufregung, in welchem ſich die Gemüther in Spanien befanden, mußte man die ernſteſten Ereigniſſe erwarten. Alles deutete auf einen der ſchrecklichen Ausbrüche, welche das Erwachen der Völker verkündigen. Unter ſolchen Umſtänden hätte an der Spitze der franzöſiſchen Armee ein Mann mit ſicherm Tacte und großer Klugheit ſtehen müſſen. Dieſer Mann war Murat nicht. So glänzend und unvergleichlich er an einem Schlachttage war, wenn er Schwadronen zu nehmen und feindliche Colonnen zu werfen hatte, ſo wenig paßte er für eine Lage, welche beſonders große Gewandtheit erwartete. Der Großherzog von Berg kam am 13. März in Burgos an, übernahm ſogleich die Zügel der Armee und rückte, ohne einen einzigen Tag zu verſäumen, gegen Madrid.

Im Rathe des Königs hatten der Schrecken und der

Unwille den höchſten Grad erreicht. Godoy unterlag der Laſt ſeiner Fehler und des allgemeinen Haſſes. Er ſah nur einen ſchmählichen Fall, die Beſchlagnahme aller ſeiner Güter, die Verbannung, vielleicht das Blutgerüſt vor ſich. Da entwarf er einen kühnen Gedanken. Wenn es ihm gelang ſeine Gebieter nach Amerika zu führen, entging er allem Unglücke, von dem er bedrohet war; er verließ ein Land, in welchem ſeine Gewalt und ſein Name verflucht wurden und regierte Völker, die von ſeiner Sorgloſigkeit noch nicht gelitten hatten, ſeine Herrſchaft alſo bereitwilliger ertragen würden. Es eröffnete ſich gleichſam eine neue Regierung für ihn; Karl IV. und deſſen Familie fanden einen neuen Thron, ein unermeßliches Reich und alle Schätze Mexico's und Peru's. Er redete demnach ſeinen Gebietern ein, Napoleon ſei entſchloſſen ſie zu entfernen, wie er das Haus Braganza entfernt habe. Er zeigte ihnen, wie ſeine Heere auf allen Wegen in das Herz der Monarchie eindrangen und auf dem Punkte ſtanden, die königliche Wohnung zu umringen und wie der Schwager Napoleons vielleicht beſtimmt ſei den Thron zu beſteigen, nachdem er ſie von demſelben vertrieben. „Das Haus Braganza „hätte ſich der Schmach einer Abdankung nur durch die „Flucht nach Braſilien entziehen können. Das Haus Spa„nien müßte ebenfalls fliehen. Es würde jenſeits des „Ozeanes große Beſitzungen und zahlreiche Völker finden, „die ſeine Ankunft mit Freude begrüßen und ihm mit Liebe „gehorchen würden; aber man müßte ſich beeilen, der „Strom des Feindes nahe und bald würde der Rückzug „unmöglich ſein.“

Die Königin ließ ſich leicht überreden. Seit zwanzig Jahren regierten ſie und der Friedensfürſt zuſammen; ſie hatten die Unfähigkeit und die Laſter getheilt und verdien-

ten in gleichem Maße die Verachtung Spaniens. Die Königin wollte ſich wie der Günſtling der Volksrache und der Geißel der Invaſion entziehen. Der König war ſchwerer zu überzeugen. Er konnte nicht zugeben, daß der Kaiſer ihm ſeine Krone entziehen wollte. Noch ganz neuerlich, im Monat Februar, hatte ihm Napoleon zwölf prächtige Pferde zum Geſchenke geſandt. Wie war eine ſo zarte Aufmerkſamkeit mit dem ſchändlichen Plane einer Entthronung zu vereinigen?

Offenbar wäre es für die Intereſſen des Kaiſers am beſten geweſen, wenn die königliche Familie nach Mexico ausgewandert wäre; er hätte dann Spanien ohne rechtmäßige Herrſcher gefunden, auf den leeren, verlaſſenen Thron einen ſeiner Brüder geſetzt und die dynaſtiſche Revolution, welche ſicherlich bereits zu ſeinen eifrigſten Wünſchen gehörte, wäre unmittelbar und ohne Erſchütterung erfolgt; aber nicht in dieſer Abſicht hatte er Murat befohlen gegen Madrid zu rücken. Der Entſchluß ſich nach Mexico zu begeben war das Geheimniß der Königin und des Günſtlings und es wurde ſo wohl bewahrt, daß Niemand etwas davon geahnt hatte, bis ſie es dem Rathe vorlegten. Man ſah wohl, daß ſie die Abſicht hatten den König hinweg zu führen, aber man wußte nicht wohin. Herr von Beauharnais wußte in dieſem Punkte nicht mehr als die Andern. Napoleon gedachte ſich ſelbſt nach Madrid zu begeben und ſich mit Karl IV. zu verſtändigen. Wie weit gingen damals ſeine Pläne? Gedachte er ſeinen Einfluß auf einen ſchüchternen alten Mann zu mißbrauchen und ihn moraliſch zu zwingen, ihm ſogleich ſeine ſouverainen Rechte zu übertragen? Es widerſtrebt uns dies anzunehmen. Wir glauben vielmehr, ſein Ehrgeiz beſchränkte ſich für den Augenblick darauf, dem Könige die

Einwilligung zu einem Eintauſche Portugals gegen die Ebroprovinzen zu entreißen.

Nach langem Zögern hatte Karl IV. endlich den Bitten der Königin und des Günſtlings nachgegeben und ſich zur Abreiſe entſchloſſen. Am 15. März berief er ſeinen geheimen Rath und kündigte demſelben ſeinen Entſchluß an. Alsbald eilte ein Courrier nach Portugal, um dem General Solano den Befehl zu überbringen, in forcirten Märſchen nach Sevilla zurückzukommen, um den Rückzug der königlichen Familie nach Cadix zu ſchützen. Alle verfügbaren Truppen, die walloniſchen Garden, die Leibgarden, die Garniſon von Madrid wurden nach Aranjuez berufen oder ſtaffelweiſe auf der Straße Andaluſiens aufgeſtellt. Der König ſollte ſich zuerſt nach Sevilla begeben, von da aus von dem Kaiſer Napoleon Erklärungen über die Gründe verlangen, die ihn veranlaßt hätten ſo viele Truppen auf der Halbinſel zu ſammeln und Bürgſchaften für die Sicherheit der königlichen Familie und die Unabhängigkeit des Reiches fordern. Wenn die Antwort nicht befriedigend ausfiel, ſollten der König und ſeine Familie nach Cadix reiſen und von da ſich unter dem Schutze der engliſchen Flotte, die vor dem Hafen kreuzte, nach Amerika einſchiffen.

Der Plan der Abreiſe war bald für Niemand ein Geheimniß mehr; er enthüllte ſich Allen in den tauſend Vorbereitungen zu einer langen Reiſe. In allen königlichen Reſidenzen, namentlich in dem Palaſte zu Aranjuez arbeiteten viele Leute Tag und Nacht. Man packte die reichen Tapeten, die koſtbaren leicht zu transportirenden Meubles, das Gold- und Silbergeſchirr, die Diamanten der Krone, die Gemälde der großen Miniſter, ſowie das geheime Archiv des Hofes ein. Von Aranjuez und vom

Escurial gelangte die Nachricht nach Madrid und verbrei-
tete da Beſtürzung. Tauſend riefen: „nur Godoy kann „ſeine Souveraine auf den Gedanken gebracht haben ihre „Krone und ihr Volk den Händen der Fremden zu über-„laſſen; dieſe Flucht kann nur der Preis eines ſchändlichen „Handels ſein.“ Der Rath von Caſtilien machte ſich zum Dollmetſcher des allgemeinen Schmerzes; er ſandte eine Deputation an den König, um ihn zu beſchwören eine Trennung nicht auszuführen, welche ſeine Unterthanen in Europa in Verzweiflung ſtürzen würde. Karl IV. ſchien aus Verſtellung, oder weil ein ſolcher Schritt ſeinen Entſchluß wirklich erſchütterte, den dringenden Bitten des Rathes von Caſtilien nachzugeben. Er erklärte in einer Proclamation vom 16. März, daß die Zuſammenziehung der Truppen in Aranjuez keineswegs den Zweck habe ſeine Perſon zu vertheidigen noch ihn auf einer Reiſe zu begleiten, welche nur das Uebelwollen für nothwendig erklären könnte. Er betheuerte, daß die franzöſiſche Armee mit friedlicher Abſicht durch das Reich ziehe und ſetzte hinzu, daß er im Nothfalle ſein Vertrauen und ſeine Kraft in der Hingebung ſeiner geliebten Unterhanen ſuchen würde. Dieſe Proclamation beruhigte die Gemüther einigermaßen, aber man erfuhr bald, daß die Vorbereitungen zur Reiſe thätiger als je betrieben würden. Die Garniſon von Madrid hatte den Befehl erhalten in der Nacht vom 16. zum 17. ſich nach Aranjuez zu begeben und dies überzeugte ſelbſt die Ungläubigſten. Da brach die Volksleidenſchaft, die lange verhaltene, ungeſtüm und ſchrecklich los. Am 17. früh eilten bewaffnete Volksmaſſen von allen Seiten nach Aranjuez; das ganze Land umher ſtand auf; man umringte den Palaſt, man rief nach dem Könige und wollte ſich der Abreiſe deſſelben widerſetzen. Unter den Ruf der Liebe des

Volkes gegen ſeinen Fürſten miſchte ſich das Geſchrei: „Tod dem Godoy.“ Verkleidete Führer eilten in der Menge umher und leiteten ſie mit einer großen Ordnung und Disciplin.

Die königliche Familie verbrachte den 17. in unbeſchreiblicher Angſt. Der König zögerte vor dieſen Aeußerungen des Volkes von Neuem; er berieth ſich zum letzten Male mit ſeinem geheimen Rathe und endlich nach ſehr langen und ſehr ſtürmiſchen Verhandlungen wurde die Reiſe unwiderruflich beſchloſſen. Der Prinz von Aſturien, welcher der Berathung beigewohnt hatte, ſagte nach der Beendigung derſelben zu den Leibgarden, die in dem Dienſtſaale verſammelt waren: „der Friedensfürſt iſt ein Verräther; er will meinen Vater fortführen; hindert ihn an der Abreiſe.“ Allem Anſcheine nach waren dieſe Worte ein Signal; es beſtand eine weitverzweigte Militärverſchwörung, an deren Spitze der Prinz ſtand und es handelte ſich nicht blos darum, die Abreiſe des Königs und der Königin zu verhindern, ſondern auch den Günſtling zu ſtürzen und die alten Herrſcher zur Abdankung zu zwingen. Ein Vorfall beſchleunigte den Ausbruch. Am 17. Abends zwiſchen elf und zwölf Uhr begegnete eine Patrouille einer verſchleierten Dame, die geheimnißvoll aus dem Palaſte des Friedensfürſten kam. Als ſie nach ihrem Namen, ihrem Stande und den Urſachen ihres nächtlichen Weges befragt wurde, weigerte ſie ſich hartnäckig ſich zu nennen. Die Soldaten bemächtigten ſich ihrer, zogen ihr den Schleier ab und erkannten die Maitreſſe des Friedensfürſten, Donna Joſepha Tudo, Gräfin von Caſtelfiel. Alle dieſe Männer waren im Complott. Bei dem Anblicke der Gräfin zweifelten ſie nicht, daß der Friedensfürſt ihr bald folgen werde und daß die Abreiſe des Königs noch in dieſer Nacht ſtattfinden

ſollte. Da gab der Führer das verabredete Zeichen; in einem Augenblicke rückten alle in Aranjuez verſammelten Truppen in der größten Ordnung aus ihren Caſernen und ſtatt ſich um den alten König und die Königin zu ſchaaren und deren Flucht zu ſchützen, widerſetzten ſie ſich derſelben vielmehr, umringten den Palaſt, beſetzten alle Ausgänge und wurden ſo die Kerkermeiſter ihrer Gebieter.

Die Häuſer, die Straßen, die Plätze waren von Maſſen Volkes erfüllt. Die ganze Menge ſchlief, in einem Augenblicke aber erhob ſie ſich wie durch Zauberei und die kurz vorher ſo ſtille Stadt ertönte von tauſendfachem Geſchrei. Von allen Seiten lief man herbei und bewaffnete man ſich; einige wollten ſich den Truppen anſchließen, welche den Palaſt umringt hatten, andere begaben ſich bei Fackelſchein und unter dem Rufe: Tod dem Godoy! nach dem Palaſte des Friedensfürſten. Wachen vertheidigten den Zugang; das Volk entwaffnete ſie, zerſchlug die Thore, ſtürzte in den Palaſt hinein, erfüllte die Höfe, die Zimmer, lief die Treppen hinauf und hinunter und ſuchte überall den Mann, den es haßte und den es opfern wollte. Vergebens! Statt des Friedensfürſten fanden die Aufrührer nur ſeine Gemahlin und Tochter. Bei dem Anblicke dieſer weinenden und faſt ohnmächtigen Frauen blieben ſie ehrerbietig ſtehen, begleiteten ſie aus dem Palaſte hinaus, ſpannten ſich an den Wagen und brachten ſie in den Palaſt des Königs; dann kehrten ſie in das Haus zurück und ſuchten ihren Feind von Neuem. Da ſie ihn nicht fanden, rächten ſie ſich an den Meubles; Alles, was ihnen in die Hände fiel, wurde zerſchlagen und zertrümmert; doch entehrten ſie ihre Gewaltthätigkeiten nicht durch Raub; ſie verließen das ſonſt prächtige Haus, das ſie in einem Trümmerhaufen verwandelt hatten, mit von allem Raube reinen Händen.

Im Palaſte hatte der Schrecken den höchſten Grad erreicht. Am 18. entzog Karl IV. dem Friedensfürſten ſein Amt als Oberbefehlshaber und übernahm das Commando ſelbſt. Er hatte gehofft, daß dieſes Decret hinreichen würde die Volkswuth zu beſänftigen und den Kopf des Günſtlings zu retten, aber man meldete ihm, daß in der Nacht vom 18. zum 19. ein neuer Aufſtand ausbrechen ſollte. Da ließ er in der Angſt alle Oberoffiziere rufen und fragte ſie über die Stimmung der Truppen. Die meiſten hatten ſich bereits dem Prinzen von Aſturien ergeben; alle antworteten, man könne auf die Soldaten nicht rechnen und nur der Prinz könne für Alles ſtehen. Am 19. früh begannen der König und die Königin zu hoffen, daß die Gefahr vorüber ſei, als um zehn Uhr ein entſetzlicher Tumult an dem Palaſte des Friedensfürſten entſtand. Sie erkundigten ſich und erfuhren, daß der unglückliche Fürſt entdeckt und verhaftet worden ſei. In dem Augenblicke als der Aufſtand die Thüren ſeines Palaſtes eingeſchlagen hatte, war er im Begriff geweſen ſich in's Bett zu begeben und er hatte nicht Zeit gehabt ſich wieder anzukleiden. Ohne eine andere Kleidung als einen Schlafrock von Flanell eilte er an eine Hinterthür des Palaſtes; alle Ausgänge waren beſetzt. Da lief er auf den Boden hinauf, verſteckte ſich unter Binſenmatten und blieb da ſechsunddreißig Stunden bewegungslos liegen ohne alle Nahrung als ein kleines Brod, das er bei der Flucht bei der Hand gehabt hatte. Aus Hunger und Durſt entſchloß er ſich von dem Boden hinunter zu gehen und verſuchte zu entkommen, aber er wurde erkannt. Zum Glück für ihn bemächtigten ſich ſeiner weder Soldaten noch Leute aus dem Volke, ſondern Leibgardiſten. Alle kannten ihn; ſie hatten Mitleid mit dem Manne, der aus ihren Reihen hervorgegangen war, um ſich

ſo hoch zu erheben und ſo tief zu fallen. Sie beſchloſſen, ihn der Volkswuth zu entziehen, brachten ihn zwiſchen ihre Pferde und geleiteten oder ſchleppten ihn vielmehr in ihre Caſerne. Die Menge folgte ihm und verſuchte mehrmals, ihn den Händen der Garde zu entziehen und in Stücke zu zerreißen. Da ſie ihn nicht ermorden konnte, überſchüttete ſie ihn mit Schmähungen; einige warfen ihn mit Steinen, andere ſpuckten ihm in's Geſicht, noch andere konnten ihn ſelbſt verwunden. Endlich kam er blutend, halbtodt vor Hunger, Müdigkeit und Angſt in der Caſerne an. Bei dem Anblicke der Beute, die ihm entging, ſtürzte das Volk, trunken von Rache und wüthend gegen die Thore der Caſerne, um ſein Opfer wo möglich noch zu erlangen, aber eine befreundete Hand ſchützte und rettete ihn. Sobald Karl IV. erfuhr, was geſchehen war, befahl er Ferdinand, ohne Zögern in die Caſerne zu eilen und Godoy gegen die Gefahr zu ſchützen, die ſein Leben bedrohete. Der Prinz gehorchte. Als er zu dem Günſtlinge trat, ſagte er im Tone eines Gebieters, der zu verzeihen geruhet: „ich „ſchenke Dir das Leben.“ Statt aller Antwort fragte der Friedensfürſt mit Würde und Muth, ob er bereits König ſei. „Noch nicht,“ entgegnete Ferdinand, „aber bald werde „ich es ſein.“ Das Volk beruhigte ſich erſt, als der Prinz von Aſturien ihm mehrmals verſprochen hatte, daß Godoy den Gerichten übergeben und nach der Strenge der Geſetze behandelt werden ſolle.

Der Fall dieſes Mannes, welcher die Macht ſo ſehr gemißbraucht hatte und ſeine Verhaftung erregte in ganz Spanien einen unglaublichen Freudenjubel, leider aber auch beklagenswerthe Gewaltthätigkeiten. In den meiſten Städten zertrümmerte man ſeine Büſten, henkte und verbrannte ihn im Bilde. In Madrid plünderte man ſeinen Palaſt; ſeine

koſtbaren Meubles trug man auf einem der Plätze der Stadt zuſammen und verbrannte ſie da. Dieſe Aeußerungen des allgemeinen Zornes brachten den König und die Königin zur Verzweiflung. Nachdem ſie für das Leben Godoy's gezittert hatten, mußten ſie endlich für ſich ſelbſt zittern. Sie fühlten, daß ihr Sohn ſiegte und daß ihre Herrſchaft, die für die Fehler des Günſtlings verantwortlich war, jede Kraft verloren hatte. Statt durch die Miniſter unterſtützt zu werden, fanden ſie nur entmuthigte Seelen, ſchüchternen Rath, erſchütterte Treue, Beſorgniſſe, die zu ſehr übertrieben waren, als daß ſie hätten erheuchelt ſein ſollen und endlich jene Eiſeskälte, welche die gefallene oder dem Falle nahe Macht in den Ehrgeizigen und Höflingen hervorzubringen pflegt. Es ging ein neues Geſtirn auf; Ferdinand war der That nach König. Uebrigens hatte die ſouveraine Macht keinen Reiz mehr für den König und die Königin, da ſie dieſelbe nicht mehr mit dem Friedensfürſten theilen konnten. Der alte König ſcheint ſelbſt, des Regierens müde, ſeit einiger Zeit mehrmals den Wunſch ausgeſprochen zu haben, abzudanken und nur die Königin hatte ihn bald durch ihre Thränen, bald durch ihren Zorn an der Ausführung gehindert. Jetzt war das Maß voll. Karl IV. berief eine große Rathsverſammlung, die aus allen Prinzen ſeiner Familie, aus den angeſehenſten Perſonen des Hofes, aus allen Miniſtern und commandirenden Generalen beſtand und erklärte in ihrer Gegenwart feierlich, daß er der Krone zu Gunſten ſeines Sohnes Ferdinand entſage. Die Abdankungsacte wurde in den beſtimmteſten Ausdrücken und in der größten Klarheit abgefaßt*).

---

*) „Die Gebrechen, die mich beugen," ſagte der König, „erlauben mir nicht, noch länger dieſe ſchwere Laſt der Regie=

Die Stadt Madrid war noch von den gewaltthätigen Auftritten, die ſie am Tage vorher geſtört hatten, aufgeregt, als ſie am 20. früh erfuhr, daß Karl IV. zu Gunſten ſeines Sohnes abgedankt habe. Sie wurde von einem unmöglich zu beſchreibenden Freudentaumel ergriffen. In einem Augenblicke war die ganze Bevölkerung auf den Beinen und füllte die Straßen. Man theilte einander die große Neuigkeit mit, umarmte einander und eilte in die Kirchen, um Gott zu danken. Man hätte nach ſolchem Jubel glauben können, ein Volk von Sclaven habe ſeine Ketten zerbrochen und zu gleicher Zeit das Glück und die Freiheit erlangt.

---

„rung unſerer Staaten zu tragen und da die Sorge für meine „Geſundheit verlangt, daß ich in einem milden Clima die Ruhe „des Privatlebens genieße, habe ich mich nach ernſter Ueberlegung „entſchloſſen, die Krone zu Gunſten meines Erben und geliebten „Sohnes, des Prinzen von Aſturien, niederzulegen. Demzufolge „iſt mein königlicher Wille, daß man ihn als König und natürlichen Herrn aller meiner Staaten und Beſitzungen anerkenne „und ihm gehorche und damit die gegenwärtige königliche Erklärung meiner freien und freiwilligen Entſagung dieſe Wirkung habe und ihre königliche Ausführung finde, werdet Ihr ſie „dem Rathe und allen Denen mittheilen, die es angeht.

„Gegeben in Aranjuez, am 19. März 1808.

„Der König.“

# Einunddreißigſtes Kapitel.

Verlegenheiten Ferdinands. — Er ſchreibt an den Kaiſer. — Die alten Souveraine erbitten den Schutz des Großherzogs von Berg. — Murat nimmt Beſitz von Madrid. — Einzug Ferdinands in dieſer Hauptſtadt. — Ferdinand will ſeinen Vater und ſeine Mutter nach Badajoz verweiſen. — Verzweiflung der alten Souveraine. — Brief der Königin und der ehemaligen Königin von Etrurien an den Großherzog von Berg. — Haltung Murats in Madrid. — Benehmen Ferdinands. — Der Geſandte Frankreichs. — Napoleon wird mit Ungeduld in Madrid erwartet. — Verlegenheit des Kaiſers. — Er entſchließt ſich, die Bourbons von Spanien zu ſtürzen. — Sein Schreiben an ſeinen Bruder Ludwig, König von Holland. — Sendung des Generals Savary nach Madrid. — Seine Unterredung mit Ferdinand. — Ferdinand verläßt Madrid und reiſet dem Kaiſer entgegen. — Er kommt in Vittoria an. — Beſorgniſſe dieſes Fürſten und ſeiner Räthe. — Sein Schreiben an den Kaiſer. — Ankunft Napoleons in Bayonne. — Er antwortet Ferdinand. — Dieſer entſchließt ſich, nach Bayonne zu reiſen. — Der Kaiſer und Ferdinand. — Unterredung des Kaiſers mit Escoïquiz. — Unterhandlungen. — Die Lage Napoleons. — Ankunft der alten Souveraine und des Friedensfürſten in Bayonne. — Die alten Souveraine und Ferdinand. — Er widerſetzt ſich dem Willen ſeines Vaters. — Schreiben Ferdinands an Karl IV. — Antwort des alten Königs an ſeinen Sohn. — Geheime Befehle Ferdinands an die oberſte Junta. — Aufſtand des Volkes in Madrid am 2. Mai. — Ein=

druck dieſer Nachricht in Bayonne. — Letzte Unterredung der alten Souveraine mit Ferdinand. — Heftige Auftritte. — Verwünſchungen. — Abtretung der Krone durch die alten Souveraine. — Der Abtretungsvertrag wird durch Ferdinand und ſeinen Bruder beſtätiget. — Verhalten Murats. — Adreſſen des Rathes von Caſtilien und des Stadtrathes von Madrid. — Der König von Neapel, Joſeph, nimmt die Krone Spaniens an. — Die alten Souveraine reiſen nach Compiègne und Ferdinand nach dem Schloſſe Valençay ab. — Demüthigkeit Ferdinands. — Seine Briefe an den Kaiſer und an den König Joſeph.

Das Glück ſchien Ferdinand zu lächeln. Sein geſtürzter Feind erwartete in einem Gefängniſſe das Urtheil, das ihn brandmarken ſollte; das ganze Volk begrüßte ſeine Thronbeſteigung mit Jubel; er war endlich König. Gleichwohl ſtieg er nicht ohne große Unruhe auf dieſen Thron, von dem ein Aufſtand ſeinen Vater herabgeſtürzt hatte. Er brauchte nur um ſich zu blicken und die franzöſiſchen Truppen zu zählen, welche ihn von allen Seiten umringten, um ſich zu überzeugen, daß er durch ſich ſelbſt nichts thun könne und daß ſein Schickſal in den Händen des Kaiſers liege. Was würde dieſer von der Revolution von Aranjuez ſagen? Würde er ſeine Thronbeſteigung gut heißen oder nur einen rechtmäßigen König in Spanien, Karl IV., anerkennen? Dieſe Frage umſchloß Alles, die Gegenwart und die Zukunft. Kaum war er mit der höchſten Gewalt bekleidet, ſo ſchrieb Ferdinand an Napoleon, um ihm ſeine Thronbeſteigung zu melden. Sein vom 20. März datirter Brief drückte die ehrfurchtvollſte Ergebenheit gegen jenen großen Fürſten aus. „Die Geſundheit meines Vaters „nahm ab,“ ſagte er. „Da die göttliche Vorſehung mich „zur Regierung meiner Völker berufen hat, ſo iſt meine „erſte Pflicht, Ew. Majeſtät davon zu benachrichtigen.

„Die Gefühle der Achtung und Bewunderung, die ich für „Ew. kaiſerliche Majeſtät hege, werden eine ſichere Bürg„ſchaft der Unverletzlichkeit ſein, mit welcher ich das innige „Bündniß feſter zu ziehen ſuchen werde, das in ſo glück„licher Weiſe zwiſchen den beiden Reichen beſteht, indem „ich Alles, was in meiner Macht ſteht, aufbiete, um zu „den großen Plänen Ew. Majeſtät gegen den gemeinſamen „Feind mitzuwirken." Die Herzöge von Frias und Medina Celi wie der Graf Ferdinand Nunez, alle drei Granden der erſten Claſſe, erhielten den Auftrag, dieſes Schreiben dem Kaiſer zu übergeben und ihm offiziell die Thronbeſteigung des neuen Königs zu melden.

Karl IV. hatte am 19. März der Krone aus Furcht unter dem Aufruhre des Volks und der Soldaten entſagt. Als der Aufruhr ſich beſänftiget hatte und die alten Souveraine ſich allein, von allen Höflingen verlaſſen, ohne Macht, ohne Garden, ohne Geld und der Gnade und Ungnade eines ungehorſamen Sohnes und einer durch den Sieg exaltirten Partei übergeben ſahen, grauete ihnen vor ihrer Lage und ſie ſehnten ſich nach dem Throne zurück. Sie ſandten an Murat, um ihm anzuzeigen, daß ihr Sohn, der Prinz von Aſturien, ihnen Gewalt angethan und ihn zu beſchwören, ſeinen Marſch zu beſchleunigen, damit er ſie gegen die ſchlimmen Pläne ihrer Feinde ſchütze. Der Großherzog von Berg befand ſich nur noch einige Tagemärſche von Madrid, als er die Nachricht von der Revolution von Aranjuez und bald darauf die dringenden Briefe Karls IV. und der Königin erhielt. Sie brachten ihn in große Verlegenheit; er wußte nicht, wie der Kaiſer das Geſchehene beurtheilen würde und konnte Ferdinand nicht als König behandeln. Die durch den Aufſtand entfernten alten Souveraine riefen ſeinen Schutz an und ſeine Pflicht

gebot ihm, denſelben ihnen zu gewähren. Er beſchleunigte demnach ſeinen Marſch und ſandte ihnen, um ſie zu beruhigen, ſeinen Adjutanten, den General Monthyon. Karl IV. übergab dieſem General eine Proteſtation gegen ſeine Abdankung und ein an den Kaiſer gerichtetes Schreiben, in welchem er ſeinen Sohn Ferdinand beſchuldigte, die Truppen gegen ihn aufgewiegelt und ihm gewiſſermaßen die Krone entriſſen zu haben. Die Proteſtation und das Schreiben waren vom 21. März datirt, aber an dieſem Tage dauerte das Volksungewitter noch fort, Karl IV. und die Königin befanden ſich in den Händen der Empörer, wie hätten ſie alſo wagen ſollen, unter dem Eindrucke des Schreckens zu proteſtiren? Sie hatten ſich ſicherlich dazu erſt entſchloſſen, als ſie den General Monthyon geſehen und ſich mit ihm beſprochen hatten, alſo am 23. Murat kam an demſelben Tage mit ſeiner Armee unter den Mauern Madrids an. Es wäre klug geweſen, wenn er nicht hineingerückt. Da er Ferdinand nicht anerkennen konnte, ſo hätte er vermeiden ſollen, mit der Autorität dieſes Fürſten in Berührung zu kommen. Durch die Beſetzung der Hauptſtadt in einem ſolchen Augenblicke wurde die ſchon kritiſche Lage noch durch unentwirrbare Etiketteſchwierigkeiten verwickelt und man beleidigte die Erhebung Ferdinands wie den Stolz eines von Begeiſterung und Liebe für den jungen Souverain trunkenen Volkes. Man hätte eine ruhige Haltung annehmen, in der Ferne bleiben, Alles ſehen und Alles hören, dem Kaiſer völlige Freiheit im Beſchließen laſſen und den Beſchluß abwarten ſollen. Leider ging der Großherzog von Berg bei dieſer wichtigen Angelegenheit nicht ganz uneigennützig zu Werke. Bei dem Anblicke dieſer von Zwiſt und Haß getheilten ſpaniſchen Familie, dieſer gegen ihren Sohn erbitterten Königin, dieſes Sohnes, der

ſeinen Vater entthront hatte und der alten Souveraine, die ſich ſehnten, die Krone wieder zu ergreifen, errieth er, daß Napoleon ihren Unfrieden benutzen würde, um ſie ganz zu beſeitigen und einen Prinzen ſeiner eigenen Familie an ihre Stelle zu bringen. Aber auf welches Haupt ſollte dieſe ſchöne Krone fallen? Joſeph regierte in Neapel, Ludwig in Holland, Hieronymus in Weſtphalen; Lucian befand ſich in Ungnade und die kaiſerliche Familie hatte nur noch einen Fürſten zur Verfügung. Ein ſelbſtſüchtiges Gefühl beſchlich das Herz Murats und er wagte, ſeine Augen und Wünſche zu dem Throne Spaniens zu erheben. Dieſe Gedanken beherrſchten ihn fortwährend und er wurde uns verderblich. Er bildete ſich ein, daß er durch die unmittelbare Beſetzung Madrids die ganze Bevölkerung mit Furcht und Achtung vor der Fahne Frankreichs erfüllen, ſie an ſeine perſönliche Herrſchaft gewöhnen und den Aufſchwung niederhalten würde, der alle Herzen Ferdinand entgegentrieb.

Am 23. hielt er einen theatraliſchen Einzug in der ſpaniſchen Hauptſtadt. Die Bataillone der kaiſerlichen Garde eröffneten den Marſch. Dann kamen die Cavalerie und die Artillerie. Er ſelbſt in ſeinem glänzendſten Anzuge, mit den funkelndſten Waffen und einem Federbarett, ritt auf einem herrlichen Pferde unter der alten Garde. Das war der ergreifendſte Theil des Bildes. Die Menge, welche ſich zu dem Schauſpiele drängte, wurde nicht müde, die alten Soldaten der Garde mit gebräuntem Geſicht und martialiſchem Anſehen zu betrachten; aber bald änderte es ſich. Nach den Elitecorps kamen die Infanterie-Bataillone, die zum größten Theil aus jungen durch die forcirten Märſche ermüdeten Soldaten beſtanden. Bei dem Anblicke dieſer unbärtigen Recruten empfanden die Bewohner von

Madrid wie die von Liſſabon*) nur noch Verachtung und eine Art Mitleiden. Murat verfehlte ganz und gar den Eindruck, den er hatte hervorbringen wollen.

Er hatte ſeinen Einzug am 23. gehalten, Ferdinand hielt den ſeinigen am folgenden Tage. Unſern Truppen gegenüber hatte ſich die Bevölkerung ſchweigend aber anſtändig, mehr beobachtend als feindſelig verhalten; ihrem geliebten Fürſten aber bereitete ſie die geräuſchvollſte Huldigung; ſie empfing ihn mit einem Jubel, den die Feder nicht zu beſchreiben vermag. Sie drängte ſich dicht an ſein Pferd, um ihn zu ſehen und zu berühren. Die Frauen weinten vor Rührung und die Männer ſchrieen. Dieſe Huldigungen galten einem jungen ſchüchternen Mann von mattem Ausſehen, deſſen Kindheit durch eine mißtrauiſche Mutter und einen ehrgeizigen Günſtling verlängert worden war, die Spanier aber, die durch die Anweſenheit der Fremden in ihrem Stolze verletzt waren, wollten in Ferdinand den Fürſten ihrer Wahl zeigen. Man trotzte gleichſam Murat.

Am Abende deſſelben Tages drängte ſich die Menge der Höflinge in den Gemächern des jungen Fürſten. Die meiſten Mitglieder des diplomatiſchen Corps, beſonders der ruſſiſche Geſandte, behandelten ihn als König. Der Geſandte Frankreichs dagegen begrüßte in Ferdinand den Thronerben. „Prinz,“ ſagte er zu ihm**), „Sie können in

*) Die Spanier bewundern die franzöſiſche Cavalerie, die Garde, die Generale; aber gegen die ermüdete und aus Recruten beſtehende Infanterie empfinden ſie Mitleid und ſie ſcheuen keinen Kampf. (Depeſche des Herrn Henri, preußiſchen Geſandten in Madrid; im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris.)

**) Depeſche Beauharnais' von Madrid, den 25. März 1808. (Im Archiv.)

„dieſem Augenblicke nur einen Entſchluß faſſen, nämlich „dem Kaiſer den Prinzen von Aſturien vorzuſtellen.“ — „Das iſt auch meine Abſicht,“ antwortete Ferdinand.

Die Anweſenheit der alten Souveraine in Aranjuez war für ihren Sohn eine Verlegenheit, gleichſam eine lebendige Anklage. Auch wollte er ſie durchaus entfernen und nach Badajoz verweiſen; er hatte ihnen ſeinen Willen kund thun laſſen, der ſie beide mit Unwillen und Schmerz erfüllte. Die Königin hatte geſchrien, geweint und ihren Sohn beſchworen, ſeine Abſicht zu ändern. Karl IV. hatte ſein hohes Alter und ſeine Rheumatismen vorgeſchützt, die ihn, wie er ſagte, hinderten, in dem feuchten Klima von Badajoz zu leben. Nichts hatte Ferdinand bewegen können. Sie verbrachten ihre Tage in der ſchmerzlichſten Unruhe. Die Anweſenheit eines Detaſchements franzöſiſcher Truppen, die Murat zu ihrem Schutze geſandt hatte, konnte ſie nicht beruhigen; ſie zitterten für ſich ſelbſt und noch mehr für Godoy. Sie fürchteten, Ferdinand werde dem Volke, um daſſelbe zu beſänftigen, den Kopf des gefallenen Günſtlings hinwerfen und ſchrieben oftmals an den Großherzog von Berg, daß er über ihr Leben wachen und den Friedensfürſten retten möge. Die Königin von Etrurien, welche am Hofe ihres Vaters die ihrem Sohne durch den Vertrag von Fontainebleau verſprochene Entſchädigung ſichern wollte, diente als Vermittlerin zwiſchen den alten Souverainen und dem Großherzoge.

Die Briefe der Königin Maria Luiſa an ihre Tochter und an Murat werden immer unvergängliche Zeugniſſe der moraliſchen Verderbtheit dieſer Familie bleiben. Wir müſſen wohl einiges daraus anführen, um anzudeuten, in welche unwürdige Hände die Geſchicke des ſpaniſchen Volkes gefallen waren.

## Die Königin Maria Luiſa an ihre Tochter, die Königin von Etrurien.

„Aranjuez, den 26. März 1808.

„Meine liebe Tochter,

„Sie werden dem Großherzoge von Berg die Lage des „Königs, die meinige und die des armen Friedensfürſten „ſchildern. Mein Sohn Ferdinand ſtand an der Spitze „der Verſchwörung; die Truppen waren durch ihn gewon„nen; er ließ ein Licht an eines ſeiner Fenſter ſtellen als „Zeichen, daß der Ausbruch erfolgen ſollte. Mein Sohn „thut Alles, was er vermag, um dem Könige, ſeinem Va„ter, Schmerz zu bereiten; er drängt uns zur Abreiſe; er „ſchickt uns nach Badajoz; er läßt uns kein Anſehen und „freut ſich über das, was er iſt und daß wir gehen.“

## Die Königin Maria Luiſa an den Großherzog von Berg.

„Aranjuez, den 26. März 1808.

„Mein Sohn weiß nichts und darf auch nichts von „unſern Schritten wiſſen; er iſt von Character falſch; „nichts rührt ihn; er iſt unempfindlich, nicht zur Milde „geneigt. Er wird durch ſchlechte Menſchen geleitet und „der Ehrgeiz, der ihn beherrſcht, wird ihn zu Allem trei„ben. Er verſpricht, thut aber nicht immer, was er ver„ſpricht. Ich glaube, der Großherzog muß Maßregeln „ergreifen, um zu verhindern, daß man den armen Frie„densfürſten tödte, denn die Gardes-du-Corps haben ge„ſagt, ſie würden ihn lieber umbringen als erlauben, daß „man ihn ihren Händen entreiße. Sie ſind in Wuth; ſie „entflammen das ganze Volk, Jedermann und mein Sohn „gehört auch ganz zu ihnen. Sie werden daſſelbe mit dem

„Könige und mir thun. Wir ſind in den Händen des „Großherzogs und des Kaiſers.“

Anderes Schreiben, ebenfalls von der Königin an den Großherzog von Berg.

„.... Wenn der Großherzog nicht die Güte und Menſch„lichkeit hat zu bewirken, daß der Kaiſer befiehlt und ſchnell, „daß dieſe Sache (der Prozeß Godoy's) keinen Fortgang „habe, ſo werden ſie den armen Freund des Großherzogs, „des Kaiſers der Franzoſen, meinen Freund öffentlich den „Kopf abſchlagen und dann mir... Sie werden die Hin„richtung beeilen, damit er bei der Ankunft der Entſchlie„ßung des Kaiſers ſchon enthauptet iſt und nicht mehr „gerettet werden kann. Der König, mein Gemahl und ich „werden dieſes ſchreckliche Attentat gegen unſern vertrau„ten Freund und den Freund des Großherzogs nicht gleich„giltig mit anſehen können. Er leidet, weil er der Freund „des Großherzogs, des Kaiſers und der Franzoſen iſt; das „unterliegt keinem Zweifel. Mein Sohn hat ein ſehr „ſchlechtes Herz; ſein Character iſt blutdürſtig; er hat nie „ſeinen Vater und mich geliebt. Seine Räthe ſind blut„gierig; ſie werden nur Menſchen unglücklich machen und „uns alles mögliche Böſe zufügen; der König und ich aber, „wir haben mehr Intereſſe, das Leben und die Ehre un„ſeres unſchuldigen Freundes zu retten, als das eigene. „Mein Sohn iſt ein Feind der Franzoſen, ob er gleich das „Gegentheil ſagt. Ich fürchte, daß er etwas gegen ſie „unternimmt. Das Volk iſt durch Geld gewonnen und ſie „reizen es auf gegen den armen Friedensfürſten, den König, „meinen Gemahl und mich, weil wir Verbündete der Fran„zoſen ſind und weil wir ſie haben kommen laſſen...“

Wenn man bedenkt, daß die Frau, welche dieſe Briefe ſchrieb, ihren eigenen Sohn nur deshalb ſo anklagte, um

ihren ehemaligen Geliebten zu retten und daß der alte und ſchwachſinnige Karl IV. mit ſeiner ſchamloſen Frau in Selbſtverleugnung und Anhänglichkeit an den Mann wetteiferte, der ſein Bett entehrt hatte; wenn man mit der Geſchichte in der Hand mit ſo viel Schimpf und Schande alle ungerechten und grauſamen Handlungen vergleicht, mit denen Ferdinand ſpäter ſein Andenken befleckt hat, ſo kann man ſich den Ekel und Widerwillen nur zu wohl erklären, den der Kaiſer für dieſen entarteten Zweig einer erlauchten Familie fühlen mußte und man könnte geneigt ſein, ihm das Attentat zu verzeihen, das wir ihn bald in Bayonne werden begehen ſehen, wenn nicht die erſte aller Pflichten für einen Souverain die wäre, die Unabhängigkeit der Völker, ſeiner Nachbarn, und die Rechte der Kronen zu achten, wie ſchmachvoll auch das Haupt ſein mag, auf dem ſie ruhen.

Murat gab den Bitten des alten Königs und der Königin nach; er deckte ſie mit ſeiner Fahne und nöthigte Ferdinand ſeinen Plan, ſie nach Badajoz zu verweiſen, aufzugeben. Er war der Freund des Friedensfürſten geweſen, als dieſer auf dem Gipfel ſeiner Macht ſtand; er verließ ihn im Unglücke nicht, ſondern zog ihn aus dem Gefängniſſe in dem Dorfe Pinto und ließ ihn in das Schloß zu Villa-Vicioſa bringen. Er verlangte auch, daß der Prozeß, der gegen ihn eingeleitet worden, eingeſtellt und er freigelaſſen werde. Ferdinand verweigerte dies ſowohl aus perſönlicher Rache, als weil er das Volk zu reizen fürchtete; in allen andern Punkten bemühete er ſich, allen Wünſchen des Großherzogs entgegen zu kommen. Er nahm zuerſt den von ſeinem Vater an den General Solano erlaſſenen Befehl zurück, Portugal zu räumen und ſich nach

Sevilla zu begeben; er befahl ihm vielmehr umzukehren und in Portugal die verlaſſenen Stellungen wieder einzunehmen. Serrano blieb einige Zeit in Badajoz, als er aber die Wendung ſah, welche die Ereigniſſe nahmen, verließ er die Stadt mit ſeinem Armeecorps und übernahm in Cadix wiederum ſein Amt als Gouverneur von Andaluſien.

Die königliche Rüſtkammer in Madrid enthielt eine berühmte Trophäe aus der Schlacht von Pavia, nämlich den Degen Franz I. Murat äußerte den Wunſch, daß er uns zurückgegeben werden möchte. Alsbald beeilte ſich Ferdinand, dieſes Denkmal des caſtilianiſchen Ruhmes auszuliefern und er erhöhete das Opfer ſogar durch den Glanz, mit dem er es umgab. Am 4. April wurde das berühmte Schwerdt in großem Pomp in den Palaſt gebracht, den Murat bewohnte und einer der Großbeamten des Palaſtes, der Marquis von Aſtorga, übergab es ſelbſt dem Oberbefehlshaber. Es wäre rühmlicher für uns geweſen, durch einen Sieg dieſes Zeugniß unſerer ehemaligen Niederlage wieder zu gewinnen, als die Rückgabe von einer Macht zu verlangen, die wir ſtürzen wollten.

Ferdinand empfahl fortwährend den ſpaniſchen Behörden, ſich gefällig und verſöhnlich gegen die franzöſiſchen Truppen zu zeigen; er wollte, daß man ſie überall als die Armee ſeines theuerſten Verbündeten aufnehme. Auf das bloße Gerücht hin, welches abſichtlich von dem Großherzoge verbreitet wurde, daß der Kaiſer ſich nach Spanien begeben und nach Madrid kommen werde, beſtimmte Ferdinand die ſchönſten Gemächer in ſeinem Palaſte für ihn und ließ ſie mit einer dieſes Gaſtes würdigen Pracht ausſtatten. Er kündigte die Nachricht ſeinem Volke an, glücklich und ſtolz, wie er ſagte, über die große Ehre, die ihm ein ſo großer Mann erzeigen wolle. Trotz dieſer Nachgiebigkeit

und Demuth konnte er ſich gleichwohl die Freundſchaft des Großherzogs nicht gewinnen. Bei allen Gelegenheiten zeigte ſich dieſer heftig, hochmüthig, anſpruchsvoll und rückſichtslos gegen die Klagen, welche das Benehmen ſeiner Soldaten fortwährend veranlaßte. Er ſprach nur mit Geringſchätzung von den Rechten Ferdinands und erklärte, nur Karl IV. ſei König, die Abdankung ſei ihm mit Gewalt entriſſen worden, er ſei der Verbündete und Schützling Frankreichs und der Kaiſer werde gewiß die Erhebung des Prinzen von Aſturien nicht gutheißen. Kaum waren dieſe unvorſichtigen Worte ausgeſprochen, ſo wurden ſie Ferdinand hinterbracht, den ſie mit Angſt und Beſorgniß erfüllten. Beauharnais, der ſich aus Familienintereſſen mit der Partei des Prinzen weit eingelaſſen hatte, war der einzige, der eine freundſchaftliche Sprache führte. Er hatte die ehrgeizigen Abſichten des Großherzogs von Berg nur zu wohl errathen. Da er aber die für den Schwager Napoleons beſtimmten Geſchicke nicht kannte, ſo wagte er ihn nicht öffentlich zu tadeln, aber er forderte Ferdinand auf, auf die Großmuth des Kaiſers zu rechnen, rieth ihm, demſelben entgegen zu reiſen und das Vertrauen des Kaiſers durch offene Sprache und eifrige Hingebung zu verdienen. Beauharnais meinte es mit dieſem Rathe ehrlich.

In allen Gemüthern herrſchten Zweifel und Beſorgniſſe. Die Beſetzung des Landes durch die franzöſiſchen Truppen hatte den Stolz der Spanier verletzt, ihr Mißtrauen erregt und die Zuneigung gegen uns geſchwächt. Das Uebel, welches ſtets der Einfall fremder Truppen nach ſich zieht, fing an unerträglich zu werden; man verabſcheute die Herrſchaft Murats und doch ſtand man noch unter der Einwirkung des Zauberglanzes, der die Macht und das Genie des Kaiſers umgab. Man wollte noch

nicht daran glauben, daß dieſer große Mann den Unfrieden in der königlichen Familie benutzen könnte, um die Hand nach der Krone auszuſtrecken und ſie dem rechtmäßigen Fürſten zu entziehen. Man brannte vor Verlangen, ihn zu ſehen, ſeine Züge zu betrachten; die Ungeduld in dieſer Hinſicht war ſo groß und ſo allgemein, daß, als ſich eines Tages das Gerücht von ſeiner Ankunft verbreitete, die ganze Bevölkerung von Madrid die Stadt verließ, um ihm entgegen zu ziehen. Alle Gedanken und alle Wünſche richteten ſich auf den Kaiſer; das Volk, die höhern Claſſen, die Miniſter, der junge König, die alten Souveraine, Murat ſelbſt, Alle erwarteten ſeine Entſcheidung als den höchſten Urtheilsſpruch, der ihr Geſchick beſtimmen ſollte.

Die Revolution von Aranjuez hatte alle Berechnungen und Pläne Napoleons geſtört. Durch eine geſchickte Miſchung von Liſt, Ueberredung und Gewalt war es ihm gelungen den König, die Königin und den Friedensfürſten zu umſtricken; er hatte ihnen keine andere Wahl gelaſſen, als ſich ſeinem Willen zu unterwerfen oder nach Mexico zu fliehen. Jetzt war Alles verändert; die alten Souveraine waren geſtürzt und der Günſtling befand ſich im Gefängniſſe. An die Stelle der Perſonen, deren Unfähigkeit und Laſter er ſo gut hatte zu benutzen gewußt, war ein junger Prinz getreten, deſſen Geſinnungen und Anſichten er noch nicht genau würdigen konnte, deſſen vorzeitige Thronbeſteigung aber alle Kennzeichen einer Proteſtation des Volkes gegen unſere Einflüſſe und unſere Herrſchaft an ſich trug. Es mußte nun ein Entſchluß auf neuen Grundlagen gefaßt werden. Das Schlimmſte von Allem wäre jedenfalls geweſen, die Krone den alten Souverainen zurückzugeben; ſie hatten die Achtung und die Liebe der Nation verloren. Die Auftritte im Escurial und in Aranjuez

hatten ſie in allgemeine Verachtung geſtürzt. Sie waren mehr durch die gewaltſame Bewegung der öffentlichen Meinung als durch den Ehrgeiz des Prinzen von Aſturien entthront worden. Die Nation hatte ihre ganze Ehrfurcht und Liebe Ferdinand zugewendet. Hätte Napoleon ſie wieder unter das Scepter des unfähigen Greiſes und der ſittenloſen Königin bringen wollen, die ſie an einem Tage des Zornes vom Throne herabzuſteigen genöthiget hatte, ſo würde ſie ſich gewaltſam gegen ſeine Gewalt aufgelehnt haben und die alten Souveraine würden, wie er es ſelbſt geſagt hat, nicht drei Monate haben regieren können*).

Napoleon konnte nur zwiſchen zwei Syſtemen wählen: Ferdinand anzuerkennen oder die Dynaſtie zu wechſeln. Das erſtere hatte eine unangenehme Seite: es ließ der Sicherheit des Reiches keine Bürgſchaft. Es muß immer wiederholt werden, denn darin liegt die Hauptſache der Frage, die Bourbons Spaniens waren wie die Neapels und jene Frankreichs unverſöhnliche Feinde der Familie Bonaparte. Man durfte nicht hoffen, daß Ferdinand jemals der aufrichtige Bundesgenoſſe des Kaiſers ſein würde; er konnte nur ſein gekrönter, demüthiger und gehorſamer Vaſall ſein, ſo lange Napoleon die Oberherrſchaft in Europa behauptete, ein rebelliſcher und feindlich geſinnter Vaſall, wenn der Kaiſer jemals ein großes Unglück erfahren ſollte. Wir durften noch weniger auf die Treue Ferdinands rechnen, als auf die Karls IV., denn der Vater beſaß eine gewiſſe Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit, die dem Sohne ganz abgingen. Ferdinand war einer der Menſchen, die man nur beherrſchen kann, wenn man ihnen niedrig ſchmeichelt oder

*) Brief des Kaiſers an Murat, vom 29. März 1808.

ſie in Furcht ſetzt. Das war wohl zu berückſichtigen. Auf der andern Seite war die Wegnahme der ſpaniſchen Krone ein ſo gehäſſiges Attentat und mit ſo großen Schwierigkeiten verbunden, ſie mußte ſo traurige Folgen nach ſich ziehen, daß, Alles berückſichtiget, es gewiß vortheilhafter geweſen wäre, ſich nicht damit zu befaſſen und Ferdinand VII. anzuerkennen. Dieſer junge Prinz hatte nur eine fixe Idee, nur ein Intereſſe: zu regieren. Um ſich auf dem Throne zu befeſtigen, auf welchen ihn der Aufruhr vor der Zeit gehoben hatte und von dem er nicht herabſteigen konnte, ohne ſeine Freiheit und vielleicht ſein Leben zu verlieren, würde er ſich dem Oberhaupte Frankreichs ganz hingegeben und vielleicht keine Zugeſtändniſſe geſcheut haben. Jene nördlichen Provinzen, deren Abtretung Godoy nie zu unterzeichnen gewagt haben würde, würde er, als König von Spanien, der glückliche Nebenbuhler und Nachfolger ſeines Vaters, ohne Zögern für Portugal hingegeben haben, wenn der Kaiſer unter dieſer Bedingung eingewilliget hätte, ihn anzuerkennen. Dazu kommt, daß er genug Liebe und Vertrauen ſeines Volkes beſaß, um daſſelbe zum Ertragen eines ſo großen Opfers bewegen zu können. Eine Vermählung mit einer Prinzeſſin der kaiſerlichen Familie hätte das Werk der Gewalt befeſtiget und für viele Jahre die Sicherheit unſerer ſüdlichen Provinzen verbürgt. Durch die beiden großen Bollwerke, den Ebro und die Pyrenäen, geſchützt, auf alle Plätze Cataloniens, Navarra's und Guipuzcoa's geſtützt, wären wir im Stande geweſen, der Feindſchaft der Spanier zu trotzen, welche Ereigniſſe auch hätten eintreten mögen. War der allgemeine Friede unterzeichnet und befeſtiget, ſo hätte Napoleon die Nordprovinzen zurückgeben und die alte caſtilianiſche Monarchie und Portugal in ihrer Territorialeinheit wiederherſtellen können, wie es die Ver-

nunſt, die Achtung vor den Nationalitäten und eine gute Politik anriethen.

Die ſpaniſche Nation raffte ſich endlich aus ihrer langen Gleichgültigkeit auf; ſie fing an auf der Schaubühne aufzutreten, ſie war eine Macht geworden, die durchaus mit gerechnet werden mußte; aber ſie war voll von Vorurtheilen, Illuſionen und Unwiſſenheit. Die Umgeſtaltung ihrer Regierung beſchränkte ſich für ſie auf einen Regierungswechſel; weiter ſah ſie nicht. Ferdinand war ihr Abgott. Beauharnais ſchrieb am 5. April an Champagny: „Das ſpaniſche Volk brennt vor Verlangen den Entſchluß „zu erfahren, den der Kaiſer faſſen wird; es erwartet „von ihm ſein Heil; aber vor Allem wünſcht es den Prin„zen von Aſturien. Unter dieſer Bedingung wird es alle „Opfer ertragen, die man ihm auferlegt.“ Am 7. April ſchrieb er ferner: „Die Begeiſterung für Ferdinand hat „ihren Gipfel erreicht. Die ſpaniſche Nation ſcheint ruhig „zu ſein, aber ein Funken reicht hin ſie in Flammen zu „ſetzen; ſie beobachtet mit Aufmerkſamkeit Alles, was um „ſie her vorgeht.“ Wie ſollte ſie überraſcht, wie groß ſollte ihre Verzweiflung ſein, wenn ſie das Oberhaupt Frankreichs, dem ſie ſich ſo ganz hingab, die Krone ergreifen und ſie auf das Haupt eines Bonaparte ſetzen ſah! Welche Tollkühnheit, den Augenblick zu wählen, in welchem ganz Spanien gleichſam ſeinen jungen König auf den Thron gehoben hatte, um ihn in ſeinen ſouverainen Rechten anzutaſten und zu ſtürzen! Es mußte ein ſchrecklicher Ausbruch erfolgen und Ferdinand, durch ſein Unglück noch geadelt, für alle Spanier ein geweiheter Gegenſtand der Verehrung, der Märtyrer der heiligen Sache werden. Noch nicht genug; wie einen Fürſten entfernen, der bereits im Beſitze des Thrones war, in ſeinem Palaſte wohnte, von

ſeinem Hofe, ſeinen Garden, ſeinem Volke umringt wurde? Ihm den Krieg erklären? Den Krieg aber wollte ja der Kaiſer um jeden Preis vermeiden. Auch gab ihm Ferdinand, der demüthig vor ihm auf den Knieen lag, keinen Schatten von einem Vorwande zum Kriege. Dolch und Gift anwenden? Aber der Gebrauch dieſer fluchwürdigen Waffen der Sforza und Borgia widerſtrebte nicht minder unſern milden Sitten als dem Herzen Napoleons und dann hätte auch ein Opfer nicht hingereicht. Ferdinand hatte einen Oheim, er hatte Brüder; ſollten ſie Alle gemordet werden? Nur ein Mittel blieb: ſie durch Murat entführen zu laſſen oder ſie nach Frankreich zu locken und ſie da gefangen zu halten. Aber die Ausführung ſolcher Gewaltſtreiche war ſehr gewagt. Die Entführung mußte unfehlbar einen Zuſammenſtoß zwiſchen den Bewohnern von Madrid und unſern Soldaten herbeiführen und wer konnte ſagen, wenn das Volk einmal entfeſſelt war, wie weit ſeine Wuth gehen würde? Das andere Mittel war vielleicht noch gehäſſiger. Welches Aergerniß vor den Augen der ganzen Welt! Welcher Schmerz für ganz Frankreich, wenn es ſeinen Kaiſer, den Mann, welchem es ſeine ganze Bewunderung zugewandt hatte, ſo tief auf die krummen Wege der Lüge und der Hinterliſt herabſteigen ſah! War Napoleon überzeugt, daß die Exiſtenz der bourboniſchen Dynaſtie in Spanien durchaus unverträglich mit der ſeines eigenen Hauſes ſei, dann empfahl ihm gewöhnliche Klugheit zu warten, um die feindliche Familie zu ſtürzen, bis der Enthuſiasmus des ſpaniſchen Volkes für einen Prinzen, der denſelben nicht verdiente, erloſchen war; er mußte Zeit und Raum gewinnen, ſich jenſeits der Pyrenäen eine mächtige Partei ſchaffen, den jungen König aufmerkſam bewachen, alle ſeine Handlungen belauſchen, ihn, was bald

genug eintreten mußte, auf dem Verrathe zu betreffen ſuchen und dann die Gelegenheit benutzen, einen offenen und ehrlichen Krieg mit ihm zu führen.

Aber der Kaiſer verſtand nicht mehr zu warten; er beſaß weder die ſchlaue Geſchmeidigkeit noch die geduldige Verſtellung, welche bei einem ſolchen Plane nöthig geweſen wären. Er begnügte ſich nicht Pläne von unerhörter Kühnheit zu entwerfen, er führte auch die Pläne mit unwiderſtehlichem Feuer aus. Seine wunderbaren Erfolge hatten ihm ein exaltirtes Gefühl ſeiner Macht gegeben. Er erſchrak nur über die Kürze der Tage, die ihm zugetheilt waren und fürchtete ſeinen Nachfolgern ein unvollendetes Werk hinterlaſſen zu müſſen. Uebrigens hatte er ſo Vieles und ſo Großes, ſo Schwieriges unternommen, daß um Alles zu beendigen, eine ununterbrochene Reihe überlegener ungewöhnlicher Männer an der Spitze des Staates hätten ſtehen müſſen. Er beſaß den Stolz die Werke, zu deren Ausführung die Vorſehung Jahrhunderte braucht, in ſeiner kurzen Lebensdauer anfangen und beendigen zu wollen. Er theilte den gewöhnlichen Irrthum ſtarker leidenſchaftlicher Seelen; er hielt die andern Menſchen für ſich gleich, ihres Herzens und Kopfes für gleich ſicher, für unfähig im Unglücke ſich zu beugen und er verlangte von ihnen faſt immer mehr als die menſchliche Schwäche geben kann. Fand er auf ſeinem Wege Hinderniſſe, die für jeden Andern unüberſteiglich geweſen ſein würden, ſo zog er vor, ſtatt ſie zu umgehen, zu unterhandeln, die Intereſſen mit der Zeit und die Menſchen durch Verlockung zu gewinnen, lieber Alles zu ſtürzen, Menſchen und Dinge und weiter zu ziehen. Er wollte in Allem ſchnell und vollſtändig genießen.

Mehr noch von der Macht der Ereigniſſe als von ſei-

nem Ehrgeize beherrſcht, hatte er alle Kräfte des Abendlandes in ſeine Hand nehmen müſſen, um gegen England und eventuell gegen die nordiſchen Mächte kämpfen zu können. Die Nachbarthrone Frankreichs waren im Beſitz von ſeinen Lehnträgern. Die Könige von Holland, Weſtphalen, Sachſen, Baiern und Würtemberg, die Großherzoge von Würzburg, Berg und Baden, der Vicekönig von Italien, der König von Neapel, ſeine Schweſtern Pauline und Eliſa, waren alle dieſe Souveraine etwas anders als mehr oder minder unabhängige Vaſallen des neuen Karls des Großen? Seiner Anſicht nach ſollte es mit den Souverainen von Madrid und Liſſabon eben ſo ſein. Sein Entſchluß war alſo gefaßt; er war entſchloſſen, die Bourbons Spaniens zu enthronen und das Werk Ludwigs XIV. neu zu beginnen, indem er an die Stelle der Nachkommen Philipps V. einen Zweig ſeiner eigenen Familie brächte. Die Sophismen der Leidenſchaft halfen ihm die Stimme ſeines Gewiſſens unterdrücken. War nicht jene Dynaſtie, die er ſtürzen wollte, ſchwach an Geiſt, ſchlecht von Herzen, in gemeinen Genüſſen verſunken, unwiſſend, gleichgültig und ebenſo unfähig etwas Nützliches und Großes zu erdenken als auszuführen? Gehörte ſie nicht zu der Familie, die er ſeit acht Jahren bei allen gegen ſeine Perſon und ſeine Macht gerichteten Complotten fand, die 1804 in Paris eine Schaar Fanatiker beſoldete ihn zu ermorden, die ſpäter in Neapel im Einverſtändniſſe mit der Coalition war, um ganz Italien gegen ihn aufzuwiegeln und zu bewaffnen, die in Florenz über die Metzelei von Eylau vor Freude betete und die endlich in Madrid im October 1806 mit England, Rußland und Preußen conſpirirte, um ihn zu ſtürzen? War nicht Spanien unter dem entnervenden Einfluſſe dieſer entarteten Dynaſtie auf die niedrigſte Stufe

unter den Nationen Europa's herabgeſunken? Hatte es nicht allmälig alle ſeine Kräfte ſchwinden ſehen? Befanden ſich nicht die Finanzen, die Armee, die Marine in einem Zuſtande gänzlicher Zerrüttung? Wenn alle Völker des Abendlandes und Frankreich an der Spitze ſeit funfzehn Jahren ſich bemüheten ihre Inſtitutionen zu vervollkommnen, ſchien allein das arme, abergläubiſche, unwiſſende, von dem Mönchsausſatze geplagte Spanien ohne Handel, ohne Induſtrie und ohne Macht aus der civiliſirten Welt ſich zurückziehen und nach der Barbarei rückwärts ſchreiten zu wollen. Der Kaiſer würde dieſem materiellen und geiſtigen Verfalle Einhalt zu thun wiſſen, einem edeln Volke ein ſchönes Geſchick eröffnen; unter ſeinem ſtarken und fruchtbaren Antriebe würde die junge aufgeklärte und civiliſirende Dynaſtie die ſpaniſche Monarchie neu ſtärken und ſie auf gleiche Höhe mit dem übrigen Europa in geiſtiger und politiſcher Hinſicht erheben. Das ſagte ſich Napoleon um ſich zu betäuben und in dem kühnen Plane zu beſtärken, den er entworfen hatte. Aber die Spanier waren nicht im Stande die Reformen zu würdigen, durch welche er ſich Verzeihung für das Attentat, das er begehen wollte, zu erwerben hoffte. In ihren Augen hatte das Königsthum noch ſeinen ganzen Glanz behalten und ſie ſahen es für eine Art Ausfluß der göttlichen Macht an. Die Rechte des Thrones verſchmolzen bei ihnen mit denen der Kirche. Das Volk glaubte an den König wie es an den Papſt glaubte. Der Souverain, welcher es auch ſein mochte, ob tugend- oder laſterhaft, unfähig oder geiſtvoll, war für Alle ein geheiligtes Haupt und die Antaſtung ſeiner Krone erſchien ihnen zugleich das größte Verbrechen und ein Sacrilegium. Die ſpaniſche Nation fühlte ihre Unwiſſenheit nicht; ihre Trägheit war ihr lieb und werth; ſie hüllte ſich ſtolz in ihre

Lumpen und glaubte den erſten Völkern der Welt gleich zu ſtehen. Sie war eiferſüchtig auf ihre Unabhängigkeit und mißtrauiſch, als wäre ſie eine Macht vom erſten Range; ſie haßte das Ausland und wies ſicherlich Reformen zurück, die ihr als ein Knechtszeichen aufgedrängt werden ſollten. Der Kaiſer hätte berechnen ſollen, wie gefährlich es war gegen alle dieſe Vorurtheile und Leidenſchaften zu verſtoßen. Zu ſeinem und Frankreichs Unglücke berechnete er es nicht; er hielt ſich für ſtark genug ihnen Trotz bieten und ſie überwinden zu können. Das war ein unermeßlicher Fehler, der größte vielleicht, den er in ſeinem Leben gemacht hat.

Zuerſt hatte er die Abſicht den ſpaniſchen Thron ſeinem Bruder Ludwig, dem Könige von Holland, anzutragen. Er ſchrieb am 27. März 1808 folgenden Brief an ihn.*)

„Lieber Bruder,

„Der König von Spanien hat abgedankt. Der Frie-„densfürſt befindet ſich im Gefängniſſe; der Anfang eines „Aufſtandes hat ſich in Madrid gezeigt. Meine Truppen „waren da vierzig Stunden von Madrid entfernt. Der „Großherzog von Berg hat am 23. mit 40,000 Mann „einrücken müſſen. Bis dieſe Stunde verlangt das Volk „laut nach mir. In der Ueberzeugung, daß ich keinen „dauernden Frieden mit England erhalte, wenn ich dem „Feſtlande keine große Bewegung gebe, habe ich mich ent-„ſchloſſen einen franzöſiſchen Prinzen auf den ſpaniſchen „Thron zu ſetzen. Das Klima Hollands ſagt Dir nicht „zu. Uebrigens wird Holland aus ſeinem Verderben nicht „heraus kommen. Es iſt nicht möglich, daß es ſich in die-

*) Documents historiques et Reflections sur le gouvernement de la Hollande par Louis Bonaparte, ex-roi de Hollande, vol. II. p. 291 ff.

„ſem Wirbel erhalte, es mag Frieden werden oder nicht. „Ich denke alſo an Dich für den Thron Spaniens. Du „wirſt der Souverain eines edeln Volkes von 11 Millionen „Menſchen und wichtigen Colonien ſein. Bei Sparſam„keit und Thätigkeit kann Spanien ein Heer von 60,000 „Mann auf den Beinen und 50 Schiffe in ſeinen Häfen „haben. Antworte mir beſtimmt, was Du darüber meinſt. „Du ſiehſt ein, daß dies jetzt nur ein Plan iſt und daß „ich, obgleich ich 100,000 Mann in Spanien habe, je „nach den Umſtänden, möglicherweiſe directer gehe und „binnen vierzehn Tage Alles abgethan iſt, oder daß ich „langſamer vorrücke und daß mehrere Monate vergehen. Ant„worte mir beſtimmt. Wirſt Du es genehmigen, daß ich „Dich zum Könige von Spanien ernenne? Kann ich auf „Dich rechnen? Da es möglich wäre, daß Dein Courrier „mich nicht mehr in Paris träfe und er dann vielleicht „unter Umſtänden, die ſich nicht vorherſehen laſſen, durch „Spanien reiſen müßte, ſo ſchreibe mir nur die zwei „Worte: »ich habe den Brief erhalten und antworte ja«; „dann rechne ich darauf, daß Du thun wirſt, was ich will; „oder nein und das bedeutet, daß Du in meinen Antrag „nicht eingeheſt. Du kannſt ſpäter einen Brief ſchreiben, „in demſelben Deine Gedanken über Deinen Entſchluß „ausführlicher entwickeln und ihn unter Couvert an Deine „Frau in Paris ſchicken. Wenn ich dort bin, übergiebt „ſie ihn mir; bin ich nicht da, ſchickt ſie ihn Dir zurück.

„Ziehe Niemand in das Geheimniß und ſprich, ich „bitte Dich darum, mit Niemanden über den Gegenſtand „dieſes Briefes ꝛc.“

Das ſchüchterne Gewiſſen Ludwigs erſchrak vor dem Anerbieten, das ihm ſein Bruder machte; „es erſchien ihm,“ ſagte er in ſeinen Memoiren, „unpolitiſch und

ungerecht.“ Er antwortete beſtimmt ablehnend und der Kaiſer richtete nun ſeine Augen auf den König von Neapel.

Es blieb nun noch zu entſcheiden wie Napoleon in Bezug auf die Prinzen Spaniens verfahren und ſie zwingen ſollte ihm ihre Rechte zu überlaſſen. Er entwarf folgenden Plan. Zuerſt wollte er ſich nach Bayonne und von da, wenn es nöthig ſein ſollte, nach Spanien begeben. Ferdinand und die alten Souveraine mußten ſehnlichſt wünſchen ihn zu ſehen, ihm ihre Bitten vorzutragen, ihn für ihre Sache zu gewinnen; alle würden in ihrem Haſſe und Ehrgeize ſich gewiß ſchnell zu ihm begeben. Wenn er ſie Alle beiſammen hatte, in Bayonne oder irgend einer Stadt in Spanien, ſelbſt in Madrid, wollte er ihnen durch ſeinen Alles vermögenden Einfluß und gewiſſe Bürgſchaften und Bedingungen von Entſchädigungen die gänzliche und vollſtändige Abtretung ihrer Rechte auf die Krone entreißen. Zuerſt wollte er auf Karl IV. einwirken. Das Scepter war für dieſen alten Mann zu ſchwer geworden und er ſetzte gewiß, darauf konnte man rechnen, dem Willen des Kaiſers keinen Widerſtand entgegen. Es kam nur darauf an, ihm für einen Tag die Krone zurückzugeben, um ſich dieſelbe von ihm abtreten zu laſſen. Hatte der Kaiſer erſt die Abdankung des Vaters in der Hand, ſo würde er leicht über den Widerſtand des Sohnes ſiegen. Am meiſten mußte er natürlich wünſchen, daß die Zuſammenkunft in Bayonne ſtattfinde; aber wie konnte die Familie vermocht werden Spanien zu verlaſſen und ſich auf das franzöſiſche Gebiet zu begeben? Wie konnte man ſich namentlich ſchmeicheln, daß ſich Ferdinand in die Hände eines Souverains begeben werde, welcher den Vertrag von Fontainebleau zwei Monate nach deſſen Abſchluſſe zerriſſen, das Land, ohne ſich vorher mit ſeinem Verbünde-

ten Karl IV. verſtändiget zu haben, mit ſeinen Truppen überſchwemmt, die nördlichen feſten Pätze, als wäre Spanien ihm Feind, betrügeriſch beſetzt und endlich noch gar keine Bereitwilligkeit gezeigt hatte den jungen König anzuerkennen? Man mußte alſo ein Mittel erdenken, um jedes Mißtrauen in der Seele des jungen Prinzen zu entfernen und ihn nach Bayonne zu locken ohne ihn dahin zu berufen. Welche Hand nun war geſchickt und kühn genug, die Fäden dieſes Geflechtes um Ferdinand zu ſchlingen? Weder der Großherzog von Berg noch der Geſandte Frankreichs konnte eine ſolche Rolle übernehmen. Es mußte eine neue Perſon auftreten, die keinen offiziellen Character hatte, im Nothfalle desavouirt werden konnte und doch ihrem Range und Amte bei dem Kaiſer nach in der Lage war ſich Gehör zu verſchaffen. Unter den Männern in der Nähe des Kaiſers gab er beſonders einen, deſſen Hingebung unbegrenzt und immer bereit war, den General Savary. Er beſaß nicht nur einen geprüften Eifer, ſondern auch die Schlauheit des Diplomaten und das kühne Temperament des Soldaten; er war ein Mann, wie man ſie ſelten in der Welt trifft, der einen Rath geben und auch ausführen konnte. Seine Tugend hieß dem Kaiſer gehorchen und ſich ihm aufopfern. Galt es ein kühnes Unternehmen, das ein Souverain nicht laut einzugeſtehen wagt, während er es befiehlt, ſo übernahm er es mit Entſchloſſenheit. Er verſtand die Gedanken ſeines Gebieters zu errathen, ihm die Verlegenheit zu erſparen, ſie ihm in das Geſicht zu ſagen und ſie unter ſeiner eigenen Verantwortlichkeit in's Werk zu ſetzen. Auf dieſen gewandten und eifrigen Diener warf der Kaiſer ſeine Augen bei einem Auftrage, der eben ſo viel Klugheit als Kühnheit erforderte. Er ließ ihn rufen, ſprach lange mit ihm, ſetzte ihm die

Lage auseinander, in welche ihn die Revolution von Aranjuez gebracht, die Rückſichten, die er gegen den alten König zu nehmen habe, das Mißtrauen, das er gegen Ferdinand hege und ließ ihn endlich aller Wahrſcheinlichkeit nach mehr errathen als er ihm offen ſagte, was er von ſeinem Eifer und ſeiner Klugheit erwarte. Dann ſchickte er ihn nach Madrid.

Savary kam am 7. April in dieſer Hauptſtadt an und fand die Gemüther in der äußerſten Aufregung. Er erkannte ſogleich, daß große Fehler begangen worden waren, daß der Ehrgeiz Murat auf Irrwege geführt und daß derſelbe zu raſch und zu ſtark gehandelt hatte, wie er es alle Mal that, wenn er mehr Tact und Klugheit als Muth hätte zeigen ſollen.

Der erſte Beſuch galt den alten Souverainen. Die dem Unglück gebührende Achtung nicht minder als die Politik empfahl ihm dieſen Schritt. Er äußerte gegen Karl IV. und die Königin die Theilnahme, welche der Kaiſer mit ihrer Lage fühle und ſeinen Willen ſie gegen die Intriguen ihrer Feinde zu ſchützen. Dann kehrte er nach Madrid zurück und ſetzte ſich ſogleich in Verbindung mit den vornehmſten Räthen Ferdinands, mit Escoïquiz und den Herzögen von San-Carlos und Infantado. Nach dieſen Beſprechungen bat er um die Ehre, dem jungen Fürſten vorgeſtellt zu werden. Um alle Etiketteſchwierigkeiten zu vereinfachen oder vielmehr um den Prinzen leichter zu täuſchen, trat er blos als Reiſender auf, was ihm erlaubte Ferdinand als König zu behandeln. Die Vorſtellung erfolgte am 8. April in Beiſein des Canonicus Escoïquiz, des Herzogs von Infantado und des Don Pedro Cevallos, welcher unter dem neuen Könige den Poſten eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten behalten hatte. Welche

Worte hat der Adjutant des Kaiſers eigentlich an den jungen Prinzen gerichtet? Das iſt heute noch ungewiß. Wenn man Pedro Cevallos*) und Ferdinand ſelbſt**) glauben darf, hätte der General Savary zu dem jungen Prinzen geſagt, er ſei geſandt worden, um ihn zu begrüßen und zu erfahren, ob er gegen Frankreich dieſelben Geſinnungen hege wie ſein Vater; in dieſem Falle würde ſich der Kaiſer in das Vorgefallene in keiner Weiſe miſchen und ihn als König anerkennen. Die Erzählung des Herzogs von Rovigo dagegen weicht von der des Herrn von Cevallos gänzlich ab. Weit entfernt die Illuſionen Ferdinands zu nähren, hätte ihm der General Savary vielmehr***) geſagt, ſein Gebieter habe mit eben ſo viel Beſorgniß als Mißfallen die Nachricht von der Revolution in Aranjuez erhalten und er würde ſich zu nichts entſchließen, bevor er ſich mit Karl IV. verſtändiget hätte, denn, hätte er hinzugeſetzt, „er wiſſe, was er durch die Wirkung des Rücktrittes dieſes Fürſten verlieren könnte und er würde dabei nicht gleichgiltig bleiben bevor er wüßte, wie er mit dem Nachfolger ſtehe.“

Die Wahrheit iſt ſchwer unter dieſen widerſprechenden Erzählungen herauszufinden, ſo viel aber geht aus der ſorgfältigen Prüfung der Thatſachen hervor, daß der General Savary nach Madrid geſandt worden war, um Ferdinand zu beſtimmen ſich nach Bayonne zu begeben. Er konnte ſich gegen den Prinzen und deſſen Räthe nur unbe-

*) Mémoires du Don Pedro Cevallos, p. 27 et 28.

**) Briefe Ferdinands an ſeinen Vater vom 8. April und 4. Mai 1808.

***) Mémoires du duc de Rovigo, vol. III.

ſtimmt ausſprechen; er durfte weder zu dringend noch zu zurückhaltend ſein; vor Allem mußte er vermeiden ſeinen Gebieter irgendwie zu binden, er mußte beruhigende milde Worte ſprechen, ohne daß ſie als förmliches Verſprechen ausgelegt werden könnten, der Kaiſer werde Ferdinand anerkennen. Es iſt alſo nicht wohl glaublich, daß er ſo beſtimmt zuſagend geſprochen wie Don Pedro anführt; eben ſo wenig glaublich iſt es aber auch, daß er ſo kalte und zurückhaltende Worte gebraucht habe, wie er in ſeinen Memoiren ſagt. Uebrigens ſchrieb Beauharnais am 9. April an Champagny*): „ſchwer zu ſchildern iſt die Freude, „welche die Bewohner von Madrid geſtern Abend zeigten, „als ſie erfuhren der General Savary habe einige zu„friedenſtellende Worte geſagt. Sie gaben Veran„laſſung zu verſchiedenen Deutungen der Sendung, mit „welcher er betraut iſt, in der Hauptſache aber ſchei„nen die Meinungen übereinſtimmend zu ſein „und ſeit geſtern rechnet die Nation auf den „Dank des jungen Prinzen.“

Die Räthe Ferdinands waren nicht einig über das, was er zu thun hätte. Der Graf von Montijo, der General O'Farill und noch einige Andere mißbilligten die Reiſe als unzeitig, die Würde, vielleicht die Sicherheit des Souverains beeinträchtigend. Der Canonicus Escoïquiz war der entgegengeſetzten Meinung. Er beſaß die Ehrlichkeit der Gelehrten und kannte die Politik, ſowie die Nothwendigkeiten und Kunſtgriffe derſelben nicht. Sein Vertrauen auf die Großherzigkeit des Kaiſers war unbegrenzt und er hegte die Ueberzeugung, daß derſelbe Ferdinand anerkennen würde, ſobald er ihn geſehen und daß dieſe

*) Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.

Anerkennung höchſtens durch die Abtretung der Provinzen zwiſchen den Pyrenäen und dem Ebro erkauft werden müßte. Uebrigens hegte nicht nur Escoïquiz dieſe Anſicht; ſie war auch die des Don Pedro Cevallos und der Herzöge von Infantado und San Carlos; Ferdinand ſelbſt theilte ſie. Es bot ſich dieſem Prinzen ein großartiger Entſchluß dar, nämlich Madrid zu verlaſſen, die Provinzen zu beſuchen, welche von unſern Truppen noch nicht beſetzt waren, die ganze Nation zu den Waffen zu rufen, ſich den Engländern in die Arme zu werfen und den Degen nicht eher wieder in die Scheide zu ſtecken, bis er die Franzoſen von der Halbinſel vertrieben; aber ein ſolcher Entſchluß erforderte eine heldenmüthige Seele, die Kunſt die Menſchen zu begeiſtern und zu leiten und endlich die Kenntniß des Krieges und der Regierung; er mußte Heinrich IV. oder Montroſe ſein. Ferdinand war nicht der Mann ſolche Dinge zu erdenken oder auszuführen; er ſah nur ein Mittel aus der ſchrecklichen Lage herauszukommen, dem Kaiſer entgegen zu eilen, den nachtheiligen Eindruck zu verwiſchen, den die Briefe der alten Souveraine und Murats vielleicht hervorgebracht hatten und ſeinen Schutz zu erlangen. Er glaubte, als er ſich dazu entſchloß, nur eine Handlung der Artigkeit zu begehen; er glaubte nicht nach Bayonne zu reiſen. Da er nach dem, was Murat und Savary fortwährend verſicherten, überzeugt war, Napoleon ſei über die Grenze gegangen, ſo erwartete er ihm zwiſchen Burgos und Vittoria zu begegnen. Er ſchickte ſeinen Bruder Don Carlos voraus, der fünf Tage vor ihm abreiſete. Ehe er aufbrach, am 8. April, ſchrieb er an ſeinen Vater, der General Savary habe ihn verlaſſen; er ſei mit ihm und dem guten Vernehmen ſehr zufrieden, das zwiſchen ihm und dem Kaiſer beſtehe.

Demzufolge bat er ihn, ihm einen Brief an den Kaiſer zu geben, in welchem er ihm ankündige, der König ſein Sohn hege für den Kaiſer die Geſinnungen der Freundſchaft, welche er ſelbſt immer bezeigt habe. Als Karl IV. den Rath Murats angehört hatte, entſchloß er ſich auf dieſen ſeltſamen Brief gar nicht zu antworten.

Am zehnten April endlich reiſete Ferdinand ab, nachdem er unter der Präſidentſchaft ſeines Oheimes, des Infanten Don Antonio, eine oberſte Junta eingeſetzt hatte, welcher er die Leitung der Regierung übertrug. Er nahm ein nicht ſehr zahlreiches Gefolge mit, ſeine gewöhnlichen Räthe, Escoïquiz und die beiden Herzöge von Infantado und San Carlos, ſeinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Don Pedro Cevallos, die Grafen Altemira und Labrador und einige andere Granden von Spanien. Der General Savary erbot ſich Ferdinand zu begleiten, was dieſer gern annahm, da er nicht ahnete, daß er einen Hüter zu ſich nehme, der ihn dem Kaiſer zu überbringen habe.

Er kam am 12. Abends in Burgos an, wo er ein Schreiben von Napoleon zu finden hoffte, das ihm ſeine Ankunft in Spanien melde. Da er dies nicht fand, äußerte er große Verwunderung und zögerte die Reiſe fortzuſetzen; auf die Bemerkung des Generals Savary, daß der Kaiſer nicht weit entfernt ſein könnte, ging er bis Vittoria. Auch hier fand ſich ebenſowenig wie in Burgos ein kaiſerliches Schreiben, wohl aber eine große Menge franzöſiſcher Truppen, überall Colonnen auf dem Marſche und unter der Bevölkerung eine bedeutende Aufregung. Von allen Seiten kamen die ſchlimmſten Nachrichten; man wußte, daß ein franzöſiſcher Oberſt öffentlich geſagt hatte, Ferdinand mache die Reiſe als ein Gefangener. Ein junger Spanier,

Schwager Durocs, der in Frankreich Dienſte genommen hatte, Don Martinez Hervas, hatte Savary nach Madrid begleitet; ſeine Familienverbindungen und ſein Scharfblick hatten ihn errathen laſſen, was gegen die Fürſten Spaniens angezettelt werde. Er hatte vergebens, ehe Ferdinand Madrid verließ, den Räthen deſſelben die Augen zu öffnen verſucht. In Vittoria ſiegte ſeine Vaterlandsliebe gänzlich über ſeine neuen Pflichten, er ging zu dem Herzoge von Infantado, vertraute ihm Alles an, was er wußte und muthmaßete und ſagte ihm, der König würde Frankreich nicht wieder verlaſſen, wenn er es betrete.

Die Furcht und die Unentſchloſſenheit begannen nun ernſtlich ſich des Prinzen und ſeines kleinen Hofes zu bemächtigen. Am 13. Abends als Savary ſich wie gewöhnlich eingeſtellt hatte, um zu erfahren um welche Zeit man am nächſten Tage aufbrechen wolle, weigerte ſich Ferdinand ihn zu empfangen und ließ ſagen, er werde nicht weiter reiſen. Der General befand ſich da in großer Verlegenheit; er hatte den Auftrag, Ferdinand nach Bayonne zu bringen; es war ihm gelungen, denſelben bis Vittoria zu führen; er hatte den Kaiſer davon benachrichtiget und nun weigerte ſich der Prinz mit einem Male weiter zu gehen. Er ſah ein, daß ihm ſein Opfer entgehe, wenn er die Bande nicht feſter ziehe. Er hatte demzufolge mit Escoïquiz, Don Cevallos und dem Herzoge von Infantado eine lange Unterredung, in welcher er ſeine ganze Klugheit, alle Liſt und Beredtſamkeit aufbot, um die Beſorgniſſe Aller zu zerſtreuen. Auch dies Mal gelang es ihm. Sie hielten indeß dafür, die Würde des Prinzen geſtatte nicht, daß er ſich nach Bayonne begebe, ſo lange der Kaiſer ihn nicht offiziell eingeladen habe und beſchloſſen, daß der König an ihn ſchreibe, um ihm ſeine Ankunft in Vittoria zu

melden und den Wunſch zu äußern ihn zu ſehen. Savary übernahm es, dieſen Brief dem Kaiſer zu überbringen. „Da er durch die freie und freiwillige Abdankung ſeines „erhabenen Vaters,“ ſagte der Prinz, „auf den Thron „gelangt, ſo habe er nur mit Bedauern ſehen können, daß „der Großherzog von Berg wie der Geſandte Frankreichs „es nicht für ihre Pflicht gehalten hätten ihm als Souve„rain von Spanien Glück zu wünſchen, während die Re„präſentanten der andern Höfe, mit denen er nicht in ſo „inniger Verbindung ſtehe, dies ſofort gethan hätten.“ Er erinnerte an alle Beweiſe ſeines Wunſches, die er gegeben, um die Bande der Freundſchaft enger zu ziehen, welche die beiden Länder vereinigten. „Er ſei gern der „Aufforderung nachgekommen, welche der General Savary „an ihn geſtellt, dem Kaiſer entgegen zu reiſen; er habe „ſich in ſeine Stadt Vittoria begeben ohne Rückſicht auf „die nothwendige Sorge für ſeine Regierung, welche ſeine „Anweſenheit im Mittelpunkte ſeiner Staaten erforderte.“ Endlich erſuchte er den Kaiſer der peinlichen Lage ein Ende zu machen, in welche er ihn durch ſein Stillſchweigen gebracht.

Napoleon hatte die Tuilerien am 2. April verlaſſen und die Reiſe nach Bayonne angetreten. Während dieſer Reiſe erhielt er durch verſchiedene Courriere alle Briefe, welche die alten Souveraine und deren Tochter, die ehemalige Königin von Etrurien, an den Großherzog von Berg gerichtet hatten. Dieſe Correſpondenz zeigte ihm an, daß Ferdinand und ſeine Umgebung Frankreich haßten und daß der junge Prinz, wenn er ihn regieren ließe, bald das blinde Werkzeug derſelben Männer werden würde, die ihn gegen ſeinen Vater und unſern Einfluß bewaffnet hatten. Napoleon muthmaßete dies Alles, aber es blieben ihm noch

viele Zweifel, ſelbſt nach den Briefen der alten Königin und deren Tochter. Dagegen erkannte er dieſe Perſonen ganz. Sein Gewiſſen wurde in Folge davon freier und ſein Entſchluß feſter, die ſpaniſche Königsfamilie zu beſeitigen.

Er kam in der Nacht vom 14. zum 15. April in Bayonne an und fand da Savary, der ſeit vierundzwanzig Stunden auf ihn wartete. Er las ſofort den Brief Ferdinands, ſprach lange mit ſeinem Adjutanten und verließ ihn ſodann. Am 16. früh ließ er ihn wieder rufen, übergab ihm einen Brief und ſagte: „Gehen Sie zu dem Prinzen Ferdinand und „übergeben Sie ihm dieſen Brief von mir. Laſſen Sie „ihn darüber nachdenken. Es liegt ihm mehr daran als „mir; er mag thun, was er will. Je nachdem er antwor„tet oder ſchweigt, werde ich einen Entſchluß faſſen und „Maßregeln ergreifen, daß er nur zu ſeinem Vater gehen „kann... Sehen Sie, wohin dieſe Rathſchläge führen! „Wir haben da einen Prinzen, der nach einigen Tagen „vielleicht nicht mehr regiert oder der Spanien in Krieg „mit Frankreich ſtürzt. Die Völker ſind ſehr zu bedauern, „wenn ſie in ſolche Hände fallen. Reiſen Sie ſchnell.“

Während dies in Bayonne geſchah, herrſchte in Vittoria Furcht und Unentſchloſſenheit. Mehrere vornehme Perſonen hatten ſich aus den benachbarten Städten und Provinzen eingefunden, weniger um dem jungen König ihre Huldigung darzubringen, als ihn auf die Gefahren aufmerkſam zu machen, denen ihn ſein unkluger Schritt ausſetze. Einer beſonders, der ehemalige Miniſter Urquijo, bat ihn mit der wärmſten Beredtſamkeit, die verderbliche Reiſe nicht fortzuſetzen. Er prophezeihete alles Unglück, das bald über dem königlichen Hauſe losbrechen ſollte und ſagte, er ſei ſeit der Proclamation vom 5. October 1806 immer über-

zeugt geweſen, daß Napoleon mit dem Gedanken umgehe, die regierende Dynaſtie in Spanien zu ſtürzen, da ſie der Erhebung der ſeinigen hinderlich ſei. „Dieſer Plan iſt „bis zu einer günſtigen Gelegenheit verſchoben worden. „Die unglücklichen Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Vater und „dem Sohne bieten ſie ihm dar. Welchen Zweck habe alſo „die Reiſe des Prinzen? Warum erniedrige ein Souve- „rain einer Monarchie wie Spanien ſeine Würde ſo öffent- „lich? Warum führe man ihn nach einem fremden Lande „ohne Einladung, ohne Vorbereitungen, ohne die gewöhn- „lich beobachtete Etikette, ohne daß er als König von Spa- „nien anerkannt werde?“ Dieſe Worte machten Eindruck auf den Prinzen und ſeine Räthe, aber ſie wußten nicht, wie ſie von dem Unternehmen wieder umkehren ſollten. Ferdinand war nicht mehr frei, ob er ſich gleich noch in Spanien befand. Der General Verdier hielt mit mehrern tauſend Soldaten die Stadt Vittoria und die Umgegend beſetzt. Der Marſchall Beſſières ſtand mit der Hauptmacht in Burgos. Unſere Colonnen durchzogen Guipuzcoa und Navarra nach allen Richtungen. Der Prinz war von allen Seiten eingeſchloſſen. Unter dem Vorwande, ſeinen Rang zu ehren, ließen ihn die Truppen nicht aus den Augen. Um ſich ihrer Beobachtung zu entziehen, hätte man in der Nacht verkleidet entfliehen und ſich der Gefahr ausſetzen müſſen, in ihre Hände zu fallen. Es fehlte freilich nicht an gutem Rathe und Jedermann wollte ſich für den Prinzen aufopfern. Urquijo ſchlug einen Fluchtplan vor; der Prinz ſollte in einer finſtern Nacht Vittoria verlaſſen, die Berge von Arragonien erreichen und da unter der tapfern und treuen Bevölkerung den Beſchluß des Kaiſers abwarten. Urquijo ſelbſt wollte ſich nach Bayonne begeben und Napoleon die Wahl ſtellen, Ferdinand VII.

ſogleich als König von Spanien anzuerkennen oder Krieg zu beginnen. Ein anderer, der Herzog von Mahon, Gouverneur der Provinz Guipuzcoa, wollte den Prinzen auf Nebenwegen nach Bilbao führen und von dort aus ſeine Flucht zur See ſichern. Alle dieſe Rathſchläge wurden mit Dank als Beweiſe treuer Ergebenheit angehört, aber man befolgte keinen. Die unbeſtimmten Gefahren, die Ferdinand in Bayonne erwarteten, erſchreckten ihn noch weniger, als ein unmittelbarer Bruch mit dem Kaiſer Napoleon. Er erklärte alſo, daß er auf die Rückkunft des Generals Savary warten werde, bevor er einen Entſchluß faſſe; aber bei ſeiner Unentſchloſſenheit wußte er nicht einmal der Großherzigkeit des Kaiſers gänzliches Vertrauen zu ſchenken. Während er ſich anſchickte, ſich ihm in die Hände zu geben, dachte er an Vertheidigung als fürchte er eine Schlinge. Er ließ die Bauern von Guipuzcoa und Biscaya ſich bewaffnen, machte ſie zu ſeiner Leibwache und erfüllte mit ihnen die Straßen von Vittoria, die Höfe und ſelbſt die Gänge in dem Hauſe, das er bewohnte. Endlich kam Savary an. Bei dem Anblicke der Menge bewaffneter und fanatiſirter Männer, welche die Stadt erfüllten, errieth er, daß die Lage ſeit ſeiner Abreiſe ſich verſchlimmert habe. Er beſprach ſich mit dem General Verdier, ſchrieb an den Marſchall Beſſières, damit derſelbe in aller Eile Verſtärkung nach Vittoria ſende und begab ſich dann zu Ferdinand. Er mußte, um in das Zimmer des Prinzen zu gelangen, durch eine Menge verdächtig ausſehender Menſchen hindurch, die mit Flinten, Piſtolen und Dolchen bewaffnet waren; alle ſahen ihn ſcheu an und ſchienen bereit zu ſein, ihn lieber zu ermorden und ſelbſt zu ſterben, als den jungen König entführen zu laſſen. Die Anweſenheit des franzöſiſchen Generals verſetzte Ferdinand

und deſſen Gefolge in die größte Angſt. Der Prinz nahm den Brief des Kaiſers und las ihn begierig. Hier die bemerkenswertheſten Stellen:

„Mein Bruder,

„Ich habe das Schreiben Ew. königl. Hoheit erhalten „und Sie müſſen in den Papieren von dem Könige, Ihrem „Vater, den Beweis von der Theilnahme gefunden haben, „die ich immer für Sie empfunden. Sie werden mir er„lauben, daß ich in den gegenwärtigen Verhältniſſen mit „Freimuth ſpreche. Ich hoffte bei meiner Ankunft in Ma„drid meinen erlauchten Freund zu einigen in ſeinen Staa„ten nothwendigen Reformen zu vermögen und daß er der „öffentlichen Meinung einige Zugeſtändniſſe mache. Die „Entlaſſung des Friedensfürſten ſchien mir zu ſeinem und „ſeiner Unterthanen Glücke nothwendig zu ſein. Die An„gelegenheiten im Norden verzögerten meine Reiſe. Die „Ereigniſſe von Aranjuez traten ein. Ich bin nicht Rich„ter über das, was geſchehen iſt und über das Verhalten „des Friedensfürſten, aber ich weiß, daß es gefährlich für „die Könige iſt, den Völkern zu gewähren, Blut zu ver„gießen und ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen. Ich bitte Gott, „daß Ew. königl. Hoheit nicht ſelbſt einmal das aus Er„fahrung kennen lernen. Es liegt nicht im Intereſſe Spa„niens, einem Manne ein Leid zu thun, der mit einer „Prinzeſſin aus königlichem Blute vermählt iſt und das „Land lange regiert hat. Er hat keine Freunde mehr. „Ew. königliche Hoheit werden auch keine haben, wenn „Sie jemals unglücklich werden ſollten. Die Völker rächen „ſich gern für die Huldigungen, die ſie uns darbringen. „Und wie könnte man dem Friedensfürſten den Prozeß ma„chen, ohne die Königin und den König mit hineinzuziehen? „Dieſer Prozeß würde den Haß und die Leidenſchaften

„nähren und die Folge dürfte verderblich für Ihre Krone
„ſein. Ew. Hoheit haben keine andern Rechte als die,
„welche Ihnen Ihre Mutter gegeben hat. Wenn der Pro-
„zeß ſie entehrt, zerreißen Ew. Hoheit dadurch die eigenen
„Rechte. Verſchließen Sie alſo ſchlimmem Rathe das Ohr.
„Sie haben das Recht nicht, den Friedensfürſten zu richten.
„Seine Verbrechen, wenn man ihm deren vorwirft, ver-
„lieren ſich in den Rechten des Thrones...

„Was die Abdankung Karls IV. betrifft, ſo hat ſie in
„einem Augenblicke ſtattgefunden, als meine Heere Spa-
„nien bedeckten und ich würde in den Augen Europa's und
„der Nachwelt ſo daſtehen, als hätte ich ſo viele Truppen
„nur zu dem Zwecke geſandt, meinen Verbündeten und
„Freund von dem Throne zu ſtürzen. Ich habe als Sou-
„verain das Recht, die Beweggründe und Urſachen zu er-
„fahren, ehe ich dieſe Abdankung anerkenne und ich ſage
„es Ew. königl. Hoheit, den Spaniern, der ganzen Welt,
„daß, wenn die Abdankung des Königs Karl IV. aus rei-
„nen Beweggründen erfolgt und nicht durch den Aufſtand
„in Aranjuez erzwungen worden iſt, ich gar keine Schwie-
„rigkeiten machen werde, ſie zuzulaſſen und Ew. königliche
„Hoheit als König von Spanien anzuerkennen. Ich wünſche
„alſo mit Ew. königl. Hoheit über dieſe Sache
„zu ſprechen. Die Vorſicht, mit welcher ich ſeit einem
„Monate dieſe Sache behandele, muß Ihnen eine Bürg-
„ſchaft der Unterſtützung ſein, die Sie in mir finden wer-
„den, wenn Factionen, welcher Art ſie auch ſein mögen,
„Sie auf Ihrem Throne beunruhigen ſollten...

„Als der König Karl mir das Ereigniß vom letzten
„October meldete, machte es einen ſchmerzlichen Eindruck
„auf mich und ich glaube durch die Andeutungen, die ich
„gab, zu dem glücklichen Ausgange der Angelegenheit von

„Escurial beigetragen zu haben. Ew. königliche Hoheit „hatten ſehr Unrecht; ich erwähne nur den Brief, den Sie „mir ſchrieben und den ich immer ignoriren wollte. Wenn „Sie ſelbſt König ſind, werden Sie einſehen, wie heilig „die Rechte des Thrones ſind. Jeder Schritt bei einem „fremden Souverain von Seiten eines Thronerben iſt ver„brecheriſch.

„Die Vermählung einer franzöſiſchen Prinzeſſin mit „Ew. königlichen Hoheit ſtimmt in meiner Meinung mit „dem Intereſſe meines Volkes überein und ich halte ſie „namentlich für einen Umſtand, der mich durch neue Bande „mit einer Familie vereinigen würde, deren Verhalten ſeit „meiner Thronbeſteigung ich immer nur zu rühmen gehabt „habe *).

„.... Ew. königliche Hoheit kennen meine Meinung ganz; „Sie ſehen, daß ich zwiſchen verſchiedenen Ideen ſchwanke, „die feſtgeſtellt werden müſſen. Sie können überzeugt ſein, „daß ich in jedem Falle mich gegen Sie ſo verhalten werde, „wie gegen den König Ihren Vater. Glauben Sie mei„nem Wunſche, Alles zu verſöhnen und Gelegenheiten zu „finden, Ihnen Beweiſe von meiner Zuneigung und mei„ner vollkommenen Achtung zu geben.

„Ich bitte Gott, Herr Bruder, daß er Sie in ſeinen „heiligen Schutz nehme.

„Bayonne, den 16. April 1808.

„Napoleon.“

Dieſer Brief gewährte eine ſeltſame Miſchung von Rauhheit und Doppelzüngigkeit; er enthielt Ausdrücke von

*) Dieſe ganze Stelle in Bezug auf die Vermählung war bei der Veröffentlichung des Schreibens im Moniteur weggelaſſen.

ſo ungewöhnlicher Härte und ſo beleidigende Inſinuationen, daß man ſagen könnte, der Kaiſer, deſſen ſtürmiſchem Character die vorſichtige Betrügerei widerſtrebte, habe Ferdinand aufmerkſam machen wollen, daß er vor den Gefahren auf der Hut ſein möchte. Er hatte gewiſſermaßen nach zwei entgegengeſetzten Antrieben gehandelt, nach dem ſeines Gewiſſens, das dem jungen Prinzen zu ſagen ſchien: ſcheue Dich, den Fuß auf franzöſiſchen Boden zu ſetzen, fliehe, es iſt noch Zeit, — und nach dem einer ſchlauen Politik, welche ſich bemühete, das Opfer in die verderbliche Schlinge zu locken. Der Canonicus Escoïquiz aber, der gewiſſermaßen unter einem Zauberbanne ſtand, griff nur die wohlwollende und freundſchaftliche Seite des kaiſerlichen Schreibens auf und war der Meinung, der Prinz müſſe ohne Zögern ſich nach Bayonne begeben. Ferdinand zögerte trotz dieſem Rathe; er wunderte und betrübte ſich darüber, daß der Kaiſer ihm in den Schreiben den Titel Majeſtät nicht gegeben hatte. Der General Savary bemühete ſich zum letzten Male ihn zu beruhigen und ſagte, ſein Gebieter habe ihn nicht anders als königliche Hoheit nennen können, weil er ihn noch nicht anerkannt, weil es mehrere Punkte gebe, über welche eine Verſtändigung wichtiger ſei und weil er nicht anſtehen würde, ſobald dieſelben geordnet wären, ihn Majeſtät zu nennen. Dieſe Worte beſtimmten endlich den Prinzen und er gab Befehl zur Abreiſe. Bei dem Anblicke der Wagen, welche den König fortbringen ſollten, fühlte das Volk, deſſen klares und geſundes Urtheil durch keine Sophismen verdunkelt wird, plötzlich eine unbeſchreibliche Angſt. Es entſtand ein großer Tumult und die Menge drängte ſich um die Wagen. Mit einem Male trat ein wild ausſehender Mann vor und durchſchnitt die Stränge der Maulthiere. Das Volk jubelte über dieſe

kühne That, aber Ferdinand war zu der Reiſe entſchloſſen, ließ die Maulthiere von Neuem anſpannen, ſprang in ſeinen Wagen und fuhr nach jenem Frankreich, wo er ſtatt eines Verbündeten und Beſchützers einen Feind, das Exil und Gefängniß finden ſollte.

Der Prinz kam am 20. April um zehn Uhr früh in Bayonne an. Der Kaiſer wohnte in dem Schloſſe Marac, in geringer Entfernung von der Stadt. Als man ihm die Ankunft Ferdinands meldete, ſoll er ausgerufen haben: „wie, er kommt? Es iſt unmöglich!“ Er ſtieg ſogleich zu Pferde, um ihm einen Beſuch abzuſtatten. Die beiden Fürſten umarmten einander mit allen Zeichen der aufrichtigſten Herzlichkeit. Nach kurzer Zeit kehrte der Kaiſer nach dem Schloſſe zurück und ließ Ferdinand, deſſen Bruder Don Carlos und ihr Gefolge zur Tafel bitten. Um ſechs Uhr holten die kaiſerlichen Wagen die Prinzen ab. In dem Augenblicke, als ſie in den Schloßhof fuhren, verließ Napoleon ſeine Gemächer, empfing Ferdinand ſelbſt beim Ausſteigen aus dem Wagen, nahm ihn an der Hand und führte ihn in den Salon. Die Etikette gebot eigentlich dieſes Benehmen nur gegen ein gekröntes Haupt. Es erfüllte Ferdinand mit Freude und er glaubte darin die Andeutung zu ſehen, daß der Kaiſer ihn anerkennen wolle; aber während des Diners vermied es Napoleon, wenn er auch den Prinzen mit großer Artigkeit behandelte, ihm ſeinen Titel zu geben. Ferdinand und Don Carlos verließen nichtsdeſtoweniger das Schloß ſehr vergnügt und hoffnungsreich. Ihre Illuſion war freilich von kurzer Dauer.

Der Kaiſer hatte Escoïquiz bei ſich behalten. Als die Prinzen ſich entfernt hatten, nahm er ihn mit ſich in ſein Cabinet und hatte mit ihm jene berühmte Unterredung, deren Schilderung, wie ſie der Canonicus bekannt gemacht

hat, eines der werthvollſten Documente der Geſchichte des jetzigen Jahrhunderts iſt. Napoleon erklärte zuerſt, daß er ſich nothwendig für das Geſchick des Königs Karls IV. intereſſiren müſſe, der ſeinen Schutz in Anſpruch genommen habe, daß die Abdankung dieſes Fürſten erzwungen worden ſei und daß er Ferdinand nur dann als König anerkennen würde, wenn deſſen Vater die Abdankung zu Gunſten des Sohnes freiwillig wiederhole; dann zog er, da er der Verſtellung müde war, jeden Schleier zurück und ſagte, die Intereſſen ſeines Reiches verlangten, daß das Haus Bourbon, welches dem ſeinigen unverſöhnlich feindlich gegenüber ſtehe, den ſpaniſchen Thron verliere. „Die neue „Dynaſtie würde eine gute Conſtitution geben und durch „ihre innige Verbindung mit Frankreich das Land gegen „Alles ſchützen, was die einzige Macht verſuchen könnte, „die ihm zu ſchaden im Stande ſei. Karl IV. ſei über„zeugt, daß die Infanten in den ſchwierigen Zeiten nicht „zu regieren vermöchten und werde ihm bereitwillig alle „ſeine Rechte und die ſeiner Familie abtreten, aber der „Kaiſer ehre Ferdinand, der im Vertrauen zu ihm nach „Bayonne gekommen ſei; er wolle über dieſe Sache mit „ihm unterhandeln und ihn wie ſeine Brüder ſo viel als „möglich für das entſchädigen, was er aus Politik ihnen „in Spanien zu entziehen genöthiget ſei. Schlagen Sie „alſo von meiner Seite Ferdinand vor," ſetzte er hinzu, „allen ſeinen Rechten auf die Krone Spaniens zu entſagen „und dafür Etrurien mit dem Königstitel und gänzlicher „Unabhängigkeit für ſich und ſeine männlichen Nachkom„men anzunehmen. Sagen Sie ihm, daß ich ihm als kleines „Geſchenk zu ſeiner Einrichtung ein Jahr ſeines Einkom„mens von dem letzteren Staate auszahlen laſſen würde. „Wenn ein Vertrag hierüber unterzeichnet ſein wird, werde

„ich ihm meine Nichte zur Gemahlin geben, um ihm ganz „meine Freundſchaft zu ſichern. Wenn der Prinz thut, „was ich wünſche, ſo wird Spanien ſeine Gebietsintegri= „tät, ſeine Unabhängigkeit, ſeine Geſetze, ſeine Religion „und ſeine Gewohnheiten behalten. Das iſt mein ganzes „Syſtem; ich will nichts für mich, auch kein Dorf. Sagt „dies Ihrem Prinzen nicht zu, ſo ſteht es ihm frei zu= „rückzukehren, nachdem wir die Zeit ſeiner Rückkehr und „des Beginnes der Feindſeligkeiten feſtgeſetzt haben.“

Escoïquiz ſprach ſeine Verwunderung und ſeinen Schmerz über dieſe Vorſchläge aus, die ſein König und ſein Volk nicht einmal geahnet hätten. Er verbreitete ſich ausführlich über die Revolution von Aranjuez und ſuchte den Kaiſer zu überzeugen, daß die Abdankung Karls IV. eine freiwillige geweſen. Napoleon bekämpfte die Anſicht des Canonicus und die Unterredung über dieſen Punkt zog ſich einige Zeit hin, bis der Kaiſer ihr mit den Worten ein Ende machte: „laſſen wir das; ſagen Sie mir, ob ich ver= „geſſen kann, daß die Intereſſen meines Hauſes und mei= „nes Reiches verlangen, daß die Bourbons in Spanien „nicht länger regieren. Sie müſſen ſo gut einſehen wie „ich, daß ich von Spanien kein aufrichtiges Bündniß er= „warten kann, ſo lange Bourbons auf dieſem Throne ſitzen. „Sie werden ſich verſtellen, ſo lange ſie allein und nicht „im Stande ſind, mir zu ſchaden; wenn ſie mich aber in „einem Kriege im Norden beſchäftiget ſehen werden, der „nicht ausbleiben kann, werden ſie ſich mit meinen Feinden „verbinden. Erinnern Sie ſich an die Treuloſigkeit Karls IV. „ſelbſt, der trotz unſerem Bündniſſe mich bekriegen wollte, „als er glaubte, ich ſei ganz mit Preußen beſchäftiget, „kurz vor der Schlacht von Jena. Ich wiederhole es, ich „werde nie auf Spanien rechnen können, ſo lange Bour=

„bons da regieren. Die zu jeder Zeit bedeutenden Kräfte „dieſer Nation können ſich unter einem verdienſtvollen „Manne ſteigern, der an der Spitze der Regierung ſtände „und einen Grad erreichen, daß ſie meine Ruhe benach„theiligten, wundern Sie ſich alſo nicht, wenn ich Ihnen „wiederhole: ſchlechte Politik!“

Escoïquiz ſuchte zu beweiſen, daß die Proclamation vom 5. October nicht von Karl IV., ſondern von dem Friedensfürſten ausgegangen ſei und entwarf dann eine ergreifende Schilderung von dem Vertrauen, welches Ferdinand immer auf den Kaiſer geſetzt habe. „Als er nur Prinz „war,“ ſagte er, „theilte er Ihnen mit Lebensgefahr ſei„nen Wunſch mit, ſich mit einer Prinzeſſin Ihrer Familie „zu vermählen. Er wiederholte dieſes Geſuch ſchriftlich „nach ſeiner Thronbeſteigung. Er ließ ſich durch die Wei„gerung Ihrer Repräſentanten, ihn anzuerkennen, nicht „abſchrecken. Er erſchien perſönlich, um Ihr Bündniß zu „erbitten und ſich ohne Arg, ohne Mißtrauen, mit dem „Vertrauen eines Sohnes zu Ihrer Verfügung zu ſtellen. „Seine Vorſtellung von der Gerechtigkeitsliebe und dem „Edelmuthe eines Helden entfernte jedes Mißtrauen aus „ſeinem Herzen.“ Endlich ſprach er von dem glücklichen Einfluſſe, den eine Vermählung haben würde, welche den neuen König für immer an die kaiſerliche Familie feſſele. „Sie erzählen mir da Mährchen,“ erwiederte der Kaiſer; „Sie wiſſen recht wohl, daß eine Frau ein zu ſchwaches „Band iſt, als daß ſie die Politik eines Souverains feſſeln „könnte und daß es durchaus nicht mit den Geſinnungen „zu vergleichen iſt, welche ein gemeinſamer Urſprung giebt. „Wer ſteht mir dafür, daß die Gemahlin Ferdinands Ein„fluß auf ihn hat? Hängt dies nicht vom Zufalle, von „Umſtänden ab? Uebrigens kann der Tod alle die Bande

„löſen und der auf einige Zeit unterdrückte Haß würde „dann mit um ſo größerer Gewalt von Neuem ausbre„chen.“ Der Kaiſer ſprach noch vieles, was der Canonicus in ſeiner Erzählung nicht wiedergeben konnte; er ließ ſich weitläufig über die ſpaniſchen Prinzen, namentlich über Ferdinand aus. Er ſagte, er hätte nicht erwartet, in dem älteſten Sohne des Königs von Spanien ſo viel Sorgloſigkeit und Unwiſſenheit zu finden und verſpottete Escoïquiz bitter wegen des glänzenden Zöglings, den er gebildet. Allmälig wurde er wärmer und ſprach ſich über den jungen Mann mit einer Geringſchätzung und Härte aus, daß der Canonicus aus Verzweiflung ſchwieg. Er beendigte dieſe peinliche Unterredung mit den Worten, er wolle nochmals über die Sache nachdenken und ihm am nächſten Tage Nachricht von dem gefaßten Entſchluſſe geben.

Am 21. früh ließ der Kaiſer wirklich den Canonicus rufen und ſagte zu ihm: „ich bin unwiderruflich entſchloſ„ſen, die in Spanien herrſchende Dynaſtie zu ändern. Sie „können den Prinzen Ferdinand davon benachrichtigen; ſa„gen Sie ihm, daß er ſich entſcheide vor der Ankunft des „Königs ſeines Vaters. Wenn er für ſeine Rechte Tos„cana annimmt, ſo kann der Vertrag mit der größten „Feierlichkeit abgeſchloſſen werden; im entgegengeſetzten „Falle wird ſeine Weigerung doch nutzlos ſein, denn ich „werde von ſeinem Vater die Abtretung erhalten, die ich „wünſche. Toscana verbleibt dann Frankreich und Se. „königliche Hoheit erhält keine Entſchädigung.“ Dieſe Erklärung entriß dem Canonicus einen Ausruf des Schmerzes. „Sire,“ ſagte er, „der Entſchluß Ew. Majeſtät „greift mich um ſo mehr an, als ich außer dem Unglücke „meines Königs und meines Vaterlandes den Verluſt des „guten Rufes derer zu beklagen haben werde, die mit mir

„bei dem Könige waren, als die Reiſe nach Bayonne be=
„ſchloſſen wurde. Man wird uns für die Urſache dieſes
„verderblichen Entſchluſſes halten, mich beſonders und ich
„werde vorzugsweiſe getadelt werden.“ — „Beruhigen
„Sie ſich,“ antwortete ihm der Kaiſer, „Sie werden keine
„Urſache zur Trauer haben; Sie konnten meine Abſichten
„nicht errathen, die Niemand kennt.“

Der General Savary, derſelbe, welcher wenige Tage vorher Ferdinand Hoffnung gemacht hatte, ſein Gebieter würde ihn als König anerkennen, zeigte ihm an, daß der Kaiſer Napoleon unwiderruflich entſchloſſen ſei, die Bourbons von Spanien zu ſtürzen und an die Stelle derſelben einen Prinzen ſeiner eigenen Familie zu ſetzen, daß demzufolge Se. kaiſ. Majeſtät verlangte, der Prinz von Aſturien möge in ſeinem und ſeiner ganzen Familie Namen auf die Krone Spaniens und Indiens zu Gunſten eines Bruders des Kaiſers verzichten. Wie konnte Napoleon, der in ſo hohem Grade Gefühl für Edeles und Großes beſaß, einen Mann, der ihm nur zu wohl gedient hatte, einer ſolchen Prüfung unterziehen? Man könnte glauben, der Gebieter und der Diener hätten zeigen wollen, wie weit ſie, der eine ſeine Anſprüche, der andere ſeine Selbſtverleugnung treiben könnten.

Am 21. April und an den folgenden Tagen ließ der Kaiſer Don Pedro Cevallos, die Herzöge von Infantado und San Carlos einzeln und mit einander berufen und ſetzte ihnen dieſelben Ideen wie dem Canonicus Escoïquiz auseinander. Alle brachten, unter andern Formen, dieſelben Gründe wie Escoïquiz vor und verſuchten, ihn von ſeinem Vorſatze abzubringen.

Herr von Champagny nahm an dieſen Verhandlungen ebenfalls Theil und hatte häufige Beſprechungen mit allen

Räthen Ferdinands, namentlich mit Cevallos und Labrador. Cevallos, der als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten mehr gefährdet war als die andern, führte eine ſtolze und heftige Sprache gegen Champagny. „Welches Vertrauen," ſagte er, „wird Europa auf ſeine Verträge mit „Frankreich ſetzen können, wenn es ſieht, mit welcher Treu„loſigkeit der vom 27. October verletzt worden iſt? Wel„ches Entſetzen wird es erfüllen, wenn es die Kunſtgriffe, „die trügeriſchen Verſprechungen, die Verlockungen aller „Art berückſichtiget, welche der Kaiſer aufgeboten hat, um „den König nach Bayonne zu locken und ihm ſeine Krone „zu nehmen?" Kaum hatte er dieſe Worte zu Ende gebracht, als der Kaiſer, der Alles gehört hatte, die Thür ſeines Cabinets aufriß und Herrn Cevallos Verräther nannte, weil er Miniſter Karls IV. geweſen ſei und daſſelbe Amt unter Ferdinand angenommen habe. Nach dieſer ſtürmiſchen Unterredung legte Champagny in aller offizieller Form den ſpaniſchen Unterhändlern die Bedingungen vor, welche Napoleon dem Canonicus Escoïquiz bereits ſelbſt mitgetheilt hatte. Je härter und beleidigender ſie waren, um ſo weniger konnten Ferdinand und deſſen Räthe glauben, daß ſie definitive wären; ſie meinten, der Kaiſer verlange viel, um nur etwas zu erhalten und wenn man Feſtigkeit zeige, würde man höchſtens die Provinzen am linken Ebroufer verlieren. Nur Escoïquiz äußerte, daß der Entſchluß des Kaiſers wohl unwiderruflich feſtſtehen möchte und drang in ſeinen Souverain, den angetragenen Austauſch anzunehmen, „da doch der Thron von Toscana," wie er ſagte, „noch immer beſſer ſei, als Verbannung und Gefängniß in „Frankreich." Diesmal hörte man nicht auf ihn; ein Blitz von Muth leuchtete in der Seele Ferdinands auf; er wies den ſchmählichen Handel, der ihm angetragen wurde,

zurück und erklärte, er würde keinem Rechte ſeiner Familie entſagen. Herr von Cevallos theilte am 29. April dieſen Entſchluß Herrn von Champagny mit. Gleichzeitig kündigte er ihm an, daß der König ſein Herr nach Spanien zurückkehren wolle, um die Beſorgniſſe ſeiner Unterthanen zu beruhigen und daß er Bayonne zu verlaſſen gedenke; der Kaiſer weigerte ſich aber unter dem Vorwande, daß er Karl IV. und die Königin in dieſer Stadt erwarte, Ferdinand reiſen zu laſſen. Der Prinz erkannte daraus die Bedeutung ſeiner Weigerung und ſah ein, daß er nicht mehr frei ſei. Wirklich wurden alle ſeine Schritte beobachtet. Die Stadt und die Umgegend waren voll von Soldaten und Polizeiagenten, die ihn feſtnehmen ſollten, wenn er zu entfliehen verſuche. Der Widerſtand, den er bisher dem Willen des Kaiſers entgegengeſetzt hatte, war offenbar eine Schwierigkeit, auf die man nicht gerechnet hatte. Napoleon wußte nicht mehr, wie er ſich herausarbeiten ſollte. Es widerſtrebte ihm, Gewalt zu gebrauchen, den Prinzen zu bedrohen und ihn durch Schrecken einzuſchüchtern; ließ er ihn frei und nach Spanien zurückkehren, ſo gab es Krieg und ſeit einem Jahre hatte er Alles aufgeboten, um ihn zu vermeiden. Seine Verlegenheit war ſehr groß; zum Glück für ihn kamen ihm die alten Souveraine zu Hilfe.

Murat hatte nach ſeinen geheimen Befehlen am 16. April der oberſten Junta erklärt, daß der König, da die Abdankung deſſelben erzwungen worden, proteſtirt, an den Kaiſer geſchrieben und ihn um Schutz angegangen habe, daß demnach Se. kaiſ. Majeſtät entſchloſſen ſei, keinen andern König als Karl IV. anzuerkennen.

Herr von Beauharnais war zurückgerufen und in ſeinem Geſandtſchaftspoſten durch Herrn von Laforeſt erſetzt wor-

den, denſelben, der mit ſo bemerkenswerthem Tacte die ſchwierige Theilung der deutſchen Entſchädigungen geleitet und ſpäter mit nicht geringerer Auszeichnung den Geſandtſchaftsposten in Berlin bekleidet hatte. Der Kaiſer hatte dadurch, daß er einen Mann von ſolchem Talente und ſolcher Klugheit dem feurigen Murat zur Seite ſtellte, dieſem Fürſten einen Führer und gleichſam einen Mentor gegeben. Die oberſte Junta wartete, um den Befehlen des Großherzogs von Berg zu gehorchen, bis der neue Geſandte ſich ausgeſprochen haben würde. Herr von Laforeſt ließ die Gemüther nicht lange in Ungewißheit; er unterſtützte die Erklärung des Großherzogs unbedingt. Dieſe Aeußerung ließ der Junta keinen Zweifel, daß die Sache Ferdinands rettungslos verloren ſei, drückte aber nichtsdeſtoweniger ihr Erſtaunen darüber aus, daß eine ſo ernſte und wichtige Handlung wie die Erklärung vom 16. April nicht von Karl IV. perſönlich gemacht worden ſei. Da trat dann der alte König, von Murat genöthiget, ebenfalls auf. Er ſchrieb am 19. April an ſeinen Bruder, den Infanten Don Antonio, um ihm Alles zu wiederholen, was der Großherzog vorher erklärt hatte. Er kündigte ihm an, daß er die Krone ſelbſt wieder übernehme, proviſoriſch die Vollmachten der oberſten Junta beſtätige und ihr befehle, ſeinen Entſchluß ſeinen Völkern anzuzeigen. Die Junta war nicht mehr frei und beging die Thorheit nicht, einer Gewalt trotzen zu wollen, die ganz Spanien feſt umfangen hielt. Sie bat nur um die Erlaubniß, Ferdinand das Geſchehene melden zu dürfen, daß die Proteſtationsacte und die Erklärung vom 17. ganz geheim gehalten würden und daß der König für den Augenblick ſich der Ausübung ſeiner Souverainetät enthalte. Murat und der alte König willigten in Alles. Man kam überein, daß Karl IV. und die

Königin ſich nach Bayonne begäben, um mit ihrem Sohne ſich zu beſprechen und unter der Vermittelung des Kaiſers alle ihre Streitpunkte auszugleichen. Am 25. April brachen die alten Souveraine mit der Tochter des Friedensfürſten auf und am 30. kamen ſie in Bayonne an. Der Friedensfürſt befand ſich bereits ſeit einigen Tagen dort. Da dieſer Mann ein nützliches Werkzeug in den Händen des Kaiſers ſein konnte, ſo hatte Murat die Freilaſſung deſſelben verlangt. Anfangs konnte er ſie nicht erlangen und die Junta ſchützte fortwährend die Unzulänglichkeit ihrer Vollmachten vor. Am 20. April wiederholte er ſein Verlangen und drohete bei neuer Weigerung das Gefängniß des Fürſten mit Gewalt zu öffnen und ihn ſelbſt zu befreien. Dieſe Drohung erſchreckte die Junta; ſie gab endlich nach, der Gefangene wurde aus dem Schloſſe von Villa-Viciosa herausgeholt und am 21. dem Großherzog übergeben, der ihn ſofort unter Bedeckung nach Bayonne abreiſen ließ.

Sobald Ferdinand und Don Carlos erfuhren, daß ihre Aeltern angekommen wären, begaben ſie ſich zu denſelben. Karl IV. wendete ſich zu ſeinem zweiten Sohne und ſagte: „guten Tag, Carlos.“ Für Ferdinand hatte er auch nicht ein Wort. Der junge Prinz wollte ihm folgen, aber der alte König drehete ſich um, hielt ihn mit zorniger Miene zurück und ſagte: „haſt Du mein weißes Haar nicht ſchon genug beleidiget?“ Ferdinand entfernte ſich in Trauer und Verlegenheit und jede Hoffnung erloſch in ſeinem Herzen.

Napoleon ſeiner Seits hatte das Schloß von Marac verlaſſen, um Karl IV. und die Königin zu beſuchen. Seine Anweſenheit brachte den alten König in große Verlegen-

heit. Er trat zu ihm, erhob ſeine Arme und rief in der tiefſten Rührung aus: „ach mein Freund!“ Dann umarmten einander beide. Die Unterredung währte über eine Stunde. Karl IV. erzählte dem Kaiſer alle Demüthigungen und allen Kummer, die er ſeit mehrern Monaten erfahren und ſagte im Tone des Schmerzes: „Ew. Majeſtät wiſſen „nicht was es heißt, ſich über einen Sohn zu beklagen zu „haben; das iſt das größte Unglück, das man erfahren „kann.“ Unter den Perſonen, die herbeigeeilt waren, den alten Souverainen ihre Huldigungen darzubringen, befand ſich auch ein Mann, der alle Blicke auf ſich zog: der Friedensfürſt. Bei dem Anblicke dieſes ſo geliebten Günſtlings konnten Karl IV. und die Königin ihr Schluchzen nicht unterdrücken und ſie ſanken in ſeine Arme. Es wäre ein rührender Auftritt geweſen, wenn der Gegenſtand ſo inniger Liebe dieſelbe verdient hätte. Am 1. Mai ſpeiſeten die Souveraine im Schloſſe Marac, der Friedensfürſt begleitete ſie, da er aber nicht eingeladen worden war, konnte er nicht mit an der kaiſerlichen Tafel ſitzen. Karl IV. wendete ſich ganz betrübt an den Kaiſer und fragte: „Und „Manuel, Sire, Godoy..?“ Napoleon konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und befahl, den Fürſten eintreten zu laſſen*).

Das Glück ſchien Godoy eine Gelegenheit zu bieten,

*) Der König litt an Rheumatismen. Während der Tafel ſprach er viel von ſeiner Jagdliebe, der er ſie zuſchrieb. „Alle „Tage,“ ſagte er, „welches Wetter auch war, im Winter wie im „Sommer, brach ich auf, nachdem ich die Meſſe gehört und ge„frühſtückt hatte; ich jagte bis ein Uhr, ſpeiſete dann und jagte „wieder bis gegen Abend. Abends ſagte mir Manuel, ob die „Geſchäfte gut oder ſchlecht gingen und ich legte mich nieder, „um am andern Tage wieder ſo zu leben.“

alle ſeine Fehler wieder gut zu machen. Er konnte, über dem Haſſe ſtehend, den er gegen Ferdinand fühlte und in edelem Gefühle für ſein Vaterland den Muth haben, den alten König zu hindern, das Werkzeug des Verderbens ſeines Hauſes zu werden; aber eine ſo edele und männliche Sprache verſtand Godoy nicht zu führen. Er befand ſich da, von dem Fluche des ganzen Spaniens verfolgt, mit Haß im Herzen und vergalt allen ſeinen Feinden, Prinzen, Höflingen und Volke, Haß mit Haß, Rache mit Rache. Er lebte, er war frei; der Kaiſer hatte ihn aus dem Kerker befreit und ſein Haß gegen Ferdinand barg ſich unter der Maske des Dankes, der ihn an ſeinen Wohlthäter feſſelte. Er ſprach jeden Tag mit dem Kaiſer und ergab ſich ihm ohne Rückhalt; Alles was der Gebieter Frankreichs von ihm verlangte, that er bereitwillig. Was kümmerte ihn die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes und die Ehre ſeiner Gebieter? Es that ſeinem Herzen wohl, daß Ferdinand das Schickſal des alten Königs und das ſeinige theilen, daß er nicht mehr regieren und ſein ganzes Leben hindurch zu den Qualen eines getäuſchten Ehrgeizes verurtheilt ſein ſollte. Mochte das Haus Bourbon untergehen, war doch dann das Unglück Ferdinands vollſtändig und Godoy gerächt! Uebrigens brauchte der Zorn der alten Souveraine gegen ihren Sohn nicht noch gereizt zu werden; die Rache war ihnen faſt ſo ſüß wie dem Günſtlinge. Dieſer theilte ihnen den Willen des Kaiſers mit; ſie erfuhren Alles; ſie wußten nun, daß man ihre Krone, die Exiſtenz ihrer Dynaſtie von ihnen verlangte und es erhob ſich kein Schrei des Unwillens aus ihrer Bruſt. Der Nachkomme Ludwigs XIV., der Sohn Karls III. überlieferte ſeinen Thron, ſeine Völker, die Ehre ſeines Hauſes, ſelbſt die Freiheit ſeiner Kinder dem Manne, der den letz-

ten Condé ſo umbarmherzig behandelt hatte. Ewige Schmach auf ſo viel Feigheit und Ehrloſigkeit!

Noch am Tage ſeiner Ankunft in Bayonne, am 30. April, ließ Karl IV. ſeinen Sohn Ferdinand rufen und forderte ihn im Beiſein der Königin, des Kaiſers und des Friedensfürſten in gereiztem Tone auf, ihm ſeine Krone zurückzugeben. Der junge Prinz wollte antworten; da erhob ſich der alte König wüthend von ſeinem Sitze, klagte den Sohn an, er habe ihm mit der Krone das Leben entreißen wollen und drohete, wenn er ſeinen Aufforderungen nicht nachkomme, ihn und ſeine Räthe wie ausgewanderte Rebellen zu behandeln. Auch die Königin nahm das Wort und erging ſich in den heftigſten Schmähungen gegen Ferdinand. Als Napoleon in das Schloß Marac zurückgekommen war, berief er, noch ergriffen von dem, was er geſehen und gehört hatte, alle ſeine Umgebungen und erzählte ihnen das Geſchehene. Er ſchilderte ihnen den alten König, der ſeinen Sohn anklagte, ſich über die Verſchwörungen deſſelben und über die Beſchimpfung ſeines grauen Haares beklagte. „Er war," ſagte er, „der König Priamus." Als er von der Königin ſprach, rief er aus: „welches Weib! „welche Mutter! Sie hat Grauen in mir erregt und „mich mit Mitleid mit Ferdinand erfüllt*)."

Der Prinz hatte ſich beſtürzt, doch noch nicht völlig gebeugt zurückgezogen. Am 1. Mai ſchrieb er an ſeinen Vater, daß er bereit ſei, ihm die Krone zurückzugeben, ſtellte aber die Bedingung, daß er Karl IV. nach Madrid begleite, in Beiſein der Cortes ſeine Entſagung ausſpreche und die Gründe angebe, die ihn dazu beſtimmten; daß ſein

*) Mémoires sur la révolution d'Espagne, par l'abbé de Pradt. Vol. I. p. 131.

Vater die Perſonen nicht mit ſich nehme, welche mit Recht ſich den Haß der ſpaniſchen Nation zugezogen hätten und daß er, Ferdinand, wenn ſein Vater nicht mehr regieren, nicht wieder nach Spanien zurückkehren möge, im Namen ſeines Vaters und als deſſen Statthalter regieren wolle. Der alte König antwortete am nächſten Tage und ſein Brief verdient die Beachtung der Geſchichte; er iſt von der Hand Karls IV. geſchrieben und unterzeichnet, offenbar aber von dem Kaiſer dictirt. Gedanken und Styl, alles verräth den wirklichen Verfaſſer. Nachdem er an die Hauptereigniſſe erinnert, die ſeit dem Frieden von Baſel in Spanien vorgekommen, an das Complot vom Escurial und die Milde, die er bewieſen, indem er ſeinem Sohne verziehen, gelangt Karl IV. zu der Revolution von Aranjuez und ſagt:

„Welches war Dein Verhalten? Du haſt meinen gan„zen Palaſt in Aufruhr gebracht und meine Garden gegen „mich aufgewiegelt; Dein Vater war Dein Gefangener; „mein erſter Miniſter, den ich erhoben und in meiner Fa„milie aufgenommen hatte, wurde blutend von Kerker zu „Kerker geſchleppt; Du haſt mein graues Haar beſchimpft „und von demſelben eine Krone geriſſen, die mit Ruhm „von meinen Ahnen getragen worden war und die ich un„befleckt erhalten hatte... Ich wendete mich an den Kai„ſer, nicht als König an der Spitze ſeiner Truppen und „umgeben von dem Glanze des Thrones, ſondern als un„glücklicher und verlaſſener König. Ich fand Schutz und „Zuflucht in ſeinem Lager, ich verdanke ihm mein Leben, „wie das Leben der Königin und meines erſten Miniſters. „Er kennt alle Beleidigungen, die ich erlitten und alle „Gewaltthaten, die mir geſchehen ſind. Er hat mir erklärt, „daß er Dich nie als König anerkennen würde und daß

„der Feind ſeines Vaters dem Auslande kein Vertrauen „einflößen könnte. Uebrigens hat er mir Briefe von Dir „gezeigt, die von Deinem Haſſe gegen Frankreich zeugen. „Indem Du mir meine Krone entriſſeſt, zertrümmerteſt Du „die Deinige. Dein Benehmen gegen mich und Deine „Briefe, die aufgefangen worden ſind, haben eine eherne „Schranke zwiſchen Dir und dem Throne Spaniens auf- „gebaut. Es liegt weder in Deinem Intereſſe noch in dem „Spaniens, daß Du nach demſelben ſtrebſt. Hüte Dich, „ein Feuer anzuſchüren, deſſen unvermeidliche Folge Dein „gänzliches Verderben und das Unglück Spaniens ſein würde. „Ich bin König nach dem Rechte meiner Väter; meine „Abdankung war die Folge von Gewaltthat; ich habe alſo „von Dir nichts zu empfangen. Ich kann keine Zuſam- „menkunft von Abgeordneten der Nation genehmigen. Auch „dies iſt ein Fehler der unerfahrenen Männer, die Dich „umgeben. Ich habe für das Glück meiner Unterthanen „regiert und will ihnen nicht Bürgerkrieg, Aufſtände, Volks- „verſammlungen und Revolutionen hinterlaſſen. Alles muß „für das Volk geſchehen, nichts darf durch daſſelbe ge- „ſchehen. Wer dies vergißt, macht ſich aller Verbrechen „ſchuldig, die aus dieſer Vergeſſenheit fließen. Nachdem „ich mich überzeugt haben werde, daß die Religion Spa- „niens, die Integrität unſerer Provinzen, ihre Unabhän- „gigkeit und ihre Vorrechte erhalten werden, ſteige ich in „das Grab und verzeihe Dir die Bitterkeit meiner letzten „Jahre.“

Der Prinz antwortete ſeinem Vater am 4. Mai. Sein Brief war gewandt und würdevoll. Er wies jede perſön-liche Theilnahme an dem Aufſtande von Aranjuez von ſich und ſuchte zu beweiſen, daß die Abdankung Karls IV. eine ganz freiwillige geweſen. Er erklärte, eine Entſagung wie

die, welche man von ihm verlange, könnte ohne die förmliche Zuſtimmung aller Perſonen, die ein Recht auf die Krone hätten oder haben könnten und noch weniger ohne die Zuſtimmung der ſpaniſchen Nation, die von den Cortes vertreten ſei, nicht ſtattfinden. Zuletzt wiederholte er ſeine Weigerung, der Krone zu entſagen, wenn ſein Vater nicht in das willige, was er in ſeinem Briefe vom 1. Mai verlangt.

Der Prinz konnte ſich über das, was ihn erwartete, nicht im mindeſten täuſchen; es handelte ſich nicht mehr um ſeine Krone, ſondern um die Freiheit ſeiner Perſon und aller Mitglieder ſeiner Familie. Da faßte er denn einen äußerſten Entſchluß; er benachrichtigte insgeheim ſeinen Oheim, den Infanten Don Antonio, von ſeiner Lage und ſandte ihm ein königliches Decret in folgender Faſſung zu: „Die Junta wird Alles thun, was ſie für den Dienſt „des Königs und des Landes für nothwendig hält und zu „dieſem Zwecke beſitzt ſie jede Gewalt, mit welcher Se. „Majeſtät ſelbſt bekleidet ſein würde.“ Dieſes Decret kam der Junta in zweiter Abſchrift zu, da die erſte aufgefangen wurde*).

---

*) Die Beſorgniß des jungen Prinzen geht vollſtändig aus dem folgenden Briefe hervor, den er am 28. April an ſeinen Oheim Don Antonio geſchrieben hatte, der ebenfalls aufgefangen wurde und auf den Karl IV. in ſeinem Briefe vom 2. Mai an ſeinen Sohn anſpielt.

„Lieber Freund,

„Ich habe Deinen Brief vom 21. erhalten und die beiliegenden Abſchriften der beiden andern von Murat und ſeine „Antwort geleſen. Ich bin zufrieden. Ich zweifele nicht an Deiner Klugheit und Deiner Freundſchaft für mich und weiß nicht, wie „ich Dir danken ſoll. Die Kaiſerin iſt geſtern Abend um 7 Uhr

Am 4. Mai kamen zwei von der Junta gewählte Abgeordnete verkleidet in Bayonne an. Sie entgingen der Wachſamkeit der kaiſerlichen Polizei, ſetzten ſich insgeheim mit Ferdinand in Verbindung und legten ihm folgende Fragen vor: „Billige er, daß die Junta im Nothfalle eine „oder mehrere Perſonen aus ihrem Schooße wähle, die ſich „an einen Ort begäben, wo ſie frei handeln könnten? Wolle „er, daß man die Feindſeligkeiten gegen die franzöſiſche „Armee beginne und wann und wie ſolle dies geſchehen? „Solle man ſich ſchon jetzt dem Einrücken neuer franzö„ſiſcher Truppen in Spanien widerſetzen? Müſſe man „unmittelbar zur Berufung der Cortes ſchreiten? Mit „welchen Gegenſtänden ſollten ſie ſich beſchäftigen?"

---

„angekommen. Einige kleine Kinder riefen: es lebe die Kaiſe„rin! und auch dieſer Ruf war ſehr kalt. Sie fuhr ſogleich „weiter nach Marac. Ich werde ihr heute einen Beſuch machen. „Cevallos hat geſtern eine ſehr lebhafte Unterredung mit dem „Kaiſer gehabt, der ihn Verräther nannte, weil er Miniſter mei„nes Vaters geweſen iſt und ſich mir angeſchloſſen hat; dies war „die Urſache ſeiner Verachtung gegen ihn. Ich weiß nicht, wie „Cevallos hat an ſich halten können, denn er wird ſehr leicht „heftig, beſonders wenn er ſolche Vorwürfe hört. Ich hatte Ce„vallos bisher nicht gekannt und ſehe nun, daß er ein vortreff„licher Mann iſt, der ſeine Geſinnungen nach den wirklichen In„tereſſen ſeines Vaterlandes regelt und daß er einen feſten und „kräftigen Character beſitzt, ſowie ihn ſolche Intereſſen erfordern.

„Ich zeige Dir an, daß Marie Louiſe (die ehemalige Köni„gin von Etrurien) an den Kaiſer geſchrieben hat, ſie ſei bei der „Abdankung meines Vaters zugegen geweſen und ſei verſichert, „jene Abdankung ſei nicht freiwillig erfolgt... Regiere gut und „nimm Vorſichtsmaßregeln, damit nicht etwa die verfluchten Fran„zoſen ſchlimm mit Dir verfahren. Empfange die Verſicherun„gen meiner innigſten Zuneigung."

Der Prinz antwortete am andern Tage, 5. Mai, den Abgeordneten der Junta, daß er nicht frei ſei. „Er könnte „folglich keine Maßregel zur Erhaltung des Souverains und „der Monarchie ergreifen, aber er gäbe der Junta unbe„ſchränkte Vollmacht; er ermächtige ſie durch ein förm„liches Decret ſich an jeden Ort zu begeben, den ſie für „geeignet hielte und da im Namen des Königs alle Be„fugniſſe der Souverainetät auszuüben. Die Feindſelig„keiten müßten von dem Augenblicke an beginnen, in wel„chem der König in das Innere Frankreichs abgeführt „würde, was nur mit Gewalt geſchehen könnte.“ Ein zweites Decret, das an demſelben Tage erlaſſen wurde, ſagte: „die Cortes ſollten ſich an dem paſſendſten Orte „verſammeln und ſich zuerſt damit beſchäftigen, Truppen „und Geld zur Organiſation der Vertheidigung des Landes „herbeizuſchaffen und ihre Seſſion ſollte permanent ſein.“

In demſelben Augenblicke, in welchem Karl IV. ſeinem Sohne die Krone entzog und in deſſen Perſon ſein ganzes Haus verletzte, am 2. Mai, gab das ſpaniſche Volk, in welchem die alte caſtilianiſche Energie noch lebte, in Madrid das erſte Zeichen ſeines langen und blutigen Kampfes mit dem Beherrſcher Europa's. Die Haltung des Großherzogs von Berg und des franzöſiſchen Geſandten, nachdem Ferdinand ſeine Hauptſtadt verlaſſen hatte, mehr als Alles aber die Freilaſſung des Friedensfürſten hatten eine außerordentliche Aufregung in den Gemüthern hervorgebracht. Die Nation, welche in ihrem Haſſe gegen Godoy eben ſo verblendet war wie der alte König in ſeiner Liebe zu dem Manne, verfolgte in dem gefallenen Günſtlinge einen ſchlechten Miniſter, der um ſeine Habſucht und Ausſchweifungen befriedigen zu können, die Staatsgelder verſchleudert, Spanien erſt an England, dann an Frank-

reich verkauft und ſein Vaterland in's Verderben und in Schande geſtürzt hatte. Ein Theil des Haſſes, den der Schützling einflößte, fiel natürlich auch auf den Beſchützer. Der Spanier weiß Großes zu ſchätzen und zu ehren; er iſt ſtolz, feurig und voll Muth, kann aber ſeine edeln Eigenſchaften nicht lenken und leiten, da es ihm an Bildung fehlt. Sein Stolz artet faſt immer in Anmaßung und ſein Eifer in Ungeſtüm aus. Wenn eine Dienſtleiſtung ihn tief rührt, ſo vergißt er noch weniger einen empfangenen Schimpf und ſein beleidigter Stolz macht ihn unverſöhnlich in ſeiner Rache. Der Mann, welcher ſeit zwölf Jahren die Welt mit ſeinem Ruhme erfüllte, hatte die Phantaſie dieſes Volkes beſtochen, welches das Großartige liebt. Vor den Ereigniſſen von Aranjuez bewunderten alle Spanier den Kaiſer und es war nicht kalte Verſtandesachtung, was ſie für den großen Fürſten fühlten, ſondern Begeiſterung. Als aber ihr junger König ſeine Hauptſtadt verließ und ohne Truppen und Garden ihm entgegenzog, konnten ſie ſich einer unbeſtimmten Beſorgniß nicht erwehren. Indeß beruhigte ſie ihr Vertrauen auf die Hochherzigkeit des Kaiſers. Sie theilten die Illuſionen ihres Prinzen und glaubten wie er, er würde den Kaiſer in Burgos oder Vittoria treffen; als ſie aber ſahen, daß der Großherzog von Berg alle Gegenſtände ihrer Verachtung, Karl IV., die Königin und Godoy in ſeinen Schutz nahm, als zu dieſen Urſachen der Enttäuſchung die Laſt der fremden Militärmacht kam, als ſie endlich erfuhren, daß Ferdinand in Mißachtung ſeiner königlichen Würde nach Bayonne gebracht worden ſei und daß da der Kaiſer gewagt habe, die ſouveraine Macht und die Freiheit Ferdinands anzutaſten, erfolgte plötzlich eine ſchreckliche Reaction. In einem Augenblicke erfüllte alle Herzen der Haß gegen

die Franzoſen. Die ſpaniſche Nation, die ſich um ſo tiefer verletzt fühlte, je mehr ſie getäuſcht worden war, verwünſchte denſelben Mann, den ſie einige Tage vorher ſo aufrichtig bewundert hatte. Ueberall gab ſich die heftige Aufregung kund, welche die Revolutionen andeutet. In Madrid, in Burgos, in Toledo glüheten alle Köpfe; überall verließ das Volk ſeine Arbeit, um ſich nur mit den Gefahren zu beſchäftigen, welche den König bedroheten; es wurde in ſeinen Tiefen aufgeregt wie ein vom Sturme gepeitſchtes Meer. Bald verbreiteten ſich ſeltſame Gerüchte und die unwiſſende Menge nahm ſie gierig auf. Man ſagte, Ferdinand habe in Bayonne eine erhabene Sprache geführt und dem Kaiſer erklärt, er würde lieber ſterben, als ſich durch Aufgebung ſeiner ſouverainen Rechte entehren. Man ſetzte hinzu, Biscaya, Navarra, Catalonien und Aragonien wären in Maſſe aufgeſtanden und die franzöſiſchen Truppen in dieſen Provinzen hätten die Waffen geſtreckt. Die ſchon entflammten Gemüther konnten ſich bei der Erzählung dieſer unwahren Gerüchte nicht mehr zähmen. In Madrid wurden glühende Flugſchriften in alle Häuſer geworfen, welche alle Spanier zu den Waffen riefen. Wenn auch Murat eine drohende Haltung annahm, die Poſten verdoppelte und ſeine Kanonen durch die Stadt fahren ließ, der Haß im Volke war größer als die Furcht; es trotzte unſerer Fahne, es beleidigte ſie und einzelne Mordthaten dienten als Vorſpiel zu dem organiſirten Aufſtande der Maſſen. Schon war in mehrern Städten, namentlich in Burgos und Toledo, ein Zuſammenſtoß zwiſchen den Bewohnern und unſern Soldaten erfolgt. Von beiden Seiten war Blut gefloſſen und jeder Tag ſah neue Opfer in unſern Reihen fallen. Alles verrieth eine nahe und heftige Erſchütterung. Murat war darauf vorbereitet.

Am 1. Mai kündigte dieſer Fürſt der oberſten Junta an, der König Karl IV. berufe ſeine Tochter, die ehemalige Königin von Etrurien, ſeinen jüngſten Sohn, Don Francisco de Paula und ſeinen Bruder, den Infanten Don Antonio nach Bayonne. Die Junta antwortete, da der Infant de Paula nur dreizehn Jahre alt ſei, ſo könne ſie denſelben ohne einen beſtimmten Befehl von Ferdinand nicht nach Bayonne ſenden. Murat drang darauf und erklärte, er übernehme die Verantwortlichkeit. Die Junta, die wohl Bedenklichkeiten hatte, aber doch auch eingeſchüchtert war, wagte nicht ſich auszuſprechen; ſie verbrachte die ganze Nacht vom 1. zum 2. Mai in Berathung; endlich gab ſie der Gewalt nach und willigte in die Abreiſe. Am 2. früh ſtanden die Wagen, welche die Infanten fortbringen ſollten, vor dem Palaſte und das Volk umgab ſie lärmend. Die Königin von Etrurien erſchien zuerſt; ſie kam eilig die Stufen am Palaſte herunter, warf ſich mit ihren beiden Kindern in den Wagen und fuhr fort. Dieſe Prinzeſſin hatte Madrid ſehr jung verlaſſen, um nach Toscana zu gehen; ſie war faſt eine Fremde für die Spanier. Als das Unglück, das ihre Familie verfolgte, ſie in die Heimath zurückgebracht hatte, ergriff ſie mit Eifer die Sache der gefallenen Souveraine. Das Volk hatte ihr dies nicht verziehen und ſah ſie alſo mit einer gewiſſen Freude abreiſen. Es wendete dagegen ſeine ganze Fürſorge dem jüngſten Infanten zu. Es verbreitete ſich das Gerücht, man wolle den Infanten Don Francisco de Paula entführen und nach Bayonne bringen; man ſagte er weine und wolle nicht fort. Die Wagen ſtanden bereit, die Maulthiere waren angeſpannt; eine unbeſchreibliche Aufregung bemächtigte ſich der Menge; Frauen und Männer ſtießen wüthendes Geſchrei aus. In dieſem Augenblicke

erſchien ein Adjutant des Großherzogs von Berg, Aug. de la Grange. Aus dem Volke rief eine Stimme: „da kommt er; er will den Infanten entführen!“ Alsbald ſah ſich der franzöſiſche Offizier umringt und tauſend Arme erhoben ſich um ihn zu ſchlagen. Er würde ermordet worden ſein, wenn nicht ein Offizier der walloniſchen Garde ihn mit Gefahr ſeines Lebens geſchützt hätte.

Als Murat erfuhr, was vorging, ließ er ein Bataillon und zwei Geſchütze vorrücken, welche die Menge mit Flinten- und Kartätſchenſchüſſen zerſtreuten. Er hielt damit den Auflauf für unterdruckt, aber bald ergriff der Aufruhr die ganze Stadt. In einem Augenblicke ſtürzte die ganze männliche Bevölkerung aus den Häuſern auf die Soldaten. Es begann ein ſchrecklicher Kampf. Wehe den einzelnen Franzoſen, die ſich auf der Straße ſehen ließen! Sie wurden unbarmherzig ermordet. Mönche mit dem Crucifix in der Hand führten die wüthende Menge an; aus allen Fenſtern warf und ſchoß man auf unſere Soldaten. Murat hatte anfangs nur eine ſehr kleine Anzahl von Soldaten aufgeboten; als er ſie gefährdet ſah, ließ er ſie auf die Hauptmacht vor der Stadt zurückgehen. Als er alle beiſammen hatte, ſchickte er ſie gegen die Inſurgenten. Sie rückten in tiefen Colonnen ein, trieben Alles vor ſich her und marſchirten gegen den Geſchützpark, wo der Aufſtand alle ſeine Widerſtandsmittel concentrirt hatte, drangen in dieſe Verſchanzung ein und blieben Herren der Stadt. Der Aufſtand war beſiegt, aber nicht unterdrückt; Franzoſen und Spanier ermordeten einander noch immer mit beiſpielloſer Wuth. Da begaben ſich der Kriegs- und der Finanzminiſter, O'Farill und Azanza, beide Mitglieder der oberſten Junta, zu dem Großherzoge und bewogen ihn das Feuer einſtellen zu laſſen, wofür ſie ihm verſprachen ihrer

Seits Alles aufzubieten, um das Volk zu beruhigen. Sie gingen mit einem weißen Tuche in der Hand durch die Straßen; allmälig hörte das Feuer auf; die Gruppen der Inſurgenten zerſtreuten ſich und die Stadt, die noch eben ein Schlachtfeld geweſen, kehrte zur Ruhe zurück, freilich zur Ruhe der Trauer und Thränen, denn auf beiden Seiten waren Ströme von Blut gefloſſen und man ſchrieb einander die ſchlimmſten Pläne zu. Die Spanier blieben nicht mehr blos dabei ſtehen, daß der Kaiſer die regierende Dynaſtie ſtürzen wolle; die erſchreckte Phantaſie ging noch viel weiter; man erzählte mit Entſetzen, das Oberhaupt Frankreichs ſei entſchloſſen, Spanien zu erobern, daſſelbe ſeinem Reiche einzuverleiben und, wenn es ſich widerſetze, mit Feuer und Schwerdt zu unterwerfen. Murat ſeiner Seits glaubte in der Schnelligkeit und Ordnung, mit welcher das Volk von Madrid aufgeſtanden war und ſich bewaffnet hatte, Beweiſe eines längſt vorbereiteten weitgreifenden Complottes zu ſehen. Sein Argwohn ging bis zur oberſten Junta ſelbſt hinauf. Der Auflauf war beſänftiget und die Gruppen waren zerſtreut, als man von Neuem ſchießen hörte; man eilte hin, man erkundigte ſich und erfuhr, daß funfzig Unglückliche, die mit den Waffen in der Hand ergriffen und von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt worden waren, am Prado erſchoſſen worden. Das Volk von Madrid hatte am 2. Mai ſchreckliche Grauſamkeiten an unſern Soldaten begangen; man hatte geſehen, wie Haufen von Unſinnigen in die Hospitäler eingedrungen, über die kranken Soldaten hergefallen waren und ſie in ihren Betten ermordet hatten; aber dem Commandanten der franzöſiſchen Armee kam es nicht zu, ſolche Gräuelthaten zu rächen; es war ſeine Pflicht die Gemüther zu beruhigen, nicht ſie durch grauſame Wiederver-

geltung noch mehr zu erbittern. Er wollte die Spanier einſchüchtern, erbitterte aber nur ihren Haß und machte den Aufſtand national. Die Hauptſtadt war von Bewohnern der Provinz erfüllt, welche die Thronbeſteigung Ferdinands VII. herbeigezogen hatte; ſie kehrten zu ihren Familien zurück, erzählten die Auftritte, deren Zeugen ſie geweſen waren und verbreiteten überall den Haß gegen den franzöſiſchen Namen. Der Glanz, der unſere Fahne umgeben hatte, war geſchwunden. Die Spanier waren nahe dabei geweſen, unſere Soldaten für Halbgötter zu halten; jetzt, da ſie ſich mit ihnen gemeſſen hatten, ſahen ſie, daß ſie eben auch nur Menſchen waren und fürchteten ſie nicht mehr. Der Krieg hatte begonnen, ein ſchrecklicher ruhmloſer Krieg, der die moraliſche Macht Napoleons tief erſchütterte und endlich eine der Haupturſachen ſeines Unglücks und ſeines Sturzes wurde.

Für den Augenblick ſiegte Murat. Am 3. Mai früh reiſete der Infant Don Francisco de Paula nach Bayonne mit einer Bedeckung franzöſiſcher Reiterei ab. Am Tage darauf brach auch der Infant Don Antonio auf, der mit folgenden Worten von der Junta Abſchied nahm: „ich reiſe „auf Befehl des Königs nach Bayonne und fordere die „Junta auf, in dem Syſteme fortzuhandeln gerade als „wäre ich noch bei ihr. Gott ſtehe uns bei. Lebet wohl „bis zum Thale Joſaphat!“

Der Kaiſer erfuhr die traurigen Ereigniſſe vom 2. Mai zuerſt und ſie berührten ihn ſehr ſchmerzlich. Er begab ſich ſogleich zu den alten Souverainen, legte ihnen den Bericht Murats vor und ſagte: „Sehen Sie da, was ich „aus Madrid erhalte; ich kann es mir nicht erklären.“ Karl IV. las den Brief des Großherzogs mit großer Bewegung, dann wendete er ſich zu dem Friedensfürſten und

befahl ihm ſofort Ferdinand und Don Carlos rufen zu laſſen. „Ich irre mich entweder ſehr,“ ſagte der Kaiſer, „oder die Infanten wiſſen von dieſer Sache. Es thut „mir ſehr leid, aber ich wundere mich nicht darüber.“ Aber wie könnte man die Königin ſchildern, die mit zornentflammtem Geſichte dabei ſtand und in die heftigſten Worte ausbrach? Sie klagte Ferdinand ihren Sohn dem Kaiſer als Verräther an und beſchuldigte ihn, er habe ſie wie den König Karl IV. ermorden laſſen wollen; ſie ſchrieb ſeinen Intriguen die Metzeleien vom 2. Mai zu. Die beiden jungen Prinzen erſchienen mitten unter dieſen Verwünſchungen und nun begann ein Auftritt, über den wir gern zur Ehre des Königthums einen Schleier breiten möchten. Karl IV. rief mit zornbebender Stimme ſeinen älteſten Sohn an und fragte ihn, ob er Nachrichten aus Madrid habe. Ferdinand ſchwieg. „Nun, ſo will ich Dir „Nachrichten mittheilen,“ fuhr der Vater fort, worauf er ihm den Aufſtand vom 2. Mai und die Metzeleien erzählte, welche die Straßen der Hauptſtadt mit Blut befleckt hatten. Darauf ſetzte er hinzu: „glaubſt Du mich überreden „zu können, Ihr, Du und die Elenden, die Dich lieben, „hättet keinen Theil daran? Haſt Du Dich ſo beeilt, „mich vom Throne herabzureißen, um meine Unterthanen „ermorden zu laſſen? Sage mir, glaubſt Du mit ſolchen „Mitteln lange regieren zu können? Wer hat Dir zu „dieſem Unternehmen gerathen? Glaubſt Du keinen Ruhm „zu gewinnen als den eines Mörders?“ Ferdinand vermochte kein Wort zu ſprechen. „So rede doch, Unſinni„ger!“ rief ihm ſein Vater zu. Auch die Königin erhitzte ſich gegen ihren Sohn und ſie begnügte ſich nicht ihm blos die beleidigendſten Vorwürfe zu machen, ſie ſtand von ihrem Stuhle auf, trat zu dem Prinzen und erhob die Hand als

wolle ſie ihn ſchlagen. Der alte König forderte darauf ſeinen Sohn auf augenblicklich eine einfache und beſtimmte Abdankung zu unterzeichnen und drohete ihn als Verſchwörer zu behandeln, wenn er ſich weigere. Der Kaiſer war ſtummer Zeuge dieſes ſchrecklichen Wortwechſels geweſen, aber nun nahm er das Wort, wendete ſich zu Ferdinand und ſagte: „Prinz, bis dieſen Augenblick hatte ich keine „beſtimmte Anſicht über die Ereigniſſe, welche Sie hier „hergebracht haben; das in Madrid vergoſſene Blut macht „meiner Unentſchloſſenheit ein Ende. Dieſe Metzelei kann „nur das Werk einer Faction ſein, die Sie nicht zu ver„läugnen vermögen und nie werde ich als König von „Spanien denjenigen anerkennen, welcher zuerſt das Bünd„niß brach, indem er die Ermordung meiner Soldaten in „dem Augenblicke anbefahl, in welchem er zu mir kam, „um mich um die Gutheißung der ſchändlichen That an„zugehen, durch welche er auf den Thron zu gelangen „hoffte. Ich habe Verpflichtungen nur gegen den König „Ihren Vater und ich werde ihn nach Madrid zurückführen, „wenn er es wünſcht.“ — „Das will ich nicht,“ fiel lebhaft Karl IV. ein*). „Was ſoll ich in einem Lande machen, „in welchem er alle Leidenſchaften gegen mich bewaffnet „hat? Ich würde überall nur aufrühreriſche Unterthanen

*) Don Pedro Cevallos erzählt dieſen Auftritt in ganz anderer Weiſe. Er ſchildert Ferdinand verlegen, aber ſelbſt den Drohungen ſeiner Aeltern widerſtehend; dann ſetzt er hinzu, der Kaiſer habe den Muth des jungen Königs durch die Worte vollends niedergeſchlagen: „Prinz, Sie haben zwiſchen Abdankung und Tod zu wählen.“ Dieſe Anklage wäre ſehr ernſt, wenn ſie nicht aus einer Feindes-Feder käme. Cevallos iſt ein Zeuge, dem zu viel daran lag die Wahrheit zu ändern, als daß er glaubbar ſein könnte.

„finden. Soll ich mein Alter dadurch entehren, daß ich „meine Unterthanen bekriege und ſie auf's Blutgerüſt füh„ren laſſe? Nein, das will ich nicht; er wird dies beſſer „im Stande ſein als ich." Darauf wendete er ſich noch einmal an ſeinen Sohn und ſagte: „Du glaubſt alſo, es „ſei ſo leicht zu regieren? Siehe da die Uebel, welche „Du über Spanien bringſt! Du haſt ſchlechten Rath„ſchlägen gefolgt; ich will mich nicht einmiſchen. Geh!"

Ferdinand war niedergeſchmettert und ging in der traurigen Haltung eines Verbrechers hinaus, welcher ſein Urtel vernommen hat. Sein Muth war erſchöpft. Von dieſem Augenblicke an verſuchte er nicht mehr zu kämpfen. Am 6. Mai ſandte er ſeinem Vater eine beſtimmte Abdankung, aber Karl IV. hatte nicht gewartet, daß ſein Sohn ihm die Krone zurückgebe, um ſie dem Kaiſer abzutreten. Am Tage vorher hatte er die Acte dieſer Ueberlaſſung unterzeichnet und nur zwei Bedingungen dabei geſtellt, nämlich daß die ſpaniſche Monarchie ihre Integrität behalte und daß die katholiſche Religion auch in Zukunft die ausſchließliche des Landes bleibe. Der Vertrag wurde im Namen des Kaiſers von dem Großmarſchall Duroc und im Namen Karls IV. von dem Friedensfürſten unterzeichnet. Napoleon wies den alten Souverainen als Reſidenz das Schloß Compiègne und als volles Eigenthum das Schloß Chambort nebſt allem Zubehör mit einem jährlichen Einkommen von 8 Millionen Francs an. Jedem der Infanten wurde ein Einkommen von 100,000 Francs beſtimmt.

Ferdinand beſtätigte durch eine Acte, welche am 10. Mai unterzeichnet wurde, die Entſagung ſeines Vaters. Der Kaiſer verpflichtete ſich ihm ein Einkommen von 1 Million Francs zu zahlen und verbürgte ihm für ſich und ſeine Erben den Beſitz der Paläſte und Domainen in Navarra.

Der Canonicus Escoïquiz hatte den Schmerz ſeinen Namen unter dieſen Vertrag ſetzen zu müſſen, welcher das Unglück ſeines Herrn guthieß. Die Nachwelt wird die Namen Godoy und Escoïquiz in dieſer traurigen und ſchmachvollen Geſchichte nie von den Zwiſtigkeiten und dem Unglücke des Hauſes Spanien trennen.

Die Infanten Don Antonio und Don Carlos gaben am 12. Mai ihre Zuſtimmung zu der Entſagung Karls IV. und Ferdinands.

Die Beraubung war alſo vollbracht und Napoleon hatte die Krone Spaniens in ſeiner Hand. Auf welches Haupt wird er ſie ſetzen? Seine Wahl iſt getroffen. Da Ludwig ſich geweigert hat, ſie anzunehmen, ſo wollte er ſie ſeinem Bruder, dem König von Neapel anbieten. Er hatte den Großherzog von Berg bereits davon benachrichtiget; dieſer Fürſt aber, der ſelbſt nach der Krone ſtrebte und hoffte, Joſeph würde ſie wie der Bruder ausſchlagen, arbeitete in Madrid unterdeß für ſeine Rechnung. Er hatte ſich mit mehr Eifer als Kunſt Anhänger in dem großen Staatskörper zu erwerben geſucht und die einflußreichſten Mitglieder des Rathes von Caſtilien wie die der oberſten Junta aushorchen laſſen. Herr Laforeſt war ſo ſchwach dieſe Wünſche und Beſtrebungen, die gegen die Pläne des Kaiſers liefen, zu begünſtigen ſtatt ſie zu bekämpfen. Er ſchrieb am 11. Mai an Champagny: „Obgleich Se. kaiſerl. Hoheit der Großherzog von Berg unter der Hand verbreiten läßt, Se. Majeſtät der König „von Neapel ſei beſtimmt über Spanien zu regieren, ſo „bemerke ich doch, namentlich ſeit drei Tagen, eine gewiſſe „Kälte in dem Publicum, wenn es Joſeph Bonaparte und „nicht Joachim wählen ſoll.“ Der Kaiſer war überraſcht und verletzt, daß der Großherzog von Berg nach einem

Throne zu ſtreben wage, der für den Bruder ſeines Souverains beſtimmt war und daß ſein Geſandter eine Rolle in dieſer Intrigue übernommen habe. Er ließ dem Letztern ſtrenge Vorwürfe machen. An demſelben Tage, an welchem Laforeſt an Champagny den erwähnten Brief ſchrieb, ſchrieb ihm dieſer Miniſter:

„Als Se. Majeſtät Sie neben Se. kaiſerliche Hoheit „ſtellte, hatte er die Abſicht, neben den Fürſten einen Mann „zu bringen, welcher beſitze was jenem abgehen muß, Ge„ſchäftskenntniß und Menſchenkenntniß und welcher die „glänzenden Eigenſchaften Sr. kaiſerlichen Hoheit mit den „Kenntniſſen, die er in langer Civillaufbahn erworben und „mit jener Kaltblütigkeit unterſtützen könne, mit welcher „der in den Geſchäften Erfahrene die Dinge beurtheilt. „Der Kaiſer findet, daß Sie dieſen Abſichten nicht entſpro„chen haben. Er beſchuldiget Sie einer geheimen Schwach„heit, welche die Verführung des Fürſten allerdings ſehr „entſchuldiget, daß Sie namentlich geleitet würden, wo „Sie hätten leiten ſollen und daß Sie ſich zu einer Ge„fälligkeit hergaben, die man Speichelleckerei nennt. ..... „Er meint, es gebe keine Stimme für den Großherzog „und könne keine geben; die ſpaniſche Nation, die ſich noch „in dem Haſſe und in der Demüthigung befindet, in welche „ſie durch die letzten Ereigniſſe gebracht worden iſt, muß „ſchon aus Eigenliebe jeden andern mehr wünſchen als „den Großherzog, der an einem Tage ihren Stolz verletzt „und alle ihre Hoffnungen gebrochen hat.“

Die Annahme der ſpaniſchen Krone durch den König von Neapel machte natürlich den Hoffnungen und geheimen Intriguen Murats ein Ende. Wenn Joſeph nur ſeine natürliche Mäßigung zu Rathe gezogen hätte, würde er ſein ſchönes, friedliches italieniſches Reich der gefährlichen

Ehre vorgezogen haben über Spanien zu herrſchen, aber er fürchtete durch eine Weigerung ſeinen Bruder in Verlegenheit zu bringen. Er nahm alſo das neue ſtürmiſche Geſchick an, das Napoleon dem Ehrgeize ſeiner Familie eröffnete, verließ Neapel und begab ſich nach Bayonne.

Der Kaiſer wollte doch ſich ſtellen als gebe er den Wünſchen der ſpaniſchen Nation nach, während er ihr Gewalt anthat. Beſonders lag ihm daran, daß der erſte Staatskörper, der Rath von Caſtilien, die Initiative ergreife und offiziell den Wunſch ausſpreche, die Krone möchte dem Könige Joſeph übertragen werden, aber der Großherzog von Berg und der franzöſiſche Geſandte trafen auf Widerſtand, den ſie nicht erwartet hatten. Der Rath von Caſtilien kannte den Vertrag noch nicht, in welchem Ferdinand allen ſeinen Thronrechten entſagt hatte und hielt ſich ſeines Schwures noch nicht für entbunden, der ihn an den rechtmäßigen König band. Die Strengſten fühlten Unwillen darüber, daß der Kaiſer ſie nöthigen wolle, die Initiative bei einem Abfalle zu ergreifen, der ſie in den Augen ihrer Mitbürger entehren mußte. Viele, welche durch Murat halb gewonnen waren, wagten keinen Wunſch für Joſeph zu äußern, weil ſie fürchteten den Fürſten ſich zum Feinde zu machen. Der Großherzog und der Geſandte mußten, um die Bedenklichkeiten zu beſeitigen, den am 10. Mai in Bayonne unterzeichneten Vertrag mittheilen. Am 13. ſandte die Verſammlung an den Großherzog eine Adreſſe, die mit berechneter Zurückhaltung und Dürre abgefaßt war, um die Würde dieſer Corporation zu retten. Sie erklärte, daß ſie es für paßlich halte, daß dem Befehle des Kaiſers zufolge die Wahl auf den älteſten Bruder deſſelben, den König von Neapel, falle. Die oberſte Junta wie der Stadtrath von Madrid folgten dem Beiſpiele des Raths

von Caſtilien; ſie ſchrieben an demſelben Tage an den Kaiſer, um ihm ihre Wünſche zu Gunſten Joſeph Bonaparte's und ihre Bereitwilligkeit mitzutheilen, bei der Ausführung ſeiner großen Pläne mitzuwirken.

Die alten Souveraine, die ehemalige Königin von Etrurien, der Infant Don Franzisco de Paula und der Friedensfürſt hatten unterdeß Bayonne verlaſſen und den Weg nach Compiègne eingeſchlagen. Dieſes Schloß, namentlich der herrliche Wald dabei gefiel anfangs Karl IV. ſehr, aber das rauhe Klima geſtattete ihm keinen langen Aufenthalt daſelbſt. Am 17. September 1808 verließ er Compiègne, um nie wieder dahin zurückzukehren und begab ſich nach Marſeille, wo er mehrere Jahre blieb.

Ferdinand, ſein Bruder Don Carlos, der Infant Don Antonio und einige treue Diener baten im Exil beiſammen bleiben zu dürfen. Der Kaiſer wies ihnen das Schloß Valençay, das Eigenthum des Fürſten von Talleyrand, als Aufenthaltsort an. Sie reiſeten am 11. Mai dahin ab. Das Schloß war ein fürſtlicher Beſitz und ſeiner Pracht nach den Gäſten würdig, die es bewohnen ſollten, nichtsdeſtoweniger aber ein Gefängniß für den Mann, der von dem Throne geſtürzt worden war. Seine Stellung brachte es ſo mit ſich. Ferdinand konnte, als er ſeine Krone verlor, die Freiheit nicht behalten. Er konnte freilich ſein Unglück durch ſein würdevolles Benehmen und ſeinen Muth adeln, aber das Unglück fand ihn ſchwach und demüthig, wie ihn ſpäter das Glück undankbar und verfolgungsſüchtig finden ſollte. Am Tage ſeiner Ankunft in Valençay griff er zur Feder und ſchrieb an ſeinen Feind, an den Mann, der ihm die Krone genommen und ihn zum Gefangenen gemacht hatte, an den Kaiſer; er ſchrieb ihm, um ihm ſeine Huldigungen darzubringen. Bald kniete er

noch tiefer nieder. Er erfuhr die Erhebung Joſephs auf den ſpaniſchen Thron und in einem neuen Briefe vom 22. Juni drückte er gegen den Kaiſer ſeine Befriedigung darüber aus, ſo wie die ſeiner Brüder und ſeines Oheims; ja er that noch mehr, er ſchrieb ſelbſt an den Fürſten, der ſeine Krone trug, wünſchte ihm Glück, ſandte den Brief an den Kaiſer und erſuchte ihn, denſelben, nachdem er ihn geleſen, Sr. katholiſchen Majeſtät zu übergeben, „da eine „ſolche Vermittelung ihm dafür bürge, daß ſein Brief mit „dem Wohlwollen aufgenommen werde, das er nebſt ſeinen „Brüdern und ſeinem Oheim wünſche." Das ſind Handlungen unvergleichlicher Kriecherei. Die Seele erfüllt ſich mit Ekel bei dem Anblicke Ferdinands, der ſeine Sicherheit ſucht, indem er die Hand küßt, welche ihn ſchlägt und doch wird es uns ſchwer einen unglücklichen Fürſten zu beſchuldigen, welcher das Opfer einer hinterliſtigen und unbarmherzigen Politik war. Die Geſchichte kann vor ſo großem Unglücke nur ſeufzen und ſchweigen.

Ende des dritten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Bei Unterzeichnetem iſt erſchienen:

# Italien

in ſeinen Beziehungen

zur

## modernen Civiliſation.

Von **A. L. Mazzini.**

---

Aus dem Franzöſiſchen.

---

gr. 8. 2 Bände. geh. Preis 3 Thlr.

**Theodor Thomas.**

14–21.
56 – 7
(61)

Handbuchbinderei
H. B. Schiedeck 1971

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lefebvre, Armand,

Geschichte der Cabinette Europas während des Consulats und des Kaiserthums
1800 - 1815

Bd.: 3

Leipzig 1847

Gall.rev. 1030 w-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425608-7